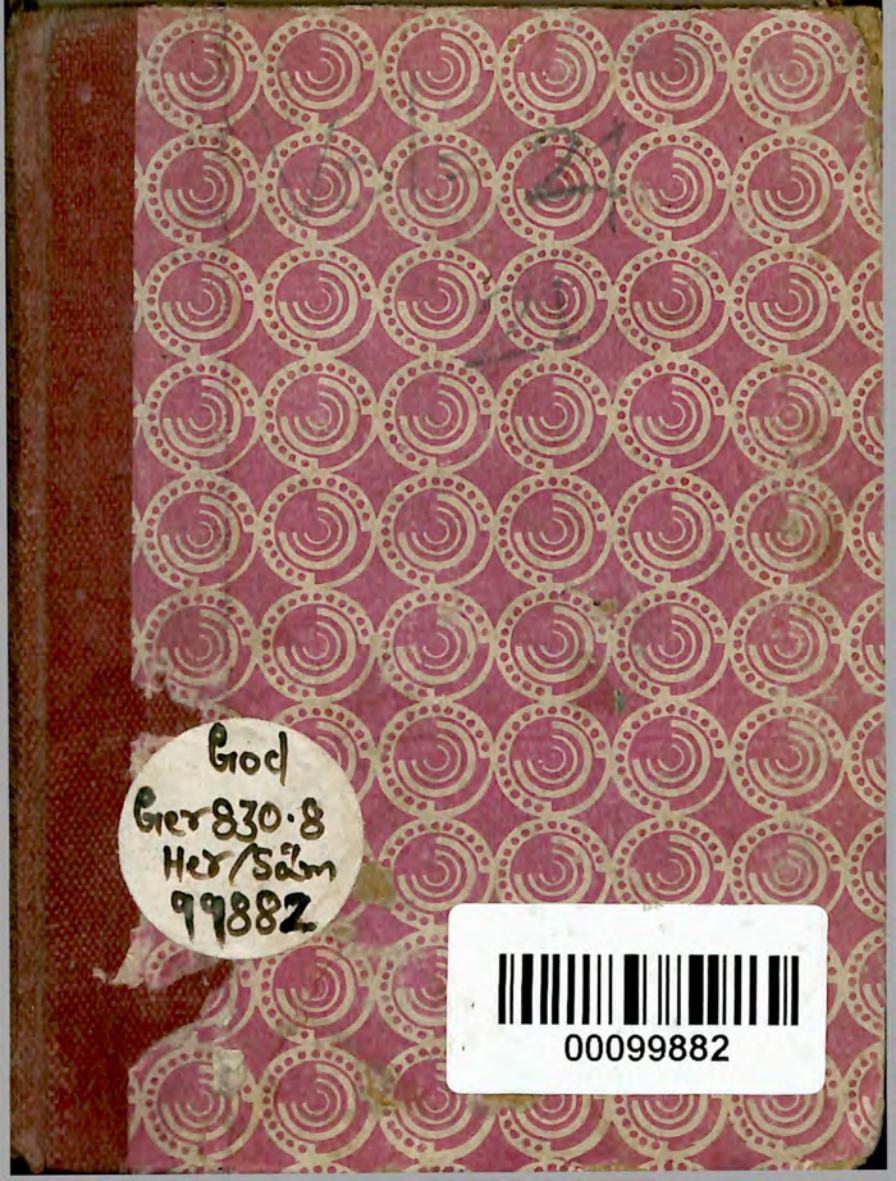
God
Ger 830.8
Her/Säm
99882

00099882

THE

ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY

Town Hall, Bombay.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 10 March, 2016

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

-L88PP

in vierzig Bänden.

99882

Einundzwanzigster Band.

21 vol

00.b.15

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

God
Ger 830.8
Her/Sdm
99882

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Neunter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1853.

Inhalt.

Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtern.

Seite

I. Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländiſchen Sage 3
Vorreden des Verfaſſers 5
Erſte Sammlung 9
Die Blätter der Vorzeit 9
Licht und Liebe 10
Sonne und Mond 11
Das Kind der Barmherzigkeit 12
Die Geſtalt des Menſchen 14
Der Weinſtock 15
Die Bäume des Paradieſes 16
Lilis und Eva 17
Sammael 19
Der Vogel unſterblicher Wahrheit 20
Der himmliſche Schäfer 21
Adams Tod 22
Zweite Sammlung 25
Der Schwan des Paradieſes 25
Der Rabe Noahs 26
Die Taube Noahs 27
Abrahams Kindheit 28
Die Stimme der Thränen 30
Das Grab der Rahel 31
Joſeph und Zulika 33

Seite

Der Streit der heiligen Berge 33
Die Worte des Gesetzes 34
Die Bürgschaft des Menschengeschlechts 36
Aarons Entkleidung 37
Der Tod des Moses 38
Dritte Sammlung 40
Die Opfertaube 40
Die Gesänge der Nacht 41
Die Morgenröthe 43
Der Psalmensänger 44
David und Jonathan 44
Der Jüngling Salomo 46
Salomo in seinem Alter 47
Elias 48
Der Wunderstab des Propheten 50
Der Thron der Herrlichkeit 51
Das heilige Feuer 52
Die Sterne 53
Vierte Sammlung 55
Treue 55
Der afrikanische Rechtsspruch 55
Weingefäße 57
Die Schlange 57
Alles zum Guten 58
Drei Freunde 58
Die Krone des Alters 59
Der Ueberwinder der Welt 60
Der Tag vor dem Tode 61
Der frühe Tod 62
Der Lohn der zukünftigen Welt 62
Die Rose unter Dornen 63
Der Engel des Todes 63

II. Das Rosenthal 65
Vorrede des Verfassers 67
Erstes Buch 69
Lob der Gottheit 69
Der Betende 70

Seite

Der Spiegel im Dunkeln 71
Das Schweigen 71
Die Rede des Weisen 71
Das wahre Lob 71
Staub und Edelgestein 71
Das Aeußere und Innere 72
Die Abkunft 72
Vortheile der Schönheit 72
Gefährliche Schönheit 73
Die gute Gesellschaft 73
Lockmanns Weisheit 73
Gabe der Vernunft 73
Der Weg zur Wissenschaft 73
Der Edelste 74
Haus und Hof 74
Unwürdiger Gewinn 74
Salz 75
Das Bleibende 75
Der Heuchler 75
Der Fromme und der Weise 76
Das Kleid des Geistlichen 76
Der Tapfere 76
Der Papagai und Rabe 76
Verschwendete Mühe 77
Vergangenheit und Zukunft 78
Strenge gegen sich selbst 78
Zweites Buch 79
Der Redner und Zuhörer 79
Unwissenheit 79
Scherz und Ernst 79
Wissenschaft für andre 79
Die Rüstung 80
Wissen ohne That 80
Die Schlinge 80
Der Honig 80
Unglückliche Krankheit 80
Das Schwere 80
Die Fahne und der Teppich 81

	Seite
Königes Dienſt	81
Könige und Weiſe	82
Der taube König	82
Die zertretne Mücke	82
Das Kamel und das Kind	82
Der mächtige Baum	82
Stolz und Güte	83
Frohe Milde	83
Gottes Lieblinge	83
Schonung des Namens	83
Der Schmeichler	84
Der Verleumder des Freundes	84
Feinde und Freunde	84
Vorwürfe	84
Gott und der Menſch	84
Der gute Mann und der Sünder	85
Die Lüge	85
Der langſame Pfeil	86
Wirkung des Zornes	86
Gewalt und Güte	86
Die Beleidigung	86
Der Beleidigte	86
Der Mürriſche	86
Der aufſteigende Seufzer	87
Die Beſtimmung	87
Das Roß und der Eſel	87
Zufriedenheit	87
Drittes Buch	88
Morgengeſang der Nachtigall	88
Der nächſte Freund	88
Gottes- und der Könige Furcht	88
Die heitere Stirn	88
Der Verſtoßene	89
Die eigene Weiſe	89
Vernunft und Sprache	89
Kunſt und Glück	89
Wiſſenſchaft ohne Anwendung	89
Der Lechzende	89

Seite

Leben und Gut 90
Der Handelsmann 90
Das Unersättliche 91
Falschheit und wahrer Werth 92
Der Reiche und der Arme 92
Das Gold 92
Mäßigkeit 92
Wünsche 92
Lied eines Wanderers 93
Die Dornen am Wege 93
Der König und der Bettler 93
Joseph 93
Gebrauch der Güter 93
Die lieblichste Traube 93
Das offne Auge des Todten 94
Umschrift der Krone des Königes Kosru 94
Die nutzlose Mißgunst 94
Feindes Rath 95
Der Lehrer und Schüler 95
Verstand und Gemüth 95
Der Zufall 95
Langsames Glück 96
Freundschaft der Könige 96
Gelegenheit 96
Anfang des Uebels 96
Das Flüchtige 97
Alte Bekanntschaft 97
Viertes Buch 98
Der Trauerbote 98
Der Gesang der Nachtigall 98
Anmuth des Gesanges 99
Macht des Gesanges 100
Die Liebe 100
Die laute Klage 101
Die Blume des Paradieses 101
Die Perle 101
Die Labende 102
Der Abschied 102

Seite

Das Unersetzliche 102
Der gesellige Schmerz 104
Das Grab 104
Das Leben des Menschen 104
Trost des Lebens 105
Dank des Sterbenden 106
Mühe und Belohnung 106
Reichthum und Tugend 106
Die Cypresse und der Palmbaum 106

III. Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenländern 107

1. Die Poesie der Ebräer 112
— — der Araber 112
— — der Perser 114
Sadi. Nachricht von seinem Leben 115
2. Die Poesie der Morgenländer hat ihren allgemeinen Hauptcharakter 118
3. Ueber den Werth vortrefflicher Sprüche 123

IV. Gedanken einiger Bramanen 129

Zwei Blüthen 131
Wissenschaft und Tugend 131
Verschiedener Umgang 131
Freundschaft 132
Edle und niedrige Freunde 132
Der Freund 132
Die Kohle 132
Der treulose Freund 133
Treulosigkeit 133
Die Trennung 133
Die Verstorbenen 134
Dreifacher Zustand 134
Bestimmung der Natur 134
Vorsehung 134
Zwecke des Lebens 135
Religion 135
Unerbetene Wohlthat 135
Die Sache der Menschheit 136

Seite

Der Fruchtbaum 136
Die Weihe des Fürsten 136
Der Welteroberer 136
Der Mann von Werth 136
Edelstein und Glas 137
Zierde 137
Die Blume 137
Verführerinnen 137
Stand und Umgang 138
Wahre Lebensart 138
Die verständige Natur des Menschen 138
Der Liebling des Glückes 138
Das Licht 139
Der geworfene Ball 139
Sache und Erfolg 139
Betrübniß des Gemüthes 139
Gedeihen der Menschheit 139
Armuth 140
Der fallende Tropfen 140
Herrschende Sinnlichkeit 140
Wissen und Thun 141
Verschwendeter Werth 141
Vollendung des Werks 141
Milde Gesinnungen 142
Die Nachtigall und das Weib 142
Andacht 142
Religion 143
Abschied des Einsiedlers 143

Vermischte Stücke, aus verschiedenen morgenländischen Dichtern [1] 145

* All-Hallils Klagegesang 147
Die mähende Zeit 148
Werth des Kleinsten 148
Worte 148
Das wechselnde Glück 149
Feindschaft zwischen Freunden 149

[1] Nur die mit * bezeichneten waren ehemals schon gedruckt.

	Seite
* Al-Hallils Rede an seinen Schuh	149
Eigner Glaube	151
Wahrheit und Recht	151
Lob und Lüge	152
Wasser des Lebens	152
Der Unwissende	152
Die schweigende Nachtigall	152
Nutzlose Kraft	152
Das leuchtende Gestirn	152
Was in deiner Gewalt ist	153
Mißbrauch	153
* Dem Namenlosen	153
* Der eigne Schatten	154
Das Aeußere und Innere	155
Dein Bruder	155
Die Krähe	155
Mitgefühl	155
Falsche Hoffnung	155
Der schlafende Tyrann	155
Strafe der Unschuld	156
Verrath	156
Unmäßigkeit	156
Der Zorn	156
Der Adler	156
* Die Gegenwart	156
Verschwiegenheit	157
Wahre Wohlthat	157
Insecten	157
Der unerkannte Feind	158
Unnütze Rede	158
Schamlosigkeit	158
Adler und Eule	159
Trommel und Laute	159
Der Zuträger	159
Schwere des Goldes	159
Trüglicher Weg	159
Königs Dienste	159
Geduld	160

Seite

Das geduldige Kamel 160
Zu früher Genuß 160
Der heilige Wahnsinn 160
Wiedervergeltung 161
Der kleine Feind 161
Das Ungleiche 161
Veränderung des Orts 161
Die Probe 162
Der Mächtige 162
Der gute Name 163
Der Strom 163
Die Abkunft 163
Die Entzauberung 164
Grab eines Edeln 165
Klage eines Vaters um seinen Sohn 166
Gesetz der Natur 166
Des Heiligen Grab 166

VI. Ueber ein morgenländisches Drama 167
Vorrede zur Sakontala 169
Kama's Erscheinung 196
Tamajandri 196

VII. Das Buch der gerechten Mitte, und Exempel der Tage 199
Das größeste Uebel des Staats 206
Die Ratte in der Bildsäule 206
Das Pferd und der König 207
Der Verzweifelnde 208
Der Drache und der Strom 210
Der Vogelsteller 211
Die Klagende 212
Die Katze und die Maus 213
Der Eimer 214
Die veränderte Zeit 216
Die beste Art der Vorstellung 219
Der Stärkere über den Starken 221
Eigene und fremde Schuld 222
Der treue Diener auch im Tode 223

Seite

Die Stiefmutter 224
Umgang der Jünglinge 225
Der Ich-Philosoph 227
Treue im Dienst 228
Des Feldherrn Tafel 228
Beilage: Montesquieu von den Sinesen 230

VIII. Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen. . 233

IX. Der fliegende Wagen, oder die ungebrauchte und mißbrauchte Macht. Ein morgenländisches Märchen . . . 243

Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts. [1]

Einleitung 255

1. Geschichte. Gab es eine unter Ludwig, Wilhelm, Anna? Und warum nicht? Werden wir eine von unsrer Zeit erhalten? Lob der damaligen Geschichtschreiber und Geschichtforscher Frankreichs . . 261
Geschichte und Dichtkunst. Ein Musengespräch in der vatikanischen Rotonda 266
Baco von der Geschichte 269

2. Denkwürdigkeiten (Mémoires). Seit wann und wie vorzügliche dergleichen Denkwürdigkeiten Frankreich habe? Mémoires unter der Vormundschaft der Königin und der Regierung des Königes. Wie stehen diese Producte am Ende des Jahrhunderts? sind sie ausschließende Muster? Seele solcher Mémoires. Empfehlung dieser Schriftenart für Deutschland. Denkwürdigkeiten seiner selbst 270
Maß der Adrastea in Denkwürdigkeiten seiner selbst . . . 278

3. Gedanken (pensées). Maximen 283
Sinnreiche Sprüche der Alten, der Neuern, Franzosen. — Pascals Gedanken, ihre Stärke und Schwäche. — Rochefoucaults Gedanken, ihr Werth. — Esprit aus allen Schriften. — Thoughts der Engländer.
Wie dergleichen Gedankensammlungen zu gebrauchen, zu benennen, einzutheilen, uns anzueignen seyen? — Auszeichnung unsrer eignen Gedanken. [2]

1 Adrastea, 3. Stück.
2 Bis hieher Herausgeber Joh. von Müller.

Seite

4. Lehrgedichte, was sie seyen? 291

Einander zur Seite gestellt Boileau und Pope. — Lehrgedichte über wissenschaftliche Gegenstände. Polignacs Anti-Lucrez. — Warum die Neuern keine Lehrgedichte über ihre Systeme haben, wie die Alten? — Ein künftiges dergleichen Lehrgedicht. — Philosophische Oden. Ein Kranz auf Uz Grabe. — Wunsch eines zweiten Pope.

Die Gärten der Hesperiden, eine Unterredung 298

5. Fabeln 304

Ihr Grund in der bestehenden, mittelst unwandelbarer Charaktere fortwirkenden Natur, eine Grundveste des menschlichen Verstandes. — So betrachteten sie die ältern Nationen. Sadi. Wischnu-Sarma. — Wie sie seit la Fontaine angesehen ward? Unterschied der alten und neuen Fabel. — Ob wir nicht noch zum Fabelgedicht der Natur zurückkehren könnten?

Das Conservatorium und die Erscheinung 311

Fortsetzung über die Fabel 312

Lessings Theorie. — Eintheilung der Fabeln in theoretische, sittliche, und Fabeln des Schicksals.

Fortsetzung 319

Vortrag der Fabel. — Das Lächerliche der Fabel. — Ob die Wesen der Fabel Theilnehmung bewirken? — Unkraut der Fabel. — Sylbenmaße der Fabel

6. Märchen und Romane 326

Grund des Märchens in unsrer Natur. Kosmogonische, physische, menschliche Schicksalsmärchen. — Morgenländische, griechische, französische Märchen. — Märchenhafte Lebensbeschreibungen.

Beilage 332

Guter und böser Märchenleumund. — Heroiden. Pope's Heloise. Aura an Zephyr. Zephyr an Aura.

Fortsetzung über Märchen und Romane . . . 336

Geistliche und Ritterromane. — Feen-Kindermärchen

Der Traum. Ein Gespräch mit dem Traume 343

Fortsetzung. Politische, Swifts, spanische Romane . 346

Schluß. Ideal des Märchens und der Romane . . . 349

Der erste Traum 352

Seite

7. Idyll 353
Ursprung der Hirtengedichte in den Morgenländern. — Idyllenwelt der Kindheit. — Griechische, italienische, französische, englische Idyllen. — Begriff des Idylls in verschiedenen menschlichen Lebensweisen und Ständen.

8. Bilder, Allegorien und Personificationen . . . 361
Allegorie der Kunst. — Fülle und Heiligkeit dieser Sprache. — Wie sehr wir in Bildern denken.

Fortsetzung. Personendichtung 366

1. Allegorie der Kunst 366
a. in der Bildnerei, b. in Reliefs, c. auf geschnittnen Steinen, d. auf Münzen, e. allegorische Gemälde. Resultate für Allegorien der Kunst.

2. Allegorie der Rede 373
Personificationen in der Sprache, besonders in lyrischen Gedichten. — Ihr Verhältniß zur Kunstallegorie. — Allegorien der Engländer. Allegoriendichter.

Allegorien der Kunst nach alten Kunstdenkmalen. Ein griechischer Hain 378

Allegorien der Rede. Proben aus Gallisch und Göz. . 380

9. Tanz. Melodrama 383
Macht der seelenvollen Gebärdung. — Ihr natürliches Band mit Tönen. — Melodrama in Griechenland, Oper in Italien und Frankreich. — Quinault. — Jetziger Stand der Oper.

Olla Potrida musikalischer Gedanken und Empfindungen, oder die neueste deutsche Oper 391

Beilage. Wirkt die Musik auf Denkart und Sitten? . . 398

Blumenlese

aus

morgenländiſchen Dichtern.

I.

Blätter der Vorzeit.

Dichtungen aus der morgenländiſchen Sage.

Aus den zerſtreuten Blättern, dritte Sammlung, 1787.

Erſte Vorrede

zu den jüdiſchen Dichtungen und Fabeln.

(Im Teutſchen Merkur 1781.)

Die ebräiſche Nation hat ihre Mythologie und Dichtung, wie alle Völker, die durch Sprache und Tradition bis ins hohe Alterthum reichen; nur es iſt dieſelbe nicht ſo bekannt, geſchätzt und ausgebildet als die Mythologie andrer, ſelbſt einiger unſtreitig rauherer und wilderer Völker. Die Urſache hievon liegt meiſtens in den Schickſalen der Nation, in der Lage ihrer äußern und innern Umſtände, die auch die Anwendung ihres Geſchmacks und des Scharfſinnes, den ihr die Natur gewiß nicht verſagt hat, beſtimmt oder fehlgeleitet haben. Ich gehe alles vorbei und führe nur das Eine an. Das alte Teſtament iſt bei ihnen das Buch der Bücher; alle Lehre, alle Weisheit muß demſelben irgendwo angefügt, aus ihm, wo möglich, hergeleitet werden. Nothwendig mußte dieß den ſcharfſinnigen Köpfen des Volks einen engen, zu engen Kreis geben. Man ſetzte hinter den Text der Bibel was unſtreitig beſſer allein geſtanden hätte; man kleidete in ein Bild, in eine Parabel, was lieber eine freie Dichtung werden mochte; man ſah ſich endlich genöthigt, nach vielen Proben der Weiſen voriger Zeit Arten der Auslegung feſtzuſetzen, die eigentlich gar keine Auslegung, ſondern Anwendung, freie Dichtung mit Worten oder nur bei Gelegenheit Eines Worts des bibliſchen Texts waren, deren höchſte Schönheit alſo natürlich dahin ging, mit Worten der Bibel etwas ganz anderes zu ſagen als der urſprüngliche Sinn war; etwas neues, unerwartet ſcharfſinniges und ſchönes. Lehrer und

Schüler wetteiferten hierüber; und die Sache iſt jedem bekannt der nur Einen Bibel-Commentar dieſes Volks, Eine Sammlung ihrer Sprüche, Dichtungen und Fabeln geſehen, oder auch nur die Regeln der Auslegung und Erweiterung des Worts ihrer Väter, die ſie ſelbſt geben, geleſen.

Aber nun, was hatte dieſe Dichtungsart, dieſe Einkleidung und Anheftung ſcharfſinniger Gedanken an die Sprache der Bibel — was hatte ſie für ein Schickſal, da ſie in die Hände andrer Nationen fiel, die dieß alles für eigentliche Auslegung des Worts Gottes hielten? Wo der Rabbi am ſcharfſinnigſten geweſen war, ward er am dümmſten; eben wo er den feinſten Witz angebracht hatte, ſchien er ein raſender Schwärmer. Man machte lächerlich was man hin und wieder gar nicht verſtand; und indem man den ſchönen glänzenden Staub auf dem Flügel des Schmetterlings mit groben Händen angreifen, ja gar zerſägen und zertheilen wollte, freilich ſo ging der Schmetterling und ſein Flügel verloren, und man beſudelte ſich nur die Hände.

Die die Geſchichte dieſes Volks und ſeiner Behandlung kennen, werden auch literariſch hierüber keine Beweiſe verlangen; eine Reihe Bücher, zum Theil ſehr neuer Bücher, ſind davon redende Beweiſe.

Doch warum dieß alles an dieſem Orte? Ich wollte hier nur eine kleine Probe vom dichteriſchen Witz und Scharfſinn, oder, wenn man will, von der Mythologie der Ebräer geben, meiſtens nur nach Maßgabe ihrer älteſten Geſchichte. Der Reichthum derſelben, die ganze Bibel hinunter und an andern Orten, iſt groß, aber ſehr ungleich. Es thäte mir leid, wenn niemand etwas ſcharfſinniges, etwas geiſtiges und feines in dieſen Dichtungen fände; ſehr lieb aber wäre mir's, wenn ich einen Weiſen, einen Gelehrten der Nation ſelbſt veranlaßte die Perlen aus dem Grunde des Meers, die Goldkörner aus dem ſchlechten Staube hervorzuziehen; und uns reichere, ſchönere Sammlungen zu geben, wie Hr. Mendelsſohn

theils mit einigen Gedichten und Fabeln, theils mit einigen Sprüchen und Geschichten der Weisen seines Volks schon gethan hat. Zum Schlusse erinnere ich nur Eins. Wenn die Dichtung mit Worten der Bibel spricht und meistens die Worte in einem neuen Sinn anführet, so ist dieß theils ihr Zweck, theils im Ohr der Nation ihre besondre Schönheit.

Zweite Vorrede.

(In der dritten Sammlung zerstreuter Blätter 1787.)

Nachstehende Dichtungen maßen sich keine Stelle unter Aesops Fabeln an; vielmehr verbergen sie sich unter dem bescheidnern Namen der Dichtungen aus Sagen. Denn aus Sagen oder aus der Geschichte alter morgenländischer Völker sind sie geschöpft; sie mußten also auch in ihrer neuen Gestalt den Sitten und der Vorstellungsart dieser Nationen treu bleiben, selbst wo diese von der unsern sich weit entfernen. Zum kindlichen Ton der Sage gehörte es auch, daß sie kein poetisches Sylbenmaß hätten, und auf den Schmuck feinerer Völker überhaupt Verzicht thäten. Sie stehen bescheiden als Fremdlinge hier, und erwarten die freundliche Willfährigkeit die man Ausländern erweiset, daß man nämlich in ihre Denkart eingehe, und sie nur nach ihren eignen Gesetzen richte.

Ich bin zu ihnen gekommen auf Wegen wo ich so etwas nicht suchte; meistentheils nämlich im Studium morgenländischer Sprachen, Sagen, und Commentare. Hier war mir oft ein Bild, ein Gleichniß, eine Dichtung das was jenem müden Propheten der Wachholderbaum in der Wüste war; an sich eine arme Geniste, die ihm indeß Schatten gab und ihn stärkte. Oder ohne Bild zu reden, ich traf in den Sagen des Morgenlandes, so ungereimt sie manchmal

ſchienen, oft ſo dichteriſche Ideen an, die um eine beſſere Ausbildung gleichſam fleheten, daß es mir ſchwer ward ſie nicht auszuzeichnen und in müßigen Stunden nach meiner Weiſe zu geſtalten. Niemand alſo vermiſche dieſe Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel; ſie ſind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländiſcher Völker, oder wenigſtens aus Samenkörnern dieſer Art entſproſſene Gewächſe. In ihrer Ausbildung gehören die meiſten mir völlig zu; wenige nur ſind, wie ſie daſtehen, ganz in der Tradition gegeben.[1] Alle andre aber ſtützen ſich ebenfalls, wie jeder Beleſene es wiſſen wird, auf Sagen; und je mehr ſie ſich auf ſolche ſtützen, je ächter ſie den Geiſt des Morgenlandes der in ſolchen herrſcht, auch in dieſer Nachbildung hauchen, deſto mehr erreichen ſie ihre Wirkung. Man hört in ihnen ſodann ein fortgeſetztes Märchen ſeiner Kindheit: die Dichtung ſchlingt ſich an das was man von Jugend auf lernte, indem ſie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichſam nur ausmalet. Kind muß man alſo auch werden wenn man dieſe Dichtungen als morgenländiſche Fabeln oder Idyllen lieſet; und da einige derſelben bereits im Teutſchen Merkur 1781 den Beifall von Perſonen erhalten haben, deren zwei oder drei mir ſtatt vieler ſind, ſo bin ich über die jetzt hinzu gekommenen wenig verlegen. Sie ſind aus eben denſelben Quellen geſchöpft, und athmen den Geiſt einer und derſelben Weltgegend.

[1] Z. B. die Kindheit Abrahams. Joſeph und Zulika. Der Wunderſtab des Propheten, u. a.

Erſte Sammlung.

Die Blätter der Vorzeit.

Im Hain der älteſten Sage irrte mein Geiſt umher, und kam an die Pforte des Paradieſes. „Was willſt du, Sterblicher, hier?“ ſprach jene glänzende Wundergeſtalt, die den heiligen Garten bewachte; aber gemildert war ihr Glanz, und ſtatt des feurigen Schwertes hatte ſie einen Palmzweig in ihrer menſchlichen Hand.

„Die älteſte Wohnung meines Geſchlechts zu ſehen,“ antwortete ich; „den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntniß und jene glücklichen Auen, auf welchen der Vater der Menſchen von allem Lebendigen einſt und von den Elohim ſelbſt kindliche Weisheit lernte.“

„Dieß Paradies iſt verblühet,“ ſagte die Wundergeſtalt. „In einen unſterblichen Garten iſt der Baum des Lebens verpflanzt, und der Baum der Erkenntniß blühet allen Völkern der Erde. Erkenne meine Geſtalt.“ Der Cherub ſprach's, berührend mich mit ſeinem Zweige, und erhob ſich in die Luft.

Welche Geſtalt ſah jetzt mein Auge! welche Stimmen der Schöpfung vernahm mein neu-geöffnetes Ohr! Alles Lebendige und die Könige ſeiner Geſchlechter, Adler und Stier, Menſch und Löwe, ſie trugen des Ewiglebenden Thron: Ein Glanz, ein Lobgeſang in raſtloſer Bewegung. Wohin der Adler flog, dahin leuchte der Stier, dahin wandte der Löwe ſich; und der Menſch, ihr aller freundlicher und jüngſtgeborner Bruder, er war der Prieſter der Natur, der aller Stimmen und Opfer dem Ewiglebenden darbrachte; den heiligen

Wagen der Erdeschöpfung lenkte er. Mein Geist zerfloß in Harmonie des Lobgesanges aller Wesen. —

Da stand in milderem Glanz der Cherub wieder vor mir. Der Palmzweig der in seiner Rechten war zerfiel: seine Blätter waren die unverwelklichen Blätter der ältesten Sage. „Empfange sie," sprach er, „lies und deute sie deinen Brüdern." Das Gesicht verschwand.

Ich folge dem Wort der Wundergestalt, die, wie alle Gestalten, so alle Stimmen der Schöpfung in sich vereinet und jedes entschlafene Menschengeschlecht überlebt hat. Auf meiner Lippe sey die Sprache der alten Zeit; meine kindliche Sage athme den Hauch vom Zweige des Paradieses.

Licht und Liebe.

Im Anfange war alles wüst und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen und brach des Eises Ketten, und regte wie eine brütende Taube die erwärmenden Mutterflügel sanft.

In dunkler Tiefe regte sich alles jetzt, aufringend zur Geburt. Da erschien der Erstgeborne, das sanft erfreuende Licht.

Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Wassern schwebete; sie schwangen sich auf zum Himmel und webten das goldene Blau; sie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten mit Leben sie an; sie trugen die Erd' empor, einen Gottes Altar bestreuend sie mit immerverjüngten Blumen — den kleinsten Staub beseelten sie.

Und als sie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllet hatten, da standen sie rathschlagend still und sprachen zu einander: „Lasset uns Menschen schaffen, unser Bild; ein Gleichniß deß, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe schuf." Da fuhr

Leben in den Staub; da strahlte Licht des Menschen göttliches Antlitz an, und Liebe wählete sein Herz zu ihrer stillen Wohnung.

Der ewige Vater sah's und nannte die Schöpfung gut; denn alles füllte, alles durchdrang sein immerwirkend Licht und seine holde Tochter, die belebende Liebe selbst.

Was murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos ist geordnet; ordne du dich selbst! Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Vom Rath des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit."

Er sprach's; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn, so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt: die Erde jauchzete; ihr dufteten die Kräuter; die Blumen schmückten sich —

Neidend stand das andre Licht und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen," sprach sie murrend bei sich selbst, „zwei Fürsten auf einem Thron? Warum muß ich die Zweite und nicht die Erste seyn?" —

Und plötzlich ſchwand, vom innern Grame verjagt, ihr ſchönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich ſtand Luna da, beſchämt vor allen Himmliſchen, und weinte: „Erbarme dich, Vater der Weſen, erbarme dich!“

Und Gottes Engel ſtand vor der Finſtern da; er ſprach zu ihr des heiligen Schickſals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet haſt, Unglückliche, ſo wirſt du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt, ſo ſteheſt du halb oder ganz verfinſtert da wie jetzt.“

„Doch, Kind des Irrthums, weine nicht. Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verziehn, und ihn in Wohl verwandelt. Geh, ſprach er, ſprich der Reuenden tröſtend zu: auch ſie in ihrem Glanze ſey Königin. Die Thränen ihrer Reue werden ein Balſam ſeyn, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenſtrahl Ermattete mit neuer Kraft belebet.“

Getröſtet wandte ſich Luna, und ſiehe da umfloß ſie jener Glanz in welchem ſie jetzt noch glänzt; ſie trat ihn an den ſtillen Gang, den ſie jetzo noch geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jeder Thräne, ſucht ſie wen ſie erquicke; ſie ſuchet wen ſie tröſte.

*

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich! Der Neid hat Engel vom Himmel geſtürzt; er hat die holde Geſtalt der Nacht, den ſchönen Mond, verdunkelt.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menſchen erſchaffen wollte, verſammelte er rathſchlagend die oberſten Engel um ſich.

„Erſchaffe ihn nicht!“ ſo ſprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen ſeine Brüder ſeyn, und hart und grauſam gegen den Schwächern handeln.“

„Erſchaffe ihn nicht!“ ſo ſprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menſchenblut; der Erſtgeborne ſeines Geſchlechts wird ſeinen Bruder morden.“

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,“ ſo ſprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildniß ſelbſt, der Treue Siegel auf ſein Antlitz prägteſt.“

Noch ſprachen ſie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngſtes liebſtes Kind, zu ſeinem Throne trat, und ſeine Kniee umfaßte. „Bild ihn, ſprach ſie, „Vater, zu deinem Bilde ſelbſt, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlaſſen, will ich ihn ſuchen, und ihm liebend beiſtehen und ſeine Fehler ſelbſt zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, ſo ſollen ſeines Irrthums Folgen ſelbſt zurück ihn führen und mit Liebe beſſern.“

Der Vater der Menſchen bildete den Menſchen. Ein fehlbar-ſchwaches Geſchöpf; aber in Fehlern ſelbſt ein Zögling ſeiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe die nimmer ihn verläßt, ihn immer beſſernd. —

Erinnere dich deines Urſprungs, Menſch, wenn du hart und unbillig biſt. Von allen Gottes-Eigenſchaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Bruſt.

Die Gestalt des Menschen.

Der Schaffende stieg hernieder und alle Engel, die Fürsten der Elemente, sahen auf sein Werk.

Er rief dem Staub. Zusammen flog der Staub aus allen Theilen der Erde, der Engel der Erde sprach: „ein sterbliches Geschöpf wird dieß Gebilde seyn wo irgend auf Erden es lebt. Denn Erde ist es, und muß zur Erde werden."

Er rief der himmlischen Wolke; sie feuchtete den Staub. Da wälzete sich der Thon, und wölbete sich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Wassers sprach: „Du wirst der Nahrung bedürfen, künstliches Geschöpf; Hunger und Durst werden die Triebe deines Lebens werden."

Von innen formeten sich Adern und Gänge; von außen mancherlei Glieder, und der Engel der Lebendigen sprach: „mancherlei Verlangen wirst du unterworfen seyn, kunstreich-schönes Gebilde, die Liebe deines Geschlechts wird dich ziehen und treiben."

Da trat Jehovah zu ihm mit seinen Töchtern, der Liebe und der Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf, und gab im Kuß ihm seinen unsterblichen Athem. Erhaben stand der Mensch, und blickte freundlich umher: „Siehe," sprach der Schöpfer, „alle Gewächse der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben; dein Vaterland, die ganze Erde ist dein, daß du sie verwaltest. Aber du selbst bist mein; dein Athem ist mein; ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder." —

Die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe, blieben bei ihm, dem neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn, lehrten ihn kennen Kräuter und Thiere; sie sprachen mit ihm als seine Gespielinnen, und ihre Lust war bei dem Menschenkinde.

So lebet der Mensch hienieden seine Zeit. Dann sinket er zusammen und gibt zurück den Leib den Elementen, aus welchen er

ward; aber sein Geist kehrt wieder zu Gott, der seinen Athem ihm im Vater-Kusse gegeben.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt," so sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint." „Jehovahs Huld hat mich zum Segen gesetzt," so sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." Der Apfelbaum sprach: „wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses." Und die Myrthe sprach: „wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch." So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir, sprach er zu sich selbst, scheint alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Frucht; aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten." Er sank danieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang ihre harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigete bald der Weinstock sich zu seinem Herren nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwanke Ranke; denn viele von ihnen standen schon

entfruchtet da; er aber freuete ſich ſeiner ſchlanken Geſtalt und ſeiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut ſein Saft noch jetzt des Menſchen Herz, und hebt empor den niedergeſunkenen Muth, und erquicket den Betrübten.

*

Verzage nicht, Verlaſſener! und harre duldend aus. Im unanſehnlichen Rohre quillt der ſüßeſte Saft; die ſchwache Rebe gebiert Begeiſterung und Entzückung.

Die Bäume des Paradieſes.

Als Gott den Menſchen in ſein Paradies einführete, da neigeten ſich vor ihm des Paradieſes Bäume; jeder bot mit wehendem Wipfel dem Lieblinge Gottes ſeine Früchte dar, und ſeiner Zweige Schatten zur Erquickung. „O daß er mich erwählte," ſprach der Palmbaum, „ich wollte ihn ſpeiſen mit den Trauben meiner Bruſt und mit dem Weine meines Saftes ihn tränken. Von meinen Blättern wollte ich ihm eine friedliche Hütte bauen und überſchatten ihn mit meinen Zweigen." „Mit meinen Blüthen wollte ich dich beſtreuen, ſprach der Apfelbaum, und laben dich mit meinen beſten Früchten."

So alle Bäume des Paradieſes; und Jehovah führete Adam freundlich hin zu ihnen, nannte ihm die Namen aller, und erlaubte ihm den Genuß von allen, außer Einer Frucht vom Baum der Erkenntniß.

„Ein Baum der Erkenntniß, ſprach der Menſch in ſich. Alle andern Bäume geben mir nur irdiſche, leibliche Nahrung; und dieſer Baum, der meinen Geiſt erhebt, der die Kräfte meines Gemüthes ſtärkt, er wäre mir verboten?" Noch unterdrückte er den Gedanken zwar; als aber das Beiſpiel und die Stimme der Verführung zu ihm ſprach, da koſtete er von der böſen Frucht, deren Saft noch jetzt in unſerm Herzen gähret.

Alle ſchätzen wir gering was uns vergönnet iſt, und ſehnen uns nach dem Verbotenen, wir wollen nicht glücklich ſeyn durch das was wir ſchon ſind; wir haſchen nach etwas das über uns iſt, hoch über unſerm Kreiſe.

*

„Du haſt den Menſchen ein hartes Verbot gethan, ſprachen die höhern Geiſter, als Gott wiederkehrte; denn was iſt reizender einem Geſchöpf dem du Vernunft gegeben, als daß es Erkenntniß lerne? Und deßhalb willſt du ihn, der dein Gebot bald übertreten wird, mit dem Tode ſtrafen?"

„Wartet, wie ich ihn ſtrafen werde," ſprach der Gütige: „ſelbſt auf dem Wege ſeines Irrthums, der mit Schmerzen der Reue ihn durch ſtechende Dornen führen wird, ſelbſt dort geleit' ich ihn zu einem andern Baum, zum Baume eines höheren Paradieſes."

Lilis und Eva.

Einſam ging Adam im Paradieſe umher; er pflegte der Bäume, nannte die Thiere, freuete ſich überall der fruchtbaren ſegenreichen Schöpfung, fand aber unter allem Lebendigen nichts das die Wünſche ſeines Herzens mit ihm theilte. Endlich blieb ſein Auge an einem der ſchönen Luftweſen hangen die, wie die Sage ſagt, längſt vor dem Menſchen die Bewohner der Erde geweſen waren, und die ſein damals hellerer Blick zu ſchauen vermochte. Lilis hieß die ſchöne Geſtalt, die, wie ihre Schweſtern, auf Bäumen und Blumen wohnte, und nur von den ſchönſten Gerüchen lebte. „Alle Geſchöpfe," ſprach er bei ſich ſelbſt, „leben in Gemeinſchaft unter einander, o daß mir dieſe ſchöne Geſtalt zur Gattin würde!"

Der Vater der Menſchen hörte ſeinen Wunſch und ſprach zu ihm: „du haſt dein Auge auf eine Geſtalt geworfen die nicht für dich erſchaffen iſt; indeſſen, deinem Irrthum zur Belehrung, ſey dir

dein Verlangen gewähret." Er ſprach das Wort der Verwandlung, und Lilis ſtand da in menſchlichen Gliedern.

Freudig wallete Adam ihr entgegen; ſchnell aber ſah er ſeinen Irrthum ein, denn die ſchöne Lilis war ſtolz und entzog ſich ſeiner Umarmung. „Bin ich, ſprach ſie, „deines Urſprunges? Aus Luft des Himmels ward ich gebildet und nicht aus niedriger Erde. Jahrtauſende ſind mein Leben: Stärke der Geiſter iſt meine Kraft, und Wohlgeruch meine himmliſche Speiſe. Ich mag dein niedriges Geſchlecht der Staubgebornen mit dir nicht vermehren." Sie entflog, und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren.

Gott ſprach: „es iſt nicht gut daß der Menſch allein ſey; ich will ihm eine Gattin geben die ſich zu ihm füge." Da fiel ein tiefer Schlaf auf Adam, und ein weiſſagender Traum wies ihm das neue Gebilde. Aus ſeiner Seite ſtieg's empor, mit ihm von einerlei Weſen. Freudig erwachte er, und ſah ſein zweites Selbſt; und als Gott die Liebliche zu ihm führte, ſiehe da bewegte ſich die Stätte ſeines Herzens, denn ſie war ſeinem Herzen nahe geweſen. „Mein biſt du," rief er aus, „du ſollt Männin heißen; denn du biſt vom Manne genommen."

Darum wenn Gott einen Jüngling liebet, ſo gibt er ihm die Hälfte die ſein iſt, das Gebilde ſeines Herzens, zum Weibe. Empfindend daß ſie für einander geſchaffen worden, werden ſie beide zu Einem Bilde in täglich neuer Zufriedenheit und Jugend-Schönheit. Wer aber frühe nach fremden Reizen blickt und buhlt nach Weſen die nicht zu ihm gehören, empfängt zur Strafe eine fremde Hälfte. In Einem Leibe zwo verſchiedne Seelen, haſſen ſie einander, zerreißen ſich und quälen einander zu Tode.

Sammaël.

Als Gott den Menſchen aus Staube geſchaffen und den verweslichen Staub gekrönet hatte mit ſeines Ebenbildes Krone, ſtellete er ihn den Engeln dar und allen Geſchöpfen. Die Schaar der Engel neigete ſich vor ihm als ihrem jüngeren Bruder; ſie dienten ihm fröhlich bei ſeiner paradieſiſchen Hochzeitfreude.

Nur einer derſelben, der ſtolze Sammael, ſpottete ſein: „Bin ich nicht, ſprach er, aus Licht geſchaffen worden, nicht aus Staube? Der Feuerſtrom der vom Throne fließt, gab mir das Weſen und nicht die zerfallende Erde.“ —

Siehe, da wich von ihm der Strom des Lichts; wie Schnee zerſchmolz das Kleid das ihn umgab und glänzend ſchmückte. Der ſtolzeſte Geiſt erſchien jetzt als der niedrigſte, da ihn die Kraft verließ die ja nicht ſein war.

Voll Zorn entwich er der Schaar der Himmliſchen, und drohte Rache den unſchuldigen Menſchen. „Da ich durch Euch, ſprach er, unglücklich worden bin, ſo ſollet auch Ihr durch mich unglücklich werden.“ Er hatte das Verbot gehört das ihnen die Frucht des ſchädlichen Baumes unterſagte; er nahm die letzten Strahlen zuſammen und wollte ſie noch in Engelgeſtalt verführen. Aber der Schnee zerſchmolz den er zu ſeinem Kleide bilden wollte, und da er den Weg des Verführers ging, ſo erſchien er in Schlangengeſtalt; vom glänzenden Seraph blieben ihm nichts als ſchimmernde Farben.

Eva ſah und bewunderte ſie, und ließ ſich bald verführen; ſie aß vom Baume den Tod und reichte dem Manne die Frucht des Todes, Krankheit und Elend keimten jetzt für alle Geſchlechter der Erde.

Der Vater der Menſchen erſchien. Er richtete die Verführten mit Erbarmen; die verführende Schlange aber ſtrafte er hart, ver-

fluchend ſie zum tief verabſcheueten Wurm der Erde. „Weil deine Freude es war," ſprach er zu Sammael, „Unglückliche zu machen, ſo ſey künftig die Schadenfreude nur dein unglückſeliges Theil."

Verbannet aus der Schaar der Seeligen, verbannt von jedem ſegnenden Geſchäft, das Sammael einſt im Himmel geführt hatte, ward er jetzt — der Engel des Todes.

Der Vogel unſterblicher Wahrheit.

In Mitte des Paradieſes ſtanden die wunderbarſten Bäume der Welt, der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens. Von dieſem zu eſſen war den Menſchen erlaubt; von jenem zu koſten war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals noch der König des ganzen gefiederten Reichs, er nur niſtete in dieſen Zweigen, und aß von ihnen unſterbliche Götterſpeiſe.

Als Eva lüſtern zum Baum der Erkenntniß trat und koſten wollte, da war's als furchtbar auf dem Baum der geflügelte Zeuge der Wahrheit ſeine Stimme erhob, und alſo ſprach: „Betrogne, wo irreſt du hin? was zu erblicken öffneſt du die Augen? Dich nackt zu ſehen, wirſt du weiſe; dich arm zu fühlen, willſt du Göttin werden!" —

Aber Eva's Blick hing an der täuſchenden Frucht und am liſtigen Verführer; ſie übertrat des Herrn Gebot, und hörte des weiſſagenden Vogels Stimme nicht.

Als über alle Geſchöpfe des Paradieſes der Tod kam, ſonderte Gott den treuen Vogel aus, fortan auf ewige Zeit ein Zeuge der Wahrheit. Zwar mußte auch er mit allen Lebendigen den Sitz der Unſchuld räumen: König der Vögel, die jetzt einander bekriegten, wollte er ſelbſt nicht mehr ſeyn; ſeinen einſt glücklichen, ruhigen Thron nahm ein Raubvogel ein, der blutbegierige Adler. Auch die

Unſterblichkeit konnte ihm fortan in der dickeren giftigen Erdeluft anders nicht als durch Verwandlung werden. Aber durch eine Verwandlung die nach Jahrhunderten erſt, und ſchnell und herrlich dann ihn wieder verjüngt. Wenn ſeine Stunde nahet, iſt ihm vergönnt ins Paradies zu fliegen: vom Baum des Lebens und vom Erkenntniß-Baum bricht er ſich dort die dürren, alten Zweige, in deren Flamme ſich ſeine Glieder löſen. Die Zweige vom Baume der Weisheit bringen ihm Tod, die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in ſeine Wüſte zurück, und trauert um das Paradies: der ſchöne, einzige, ſelten geſehene, noch ſeltener befolgte Vogel unſterblicher Wahrheit.

Der himmliſche Schäfer.

Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeſte, an welchem die erſten Zwillingsſöhne des Menſchengeſchlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen ſollten, ſah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Roſen die ihr jüngerer Sohn um ſeinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere Roſen verwandelt, die ſie noch nie geſehn. Sie wollte die Roſe brechen, aber ſie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem ſonſt nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben ſich ringsum, und Eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis alles ſich zuletzt in ſüße Töne verlor, in Töne die ſie noch nie gehöret hatte.

Und eine ſchöne Aue lag vor ihr; ſchöner als ſelbſt ihr Jugend-Paradies; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Geſtalt ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Roſen waren um ſein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenſpiel, aus welchem jene ſüßen Töne kamen. Er kehrte liebreich ſich zu ihr, er wollte ihr nahen und verſchwand. Der Traum verſchwand mit ihm.

Erwachend ſah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehn, und ging mit ſchwerem Herzen zum Opferfeſt.

Die Brüder brachten ihr Opfer, die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angſtvoll ſuchte die Mutter ihn, und fand nur ſeine zerſtreute, traurige Heerde. Er ſelbſt lag blutig am Altar; die Roſen waren mit ſeinem Blute gefärbt, und Kains Aechzen ſchallte laut aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig ſank ſie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgeſicht erſchien. Ihr Sohn war jener Schäfer den ſie dort im neuen Paradieſe ſah, die rothen Roſen waren um ſein Haar; liebliche Töne klangen aus ſeiner Harfe; alſo ſang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen, weinende Mutter, ſchaue hinauf! Sieh jenen glänzenden Wagen dort! er führt zu andern Auen, zu ſchönern Paradieſen als du in Eden ſahſt; wo die blutgefärbte Roſe der Unſchuld voller blüht, und alle Seufzer ſich in ſüße Töne wandeln.“ —

Das Traumgeſicht verſchwand; geſtärkt ſtand Eva vom blaſſen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da ſie Morgens ihn mit ihrer Thräne bethaut und mit den Roſen ſeines Altars bekränzet hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angeſicht einer ſchönern Morgenröthe. Oft aber ſaßen ſie an ſeinem Grabe zu Mitternacht, und ſahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternen-Wagen, und ſuchten ihren Schäfer dort.

Adams Tod.

Neunhundertdreißig Jahr war Adam alt als er das Wort des Richters in ſich fühlte: Du ſollt des Todes ſterben!

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen,“ ſprach er zur weinenden Eva, „daß ich ſie noch ſehe und ſegne.“ Sie kamen alle

auf des Vaters Wort, und ſtunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um ſein Leben.

„Wer unter euch," ſprach Adam, „will zum heiligen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde, und bringe mir die Frucht vom Lebens-Baum." — Alsbald erboten ſich alle ſeine Söhne, und Seth, der frömmſte, ward vom Vater ſelbſt zur Botſchaft auserwählet.

Sein Haupt mit Aſche beſtreuet, eilte er und ſäumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieſes ſtand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger (ſo flehete er), und ſende meinem Vater eine Frucht vom Lebens-Baum."

Schnell ſtand der glänzende Cherub da; und ſtatt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von dreien Blättern in ſeiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," ſo ſprach er freundlich, „zu ſeiner letzten Labung hier; denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; ſeine Stunde iſt da!"

Schnell eilte Seth und warf ſich nieder und ſprach: „keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur dieſen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier."

Der Sterbende nahm den Zweig und freuete ſich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieſes; da erhob ſich ſeine Seele: „Kinder," ſprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde; ihr folgt mir nach. Aber an dieſen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung." — Da brach ſein Auge: ſein Geiſt entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater, und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzete den Zweig auf ſeines Vaters Grab zum Haupt des Todten, und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesſchlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Adams ſtärkten ſich an ihm mit Troſt des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geſchlechter. Im Garten Davids blühete er ſchön, bis ſein bethörter Sohn an der Unſterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen ſeine Blüthen unter andre Völker.

Und als an einem Stamm von dieſem Baum der Wiederbringer der Unſterblichkeit ſein heiliges Leben aufgab, ſtreuete ſich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Zweite Sammlung.

Der Schwan des Paradieſes.

Von Jugend an, saget die heilige Sage, wandelte Henoch mit Gott, und war ein ſtiller Betrachter. Als Kind ſchon hatte ſein Engel ihn ins Paradies geführt. Er las in Büchern, ihm vom Himmel geſandt, die nicht auf irdiſche Blätter geſchrieben waren; er las im Buch der Sterne, daher man ihn den Betrachter, Idris, nannte.

Einſt ſaß er einſam unter der Ceder; da wehete ſtille Begeiſterung ihn an: er ſah das nahe Schickſal ſeiner Welt, die bald in Fluthen übergehen ſollte; er ſah den Tag des ſtrafenden Gerichts.

„O daß ich, ſeufzte ſeine Seele, „dieß der Nachwelt kund thun könnte!"

Da ließ ein glänzender Schwan vom Himmel ſich herab; dreimal umflog er des Betrachters Haupt, und langſam kehrte er in die Wolken.

Henoch kannte ihn: es war ein Schwan des Paradieſes, den er einſt in ſeiner Kindheit geſehen und geliebet hatte. Eine Feder war ſeiner Schwinge entfallen; er nahm die Feder, und ſchrieb damit ſeine Bücher der Zukunft.

Und als er lange, jedoch vergeblich ſeine Brüder gewarnet hatte, und das Licht in ihm an ſeinen Ort hinaufzuſteigen begehrte, da nahm er ſeinen Sohn zu ſich und ſprach: „die Tage meines Lebens ſind zu Ende, dreihundertfünfundſechzig kurze Tage. Vielleicht daß dir mein Sohn, der Gütige, den Reſt von meinen Jahren zu deinen Jahren zählt.

Er ſprach's und ſegnete ihn, da waren um ihn und hoben ihn ſanft empor die Schwäne des Paradieſes. Auf ihren Flügeln trugen ſie ihn hinauf, und Henoch war nicht mehr.

Und als ſein Sohn Methuſalah ihn vergebens in den Wolken des heiligen Berges ſuchte, ſtand vor ihm ein Mann in glänzender Geſtalt.

„Ich war der Engel deines Vaters," ſprach er, „der ihn erzog, und ſchon als Kind zum Paradieſe führte. Dort iſt er jetzt; er hat viele Jahre gelebt, denn er iſt bald vollkommen worden. Darum gefiel er Gott und war ihm lieb, und ward hinweggenommen aus dem Leben."

Er ſprach's und rührete die Erde mit ſeinem Stabe an; da ſtand ein blühender Mandelbaum, der frühe Bote des Frühlings. Noch ehe ſeine Blätter ſproſſen, mit nackten Zweigen treibet er Blüthen hervor, und verkündigt die fröhliche Zeit. Der Engel war verſchwunden, und Methuſalah, der ſeines Vaters Jahre genoß, und das höchſte Alter der Erdgebornen erreichte, jährlich ſah er in dieſem frühaufblühenden Mandelbaum die Jugend ſeines Vaters.

Der Rabe Noahs.

Aengſtlich blickte Noah umher aus ſeinem ſchwimmenden Kaſten und wartete bis die Waſſer der Sündfluth fielen. Kaum ſahen der Berge Spitzen hervor als er alles Gefieder um ſich rief: „Wer, ſprach er, unter euch will Bote ſeyn ob unſre Rettung nah iſt?"

Da drängte ſich vor allen der Rabe hervor mit großem Geſchrei; er witterte nach ſeiner Lieblingsſpeiſe. Kaum war das Fenſter geöffnet, ſo flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und ſeines Geſchäfts; er hing am Aaſe —

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll, und ſchwere Dünſte hingen über den Leichen; die benebelten ihm ſein Geſicht, und ſchwärzten ſeine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtniß wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht, und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verlässet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

Die Taube Noahs.

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet als er aufs neue seine Schaaren um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm, und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue," sprach Noah, „du wärest mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willt du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet, und dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füße Schlamm, und deiner Zunge widert unreine Speise." —

„Wer," sprach die Taube, „gibt den Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewiß eine Dienerin guter Botschaft."

Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgend fand sie wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündfluth; und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und flog hinan und ließ demüthig sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühete da: sie brach ein Blatt des Baums, eilte gestärkt zurück und legete den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte, und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte ſich ſein Herz; das grüne Friedensblatt erquickte die Seinigen, bis ihm ſein Retter ſelbſt erſchien, bekräftigend der Taube gute Botſchaft.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, ſagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieſes, das ſie auf ihrer Wanderſchaft erquickte.

Abrahams Kindheit

In einer Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tyrann Nimrod ſtellete ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm! er dachte nach und ſprach zu ſich: „wer iſt mein Schöpfer?"

Nach ſechszehn Jahren trat er hinaus, und als er zum erſtenmale Himmel und Erde ſah, wie erſtaunte er und freuete ſich! Er fragte alle Geſchöpfe ringsumher: „Wer iſt euer Schöpfer?"

Auf ging die Sonne; er fiel nieder aufs Angeſicht. „Das," ſprach er, „iſt der Schöpfer; denn ſeine Geſtalt iſt ſchön!" —

Die Sonne ſtieg hinauf und ſtieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham ſprach zu ſich: „das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels; vielleicht iſt's jenes kleinere Licht, dem dieſes große Heer der Sterne dient."

Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham ſtand allein.

Er ging zu ſeinem Vater und fragte ihn: „wer iſt der Gott des Himmels und der Erde?" und Tharah zeigete ihm ſeine Götzenbilder. „Ich will ſie prüfen," ſprach er bei ſich ſelbſt, und als er allein war, legte er ihnen die ſchönſte Speiſe vor. „Wenn ihr lebendige Götter ſeyd, ſo nehmet euer Opfer." Aber die Götzen ſtanden da und regeten ſich nicht.

„Und diese," sprach der Knabe, „kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn." Er nahm den Stab, zerschlug die Götzen alle bis auf einen und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater: „Vater," sprach er, „dein erster Gott hat alle seine Brüder getödtet."

Zornig sah ihn Tharah an und sprach: „Du spottest meiner, Knabe, wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?" „O zürne nicht, mein Vater," sprach Abraham, „und laß dein Ohr vernehmen was dein Mund sagte. Traust du deinem Gott nicht zu daß er vermöge was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre er der Gott der mich und dich und Himmel und Erde schuf?" — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der forderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollt du anbeten, Knabe, oder der brennende Ofen sey dein Lohn." Denn alle Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissaget daß Er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

„Wer ist dein Gott, o König?" sprach der unerschrockene Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott," antwortete er, „das mächtigste der Wesen."

„Das Feuer," sprach der Knabe, „wird vom Wasser ausgelöscht, das Wasser wird von der Wolke leicht getragen; der Wind verjagt die Wolke, und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das mächtigste der Wesen." —

„Und ich der mächtigste der Menschen," sprach der König. „Bete mich an, oder der glühende Ofen ist dein Lohn."

Da schlug der Knabe sein bescheidnes Auge auf und sprach: „ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend unter-

gehn; befiehl, o König, daß ſie heut am Abend auf- und am Morgen untergehe, ſo will ich dich anbeten."

Und Abraham ward in die Gluth geworfen.

Aber des Feuers Kraft beſchädigte den Knaben nicht; ein Engel nahm ihn ſanft in ſeinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab wie einen Lilienduft. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus, und bald erſchien ihm Gott, und rief ihn aus Chaldäa, und weihete ihn zu ſeinem Freunde ein.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienſtes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Iſaak im Herzen ſeines Vaters todt, denn am vierten Tage hatte Gott ſich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefſten Gram verſunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe, mein Vater, hier iſt Feuer und Holz, wo iſt aber das Lamm zum Opfer?" —

„Mein Sohn," ſprach Abraham, „Gott hat ihm ſelbſt erſehen ein Opferlamm!" So gingen die beiden ſchweigend mit einander.

Und als ſie kamen an die Opferſtätte und der Altar gebauet und alles bereitet war, ergriff der Vater ſeinen Sohn und legte ihn auf den Altar und faſſete das Meſſer in die Rechte, und ſah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, ſchwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die ſtumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geſchrei. „Abraham! rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, Abraham, ſchone des Knaben und thue ihm nichts. Es iſt genug!"

Freudig nahm der Vater den wiedergeſchenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die ſchrecklich-frohe Stätte: Jehovah

ſchaut!" Er ſchaut die ſtumme Thräne im Auge des Leidenden, er ſieht des Herzens Jammer, der ängſtlicher ruft als alles Geſchrei.

Dreifach iſt das Gebet der Menſchen zu Gott, und kräftiger iſt eines als das andre.

Ein Gebet mit ſtiller Stimme gefället ihm wohl, er höret's tief im Herzen, und nimmt's auch von der ſtammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geſchrei durchdringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles iſt die Thräne des Verlaſſenen, der feſt an Gott ſich hält und ſtirbt. Sie ſprenget Pforten und Riegel, und bringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Das Grab der Rahel.

Als Jakob von der heiligen Stätte wiederkehrte, auf welcher Gott ſich ihm einſt geoffenbaret hatte, da er in ſeiner Jugend den offenen Himmel ſah, da war ſein Herz voll Freude, denn Jehovah hatte ihm jetzt ſeinen Freundesbund aufs neue beſtätiget.

Bald aber traf ihn ein bitterer Schmerz. Die Liebe ſeiner Jugend, Rahel, ſtarb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entging, und ſie nun ſahe daß ſie ſterben mußte, nahm ſie den letzten Athem noch zuſammen, küſſete das Kind, nannte ſeinen Namen „Benoni, den Sohn des Schmerzen" und ſtarb.

Und als ſie vor dem Ewigen erſchien, weinete ſie und ſprach: „Erfülle mir, o Vater! die erſte Bitte hier an deinem Thron. Laß mich zuweilen noch die Meinigen ſehen, von denen du mich trennteſt, daß ich in ihrem Leiden ihnen beiſtehe und ihre Thränen lindre."

„Dreimal ſoll dir dein Wunſch gewähret ſeyn," ſprach Gott, „daß du auf Erden deine Kinder ſeheſt, doch lindern kannſt du ihre Thränen nicht."

Sie ging zum erſten hinab und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängſtlich trauern. Des Joſephs blutiges Kleid lag neben ihm: „mein graues Haar," rief er, wird in die Grube fahren, mit Leide werd' ich zu den Todten wandern, denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt."

Seufzend ſtieg ſie wieder zum Himmel hinauf, bis ſpäterhin ihr Mann und ihre Söhne als Abgeſchiedene ſelbſt zu ihr kamen, und freudig ihr erzähleten, wie ſchön ſich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und ſtieg lange nach dieſem zum zweitenmal hernieder auf ihr Grab. Da ſahe ſie ihre Kinder ins Elend treiben, wie man die Heerde treibt. Alles fand ſie verwüſtet, und auch ihr Grab war nicht verſchont geblieben. Eine Zeitlang blieb ſie auf dem öden Grabe, und lange hörte man auf ihm ein unſichtbares Aechzen.

Sie ſtieg zum drittenmal hernieder, da floß um Bethlehem der unſchuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten und auf ihrem Grabe weinete Rahel laut: „ſie ſind, ſie ſind nicht mehr." Man hörte lang am Grabe das weinende Aechzen: „ſie ſind nicht mehr."

Und als ſie wiederkehrte, ſprach der Allbarmherzige: „ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr mit deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler wo nur Klagen tönen, bald wenn das Thal ſich wendet, wird die Klage ſelbſt Lobgeſang. Vertrau mir deine Kinder an, ſie ſind auch meine Kinder; dein Herz iſt nicht gemacht der Erdgebornen Schickſal zu tragen und zu lindern."

Beruhigt blieb der ſchönen Rahel Geiſt fortan im Paradieſe. Zwar fragte ſie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geſchick

auf Erden, doch nimmer kehrte ſie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun längſt verhallet iſt. Das Grabmal ſchweigt, und Rahel freuet ſich mit ihren Kindern der ewigen Ruhe.

Joſeph und Zulika.

Als Potiphars Weib, die ſchöne Zulika, den Joſeph ergriff und alle ſeine Sinnen reizte, ſiehe da ſtand dem Geiſte des Jünglings die ehrwürdige Geſtalt ſeines Vaters vor Augen.

„Die Namen deiner Brüder," ſprach Jakob, „werden auf zwölf Steinen des Bruſtſchildes glänzen, und in die Wohnung des Allerheiligſten zum Gedächtniß eingehen vor Jehovah. Du ſollteſt auch mit ihnen geſchrieben werden; willſt du daß dein Name vertilget ſey, und du ein Hirte der Ehebrecherin heißeſt?"

Alſobald kam Joſeph zu ſich und wand ſich los. Sein Herz blieb feſt in ſeiner Kraft, ſeine Händ' und Arme ſtärketen ſich. Die goldenen Träume ſeiner Kindheit traten ihm vor Augen.

Und ſtatt eines kamen nachher zwei Namen ſeines Geſchlechts auf die glänzenden Steine ins Angeſicht vor Jehovah. Der ſterbende Vater pries ihn und ſprach: „ein blühender Zweig iſt Joſeph; der Sohn einer Blühenden, die über der Quelle ſteht. Seine jungen Zweige ſproſſen, ſie ſproſſen die Mauer hinauf — ein Lohn ſeiner jugendlichen Gottesfurcht und Keuſchheit."

Der Streit der heiligen Berge.

Als Gott ſein Geſetz zu geben auf Sinai ſtieg, traten vor ihn die Geiſter der Berge im Lande der Verheißung. „Warum verſchmäheſt du uns, deine Erkornen, und wähleſt den fremden Berg, einen dürren Fels der heidniſchen Wüſtenei zu deines Fußtritts Schemel?"

„Wer ſeyd ihr," ſprach Jehovah, daß ihr es wagt der Schemel meiner Herrlichkeit zu werden? Schauet umher. Mein Tritt war dort auf jenen erſunknen Bergen, auf den zerfallenen Hügeln der alten Zeit; wo iſt jetzt die Krone ihres Gipfels?"

„Aber auf euch, fuhr der Gnädige fort, will ich meine Herrlichkeit milder offenbaren; du lachender Thabor, ſollt das Antlitz meines Sohnes ſchauen und an ihn meine ſanftere Stimme hören. Berg Gottes, du fruchtbarer Karmel, auf dir ſoll einſt mein zweiter Knecht, Elias, wohnen, und meinen Namen mit Feuer vom Himmel den Menſchen kundthun. Du Libanon, ſollt mein Heiligthum baun, und du beſcheidner, ſchweigender Zion, auf dir, dem kleinſten der Berge, ſoll einſt dieß Heiligthum ruhen, meines Namens ewige Wohnung. Der Berg, da das Haus Jehovahs iſt, wird höher ſeyn als alle Berge der Erde, über alle Hügel erhaben."

Freudig verließen die Berge das Angeſicht Jehovahs; ſie neideten den Sinai nicht mehr, und der kleinſte unter allen, der demüthige Zion, ward in der Zukunft der größeſte der Berge.

Die Worte des Geſetzes.

Als Gott ſein Geſetz zu geben auf Sinai hinabfuhr, trat Moſes in die heilige Wolke vor ihn und ſprach: „Allgütiger, du willſt dein Geſetz Iſrael geben daß alles Volk es vernehme; wie aber? werden auch die andern Völker und die kommenden Geſchlechter Gottes Stimme hören?"

„Sie haben ſie gehört," ſprach der Allmächtige, „jeder der Propheten und Weiſen, ſelbſt jedes Kind, wo es auf Erden lebt, hat daran ſeinen Theil empfangen. Ihre Seelen ſelbſt ſind ein Nachklang meiner Stimme, der Stimme die alle Welten füllt." —

Gott ſprach's, und winkte dem Engel der Seelen daß er den Fragenden ins Reich der innern Schöpfung führte. Hier ſahe Moſes,

wie durch die Macht des ewigen Worts das Gebilde der Menſchheit ward; jedes werdende Weſen war die Wurzel eines Baums voll göttlicher Gedanken.

„So viele, ſprach der Engel, hier Menſchenſeelen ſind, ſo viele ſind Auslegungen der Stimme, die dieſes Weltall ſchuf. Viele Seelen faſſen viel der Stimmen, und deine Seele (fuhr der Engel zu Moſes fort) ſoll des Geſetzes Baum erfaſſen mit Wurzeln, Stamm und Zweigen. Jedwede Seele wird gerichtet werden nach dem was in ihr war, nach dem Laut der Stimme der ſie zum Leben rief." —

Und der Engel nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Vorhöfe des Paradieſes. „Siehe," ſprach er, „hier werden die Ungebornen erzogen, und zu ihrem Leben auf der Erde bereitet. Nachdem eine Seele Folgſamkeit und Treue erwieſen, ſteigt ſie in dieſes oder jenes Geſchlecht hinab, zu ihrem Lohn oder zu ihrer Strafe. Doch ehe jede derſelben niederſteigt, führet ihr Engel ſie umher, und zeigt ihr die Pforten der Hölle und des Paradieſes. Dort ſiehet ſie die Ungerechten gequält, hier die Gerechten getröſtet. Welchen Eindruck nun das Kind bewahret und feſt hält, nach ſolchem bildet es ſich fürderhin im Leben. Wem nur die Hölle im Gedächtniß ſchwebt, der wird ein Knecht, wer aber die Freuden des Paradieſes ahnend in ſich empfindet, der wird ein Kind Jehovahs und findet auf der Erde ſchon den Troſt des Paradieſes. Wer nichts von beiden in ſich erhält, verwildert ohne Gefühl und wird ein Thier des Feldes."

Da kam auch der Engel der Weiſen und nahm den Moſes bei der Hand und führte ihn in die Schule des Himmels. „Siehe hier," ſprach er, die Seelen verſammelt, jedwede ſteigt hinauf in jedem ſtillen Augenblick, da ſie das Wort des Ewigen in ſich lieſet. Sobald die Sinne ſchweigen und der Leib des Menſchen ſchläft, geht ſie zum Himmel empor und wird gewürdiget den Sinn des Ewigen zerſtreuungslos zu hören. Die höchſten Engel ſchweigen mit ihren Lobgeſängen, bis alle Seelen verſammelt ſind, wie geſchrieben ſteht:

Die Blumen ſind entſproſſen der Erde,
Die Zeit des Geſanges iſt da,
Die Turteltaube läſſet ſich hören auf unſrer Flur —

Alsbald empfangen die Engel die Lobgeſänge derſelben, und flechten ſie dem Ewigen zur angenehmen Krone."

Da fiel Moſes nieder und ſprach:
Wie hat Jehovah die Menſchen lieb!
All ſeine Heiligen ſind um ihn her;
Sie ſitzen ihm zu Füßen
Und lernen von ihm ſelbſt ſein ewiges Wort.

Die Bürgſchaft des Menſchengeſchlechts.

Die Schuld der Eltern iſt durch ihre Kinder bei Gott verbürget. Was der Vater ſündigte, büßet oft der Sohn und der Enkel.

Als Gott ſein Geſetz auf Sinai gab, ſprach er: „ſtellet mir Bürgen daß ihr es haltet."

Sie nannten ihm ihre gerechten Väter, allein Jehovah nahm die Bürgſchaft nicht an. „Sie ſind ſelbſt Schuldner geweſen, gleichwie ihr; gebet mir eure Söhne und Enkel zum Unterpfand."

Die Seelen der Ungebornen, die alle um den Berg verſammelt waren, die Säuglinge an den Brüſten, die Kinder auf dem Schooße der Mütter erhuben ihre Stimme und übernahmen die Bürgſchaft. Da ſprach der Ewige: „heimſuchen will ich die Miſſethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber ſegnen will ich in die Tauſende der Geſchlechter."

Anbetend neigete ſich Moſes, und als Gott ihm vorüberging, rief eine Stimme: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, der du vergiebeſt Miſſethat, Uebertretung und Sünde, und wenn du die

Miſſethat der Väter an den Kindern ſtrafeſt bis ins dritte, vierte Glied, ſo ſegneſt du dafür in die Tauſende der Geſchlechter."

Aarons Entkleidung.

Mit ſchwerem Herzen entkleidete Moſes ſeinen Bruder Aaron auf Hor am Gebirge. Er zog ihm ſeine heiligen Kleider aus und zog ſie Eleazar an; Aaron ſammelte ſich und ſtarb, denn auch er hatte geſündigt. Und Iſrael beweinete ihn dreißig Tage.

Am dreißigſten Tage ſaß Moſes auf dieſem Gebirge und ſah im Traum ſeinen Bruder. Die Herrlichkeit Jehovahs glänzte auf ſeiner Stirn, und ein ſchöneres Prieſtergewand umfloß ſeine neuverjüngten Glieder. Ein güldener Gürtel war um ſeine Bruſt, aber die zwölf Steine des Heiligthums waren nicht auf derſelben. Der Stab der im irdiſchen Heiligthum geblühet hatte, war nicht in ſeiner Hand.

„Warum iſt der Stab deines Prieſterthums nicht in deinen Händen, mein Bruder?" ſprach Moſes im Traume, „und warum glänzen auf deiner Bruſt nicht mehr die zwölf Steine deines Volks zum Andenken vor Jehovah?"

„Sie waren mir ſchwer genug," antwortete Aaron, „als ich ſie auf Erden trug; jetzt iſt meine Bruſt erweitert und meine Seele erleichtert. Auch der Stab meines Stammes iſt nicht mehr in meiner Hand, denn vor dem Gott aller Welt ſind alle Stämme und Völker. Ein Prieſter zu Salem bin ich anjetzt, im Lande des Friedens ein Prieſter höherer Ordnung.

Das Geſicht verſchwand, und Moſes erneute die menſchenfreundlichen, tröſtenden Geſetze von der Ruhe des Sabbaths nach der Arbeit und dem Sabbathjahr der Befreiung für Unterdrückte und Arme, für Verkaufte und Knechte und Thiere. Er erneute die Geſetze vom Laubhüttenfeſt und dem fröhlichen ewigen Jubeljahre.

Der Tod Moſes.

Als Moſes, der Vertraute Gottes, ſterben ſollte, und ſeine Stunde herannahte, verſammelte Gott die Engel um ſich her. „Es iſt die Zeit," ſprach er, „die Seele meines Knechts zu mir zu fordern, wer will mein Bote ſeyn?"

Die edelſten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, ſammt allen die vor Gottes Thron ſtehen, baten und ſprachen: „wir ſind ſeine, er iſt unſer Lehrer geweſen, laß uns nicht fordern dieſes Mannes Seele."

Aber der abgefallene Sammael trat hervor: „Hier bin ich, ſende mich."

Mit Zorn und Grauſamkeit bekleidet ſtieg er hinab, das Flammenſchwert in ſeiner Hand, und freuete ſich ſchon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angeſicht Moſes. Seine Augen waren nicht dunkel worden, und ſeine Kraft war nicht verfallen. Er ſchrieb die Worte ſeines letzten Liedes und den heiligen Namen; ſein Antlitz glänzete, bewaffnet mit Ruhe und Himmelsklarheit.

Der Feind der Menſchen erſchrack. Sein Schwert entſank ihm, und er eilte hinweg. „Ich kann dir die Seele dieſes Mannes nicht bringen," ſprach er zu Jehovah, „denn ich habe an ihm nichts unreines funden."

Da ſtieg Jehovah ſelbſt hernieder die Seele ſeines Knechts von ihm zu nehmen, und ſeine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel, ſammt allen Engeln ſeines Angeſichts, ſtiegen hinab mit ihm. Sie bereiteten Moſes ein Sterbelager, und ſtanden ihm zu Haupt und Füßen, und eine Stimme ſprach: fürchte dich nicht. Ich ſelbſt will dich begraben."

Da bereitete Moſes ſich zu ſeinem Tode und heiligte ſich wie einer der Seraphim ſich heiligt, und Gott rief ſeine Seele: „Meine

Tochter, hundertundzwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt im Hause meines Knechts zu wohnen. Sein Ende ist gekommen, gehe heraus und säume nicht."

Und Moses Seele sprach: „O du Herr aller Welt! Ich weiß daß du bist ein Gott aller Geister und aller Seelen, und daß in deiner Hand sind die Lebendigen und die Todten. Aus deiner Hand empfing ich das feurige Gesetz, und sahe dich in den Flammen und stieg hinauf und ging den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Palast des Königes, und nahm die Krone von seinem Haupt, und that viel Wunder und Zeichen in Aegypten. Und führete dein Volk hinaus und spaltete das Meer in zwölf Spalten, und verwandelte das bittere in süßes Wasser, und offenbarte deine Geheimnisse den Menschenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron und hatte meine Hütte unter der Feuersäule, und redete mit dir von Angesicht zu Angesicht, wie der Freund mit seinem Freunde redet. Und nun, es ist genug! nimm mich, ich komme zu dir." —

Da küssete der gnädige Gott seinen Knecht, und nahm ihm im Kusse seine Seele. Moses starb am Munde Gottes und Gott begrub ihn selber, und niemand weiß die Stätte seines Grabes.

Dritte Sammlung.

Die Opfertaube.

Fröhlich kam der rohe Krieger Jephthah von seinem Siege zurück. Er hatte vor der Schlacht ein unbedachtsames Gelübde gethan, dem Herrn zum Opfer zu bringen was ihm aus seiner Hütte zuerst entgegenträte.

Und siehe, da kam seine Tochter ihm entgegen, sein einziges Kind. Jauchzend trat sie heraus mit Pauken und Saitenspiel; doch bald war ihre Freude in Leid verwandelt. „Ach meine Tochter," sprach er, „wie beugest du mich? aber ich habe gelobt, und kann es nicht widerrufen."

Vergebens trat der Hoheprieſter hinzu und belehrete ihn daß Gott ein solches Opfer von seiner Hand nicht fordre, daß er verabscheue das Blut des Kindes, das von der Hand des Vaters vergossen werde auf Gottes Altar. Der harte Krieger blieb auf seinem Wort, und kaum erlaubete er noch seiner flehenden Tochter mit ihren Gespielinnen hinzugehen auf die Berge, und ihre Jugend daselbst zu beweinen.

Und als sie statt des Jubelgesangs mit dem sie ihren Vater empfangen hatte, den Ton der Klage jetzt begann und ihren Tod bewillkommte, siehe, da gesellte eine Turteltaube sich zu ihr, und verließ sie nicht, und girrete in ihre Töne als ob sie sie trösten wollte. Aber Naëmi vernahm die Stimme der tröstenden Taube nicht, und nach zween Monaten kam sie zu ihrem Vater und sprach: „Hast du gelobet mein Vater, so thue mir wie du gesaget hast," und ging wie ein Lamm zum Altare.

Und als der Grauſame das Opfermeſſer faßte und ſeine Rechte erhob, ſiehe, da ſtand mit zürnendem Blick Abraham bei dem Altare und griff in ſeine Rechte: „Unbeſonnener," ſprach er, „thue der Jungfrau nichts, Gott will kein ſolches Opfer von deinen Händen. Er nahm das meinige nicht an, das er einſt prüfend ſelbſt von mir verlangte; du aber, harter Mann, ſollſt ohne Kinder ſterben." Er ſprach es und verſchwand.

Und ſiehe, da flog die Turteltaube hinzu, und ward ſtatt der errettеten Jungfrau durch die Hände des Hohenprieſters für ſie ein Opfer.

Freudig zog Naëmi jetzt mit ihren Geſpielinnen wieder auf die Berge und dankte Gott für ihre neugeſchenkte Jugend. Aber ſie ſtarb bald, und auf ihrem Grabe girrete die andere Turteltaube, der geopferten Gatte; und alle Töchter Iſraels beweinten Naëmi und gingen jährlich hin zu klagen die Tochter Jephthah's und ihre Errettung zu feiern.

Die Geſänge der Nacht.

Als David in ſeiner Jugend auf Bethlehems Auen ſaß, da kam der Geiſt Jehovahs über ihn, und ſeine Sinne wurden aufgethan zu hören die Geſänge der Nacht. Die Himmel erzählten Gottes Ehre, und alle Sterne traten in ein Chor; der Klang von ihren Saiten berührete die Erde, zum Ende der Erde floß ihr ſtilles Lied.

„Licht iſt das Angeſicht Jehovahs," ſprach die untergehende Sonne, und die Abendröthe antwortete ihr: „ich bin der Saum ſeines Kleides."

Die Wolken über derſelben thürmeten ſich und ſprachen: „wir ſind ſein Nachtgezelt," und die Waſſer der Wolken im Abenddonner

tönten: „die Stimme Jehovahs gehet auf Wolken; der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch.“

„Er ſchwebet auf meinen Fittigen,“ ſprach der ſäuſelnde Wind, und die ſtille Luft antwortete ihm: „ich bin der Athem Gottes, das Weben ſeiner erquickenden Gegenwart.“

„Wir hören Lobgeſänge,“ ſprach die verlechzte Erde, „und ich bin ſtill und ſtumm?“ Der fallende Thau antwortete ihr: „ich will dich laben daß deine Kinder neu erquicket jauchzen, daß deine Säuglinge blühen wie die Roſe.“

„Wir blühen fröhlich, ſprach die erquickte Au; die vollen Aehren rauſchten drein und ſprachen: „wir ſind der Segen Gottes, die Heere Gottes gegen des Hungers Noth.“

„Wir ſegnen euch von oben,“ ſprach der Mond: „wir ſegnen euch,“ antworteten die Sterne. Die Heuſchreck' girrete und ſprach: „er ſegnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau.“

„Und tränkte meinen Durſt,“ antwortete die Hindin. „Er erquickte mich,“ ſprach das aufſpringende Reh.

„Und gibt uns unſre Speiſe,“ träumete das Wild; „und kleidet unſre Lämmer,“ blökete die Heerde.

„Er erhörte mich,“ ſo krächzete der Rabe, „als ich verlaſſen war.“ Er erhörte mich, antwortete die Gemſe, „da meine Zeit kam, und ich ausriß und gebar.“

Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel ſprachen ſchlummernd nach: „wir haben unſre Neſter funden, unſre Häuſer; wir wohnen auf Gottes Altar. Und ſchlafen unter dem Schatten ſeiner Flügel, in ſtiller Ruh.“

„In ſtiller Ruh,“ antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähte der Erwecker der Morgenröthe: „Thut auf die Pforten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menſchen und preiſet Gott; der König der Ehren iſt da.“

Auf ging die Sonne, und David erwachte aus ſeinem pſalm-

reichen Traume; ſolang er lebete, blieben in ſeiner Seele die Töne dieſer harmoniſchen Schöpfung, und er rief ſie täglich aus ſeiner Harfe hervor.

Die Morgenröthe.

Haſt du die ſchöne Morgenröthe geſehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach, ein Strahl des unvergänglichen Lichts, die Tröſterin der Menſchen.

Als David einſt, verfolgt von ſeinen Feinden, in einer ſchauerlichen Nacht auf dem Hermons-Berge ſaß, den trauervollſten ſeiner Pſalmen ſpielend: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Böſen Rotte hat mich rings umgeben, und ich ſeh' keinen Helfer!"

Siehe da ging die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen ſprang ſie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und ſprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämſt du dich daß du verlaſſen ſeyſt? Ich riß hervor aus dunkler Nacht, aus grauenvoller Finſterniß wird Morgen."

Getröſtet hing an ihrem Blick ſein Auge, bis ſie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten ſich die Töne ſeines Geſangs, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hindin.

Auch ſpäterhin ſang er oft dieſen Pſalm und dankte Gott für die Bedrängniſſe die er in früher Jugend überſtand, und jedesmal kam mit dem Pſalm ihm Morgenroth in ſeine düſtere Seele.

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, du blickeſt täglich nieder, und weihſt den Himmel und die Welt — weih täglich auch mein Herz zu deiner ſtillen Wohnung.

Der Pſalmenſänger.

Der königliche Pſalmenſänger hatte ſeinem Erretter eben eins der ſchönſten Lieder geſungen, und noch rauſchte das heilige Lüftchen, das beim Aufgang der Sonne durch ſeiner Harfe Klang ihn täglich weckte, in dieſer Harfe Saiten, als Satan gegen ihn ſtund und das Herz des Königes zum Stolz über ſeine Geſänge neigte. „Haſt du" ſprach er, „Allmächtiger, unter deinen Geſchöpfen eins, das ſüßer als ich dich lobe?"

Da flog im offnen Fenſter, vor dem er ſeine Hände ausbreitete, eine Heuſchrecke auf den Saum ſeines Kleides und fing ihren hellen Morgengeſang an. Eine Menge Heuſchrecken verſammelten ſich um ſie, die Nachtigall flog heran, und in kurzem wetteiferten alle Nachtigallen mit einander zum Preiſe des Schöpfers.

Das Ohr des Königs ward aufgethan, und er vernahm den Geſang der Vögel, die Stimme der Heuſchrecke und aller Lebendigen, das Murmeln der Bäche, das Rauſchen der Haine, den Klang des Morgenſterns, den entzückenden Klang der aufgehenden Sonne.

Verloren im hohen Einklange der Stimmen, die unaufhörlich und unermüdet den Schöpfer loben, verſtummete er, und fand ſich in ſeinen Geſängen ſelbſt hinter der Heuſchrecke die noch auf dem Saum ſeines Kleides girrte. Demüthig ergriff er die Harfe und ſang: lobet den Herrn, ihr alle ſeine Geſchöpfe; lobe den Herrn auch du, mein Innerſtes, du meine verſtummende Seele.

David und Jonathan.

Als von Sorgen ſeines Reichs und vom Kummer über ſeine Kinder verzehret, der Sohn Iſſi auf ſeinem Sterbelager entſchlief, ſiehe da kam im dunkeln Thale des Todes der Freund ſeiner Jugend,

Jonathan, ihm zuerſt entgegen. „Unſer Bund iſt ewig", ſprach er zur Geſtalt des alten Königes; „aber ich kann dir meine Rechte nicht reichen, denn du biſt mit Blut befleckt, mit dem Blute auch meines väterlichen Hauſes, und ſelbſt mit Seufzern meines Sohnes beladen. Folge mir nach."

Und David folgte dem himmliſchen Jüngling.

„Ach," ſprach er bei ſich ſelbſt, ein „harter Stand iſt das Leben der Menſchen, und ein härterer noch das Leben der Könige. Wäre ich wie du gefallen, o Jonathan, mit unſchuldigem Herzen, im Lenz meiner Jahre, oder wäre ich ein ſingender Hirt auf Bethlehems Flur geblieben! Ein ſchönes Leben haſt du indeß im Paradieſe gelebt; warum bin ich nicht mit dir geſtorben?"

„Murre nicht," ſprach Jonathan, „gegen den der dir die Krone ſeines Volkes gab, und dich zum Vater eines ewigen Königreichs machte. Ich ſah deine Arbeit und deine Leiden, und habe dich hier erwartet." — Damit führete er ihn zu einem Strom im Paradieſe.

„Trinke, ſprach er, aus dieſer Quelle, und alle deine Sorgen werden vergeſſen ſeyn; waſche dich in dieſem Strom, und du wirſt jung und ſchöner werden als du in deiner Jugend warſt, da ich dich liebgewann, und wir einander den Bund der Treue ſchwuren. Aber tauche tief in denſelben, er fließt wie Silber, und muß dich wie Feuer läutern."

David trank aus der heiligen Quelle, und wuſch ſich im kryſtallenen Strom. Der Trank entnahm ihm alle Sorgen der Erde, aber die Welle des Stromes durchdrang ihn tief; wie Feuer glühete ſie in ſeinem Innern, bis er entſündigt daſtand, ſeinem himmliſchen Freunde gleich.

Dem neuen Jünglinge reichte Jonathan jetzt die Harfe, und ſüßer als hienieden ſang er unter dem Baume des Lebens: „David und Jonathan, lieblich im Leben, ſind auch im Tode nicht geſchieden. Leichter denn die Adler, munterer wie die Rehe auf den Hügeln.

Ihr Töchter Iſraels! weinet um uns nicht mehr; wir ſind gekleidet in unſrer Jugend Schmuck. Ich freue mich an dir, mein Bruder Jonathan, ich hatte drunten an dir Freud und Wonne, doch hier iſt deine Liebe mir mehr als unſrer Jugend Liebe." Sie küſſeten einander und beſchwuren, untrennbar jetzt, den Bund der Treue auf ewig.

Der Jüngling Salomo.

Zu ſeinem Lieblinge ſprach einſt ein gütiger König: „Bitte von mir was du willt, es ſoll dir werden."

Und der Jüngling ſprach bei ſich ſelbſt: „Warum ſoll ich bitten daß es mich meines Wunſches nicht gereuen möge? Ehre und Anſehen habe ich ſchon; Gold und Silber ſind das ungetreueſte Geſchenk der Erde. Um des Königs Tochter will ich bitten, denn ſie liebet mich, wie ich ſie liebe, und mit ihr empfange ich alles andre. Vor allem auch das Herz meines gütigen Wohlthäters, denn er wird durch dieſes Geſchenk mein Vater."

Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewähret.

*

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerſt im Traume erſchien, ſprach er zu ihm: „Bitte, was ich dir geben ſoll, und ich will dir's geben."

Und ſiehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmliſche Weisheit, und empfing mit ihr was er je hätte bitten mögen.

Ihr alſo weihete er ſeine ſchönſten Geſänge, und pries ſie den Sterblichen an als die einzige Glückſeligkeit der Erde. Solange er ſie liebte, beſaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menſchen; ja nur durch ſie lebet er auch nach ſeinem Tode noch dieſſeit des Grabes.

Salomo in seinem Alter.

Wollust, Reichthum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst als er in seinen prächtigen Garten ging, hörte er die Thiere sprechen (denn er verstand die Sprache der Thiere), und neigte sein Ohr zu hören was sie sagten.

„Siehe," sprach die Lilie, den König: „er gehet mich stolz vorüber, und ich Demüthige bin herrlicher als er."

Und der Palmbaum webete seine Zweige und sprach: „Da kommt er, der Bedrücker seines Landes, und dennoch singen sie ihm daß er ein Palmbaum sey. Wo sind dann seine Früchte, seine Zweige mit denen er Menschen erquickt?"

Er ging weiter und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten: „Wie wir uns lieben, so liebet Salomo nicht, so wird er von keiner seiner Buhlerinnen geliebet."

Und die Turteltaube girrete zu ihrem Gatten: „Von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauern wie ich dich klagen würde, mein Einiger!"

Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt, und kam zum Neste des Storchs, der seine Jungen erzog und sie mit seinen Schwingen auffing, da er sie fliegen lehrte. „Das thut," sprach der Storch zu seinen Jungen, „der König Salomo seinem Sohne Rehabeam nicht, darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen; Fremde werden herrschen in dem was er bauete." Da entwich der König in seine innerste Kammer und war still und traurig.

Und als er also im tiefen Nachdenken saß, da trat die Braut seiner Jugend, die Weisheit, unsichtbar vor ihn, und berührte sein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage.

Er ſah durch die Antwort ſeines unweiſen Sohnes ſein Reich zertheilt; in zehn abgefallenen, von ihm unterdrückten Stämmen herrſchte ein Fremder. Verfallen ſah er ſeine Häuſer, ſeine Luſtgärten durch ein Erdbeben verſunken, die Stadt verwüſtet, das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande. Erſchrocken fuhr er aus dem Schlaf empor.

Und ſiehe, da ſtand mit weinendem Auge die Freundin ſeiner Jugend ſichtbar vor ihm und ſprach: „Du haſt geſehen was nach dieſem geſchehen wird, und zu alle dieſem haſt du den Grund geleget. Es ſtehet nicht mehr in deiner Macht das Vergangene zu ändern, denn du kannſt dem Strome nicht gebieten daß er ſich wende zu ſeiner Quelle, noch deiner Jugend daß ſie zurückkehre. Deine Seele iſt ermattet, dein Herz erſchöpfet, und ich, die Verlaſſene deiner Jugend, kann deine Geſpielin nicht mehr ſeyn im Lande des irdiſchen Lebens."

Sie verſchwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der ſeine Jugend mit Roſen bekränzt hatte, ſchrieb in ſeinem Alter ein Buch von der Eitelkeit aller menſchlichen Dinge auf Erden.

Elias.

Feurigen Geiſtes war Elias, und Feuerflamme war der Geiſt ſeines Prophetenamtes. Oft ließ er dieſelbe niederſteigen vom Himmel und verzehrete im Eifer ſein eigenes Leben.

Einſt als er müd und matt zum Berge Horeb ging, und in der dürren Wüſte unter dem einſamen Wachholderbaum ruhte, da ſeufzete er: „Es iſt genug, ſo nimm nun, Herr! meine Seele."

Und ein Engel Gottes ſtärkte ihn daß er zum Berge gelangte, wo Gott die Laſt ſeines Prophetenamtes von ſeinen Schultern nahm, und ihm befahl einen andern an ſeiner Stelle zu ſalben.

Und als mit dem geſalbeten Eliſa Elias am Jordan ging, da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Roſſen, und ſcheidete die beiden von einander, und Elias fuhr im Wetter gen Himmel.

Die erſte Geſtalt die ihm in jener Welt erſchien, war Moſes, ſein Vorbild. „Du haſt geeifert," ſprach er (indem er in die läuternden Flammen des Feuerwagens ihm ſeine Rechte reichte), „du haſt geeifert, mein Bruder, mit Feuereifer und haſt viel erlitten von deinen Brüdern. Ich habe gelitten wie du; aber dennoch bat ich für ihr Leben, und opferte meine Seele an ihrer Seelen Statt. Indeſſen komm zum Throne des Richters, des Allerbarmers." Elias ging mit bebenden Schritten zur Wolke des Thrones.

„Was willt du hier, Elias?" ſprach die Stimme aus der Wolke, und Elias ſprach: „Ich habe geeifert um Jehovah den Gott Zebaoth, und war allein überblieben, und ſie ſtanden mir nach dem Leben." Da ging ein Feuer aus der Wolke, aber der Herr war nicht im Feuer; und ein ſtarker, die Felſen zerreißender Wind ging vor Elias her, aber der Herr war nicht im Winde. Und nach dem Feuer und Wind kam ein ſanftes Sauſen in welchem Jehovah war. Durchdrungen von ihm fühlte der Prophet ſein Innerſtes, daß ſchnell die Flamme ſeines Geiſtes wie Morgenröthe ſtrahlte. „Ruhe," ſprach die Stimme, „und erquicke dich hier, denn der Herr iſt barmherzig und freundlich. Oft ſollſt du niederſteigen zu den Menſchen, und ſie ſanfter belehren und liebreich retten und tröſten."

Seitdem beſuchte Elias die Menſchen oft, aber in einem andern als ſeinem ehemaligen Feuergeiſte. Unſichtbar oder in fremder Geſtalt miſchet er ſich in das Geſpräch derer die nach Weisheit forſchen, und vereinigt ihre Seelen. In häuslichen Geſchäften kehret er das Herz der Väter zu den Kindern, und das Herz der Kinder zu den Vätern! er errettet aus Gefahren, und antwortet dem Betenden erquickend und tröſtend. In der Perſon Johannes ging er als Morgen-

ſtern vor der aufgehenden Sonne her; ja den Sohn der Liebe ſelbſt ſtärkete er auf jenem heiligen Berge der Entzückung und Verklärung.

Der Wunderſtab des Propheten.

„Gürte deine Hüften," ſprach Eliſa zu ſeinem Diener Gehaſi, als ihn die Sunamitin um die Erweckung ihres Sohnes anflehte, „und nimm dieſen Stab in deine Hand. So dir jemand begegnet, ſo grüße ihn nicht; und grüßet dich jemand, ſo danke ihm nicht, und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz, ſo wird ſeine Seele wieder zu ihm kehren."

Freudig eilte Gehaſi mit dem Wunderſtabe des Propheten, nach welchem er ſo lange getrachtet hatte, denn längſt hatte er ein Wunder zu thun begehret. „Wo eileſt du hin, Gehaſi?" rief Jehu, der Sohn Nimſi ihm zu. „Einen Todten zu erwecken" antwortete Gehaſi, „denn hier iſt der Stab des Propheten."

Neugierig verſammelte ſich die Menge, und lief hinter ihm her: aus allen Flecken und Dörfern durch, welche er zog, eilete das Volk ihm nach, zu ſehen die Erweckung des Todten.

Und mit leichten Schritten ging Gehaſi vor ihnen her, und als ſie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz.

Aber da war keine Stimme noch Fühlen.

Er kehrete den Stab um und legete ihn anders, rechts und links, oben und unten, der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehaſi ward von der Menge verſpottet. Beſchämt kehrete er zurück zum Propheten, und zeigete ihm an und ſprach: „Der Knabe iſt nicht aufgewacht."

Da nahm Eliſa den Stab und eilete gen Sunem, und ging hinein in das Haus und ſchloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn, und ſtieg hinauf und legete ſich auf das Kind,

seinen Mund auf des Kindes Mund, seine Augen auf des Kindes Augen, und breitete sich über dasselbe, bis daß des Kindes Leib warm ward. — Womit erwärmte er den Todten? Mit seinem stillen, demüthigen Gebet, mit dem Athem seiner uneigennützigen, selbstlosen Liebe.

„Da nimm hin deinen Sohn," sprach er zur Mutter, und der eitle Gehasi stand beschämt.

Der Thron der Herrlichkeit.

Zu sehr vertiefte sich ein frommer Betrachter in die Anschauung des Unerschaffnen, und vergaß darüber die Geschäfte seines Berufs, die nothwendige Bürde eines Sterblichen der Erde.

Einst als er in tiefem Nachsinnen vor seiner mitternächtlichen Lampe saß, entschlief er, und es eröffneten sich ihm im Traume die Pforten des Himmels; er sah was er so lange zu sehen gewünscht hatte, den ewigen Thron. Um und um mit Feuer umgeben, schwebte derselbe auf siebenfach-dunkeln Wolken, aus denen Blitze fuhren, in denen Donner krachten; und vor und hinter ihm war Nacht.

Erschrocken wachte er auf; aber noch nicht belehret. Er sehnte sich die Gestalten des Thrones zu sehen, und sank abermals in seinen anschauenden Schlummer. Die vier Lebendigen trugen den Thron; mit ihren Angesichtern blickten sie, und mit ihren Flügeln schwebten sie nach allen vier Seiten der Schöpfung, vollbringend die Befehle Jehovahs. Feuriger Schweiß rann in Strömen von ihnen herunter, und von der rastlosen Bewegung waren sie so betäubt daß sie nicht wußten wie nahe sie dem Thron ständen, und welche die Herrlichkeit sey die sie trugen. Eben wollte die menschliche Gestalt des heiligen Wagens zu ihm treten als plötzlich sein Traumgesicht verschwand, so daß er noch unruhiger war als er vorher gewesen.

Er wünschte die anschauenden Engel zu sehen, und der prophetische Schlaf umfing ihn zum drittenmale. Die Seraphim standen da, zunächst dem flammenden Throne; aber ihre Angesichte waren verdeckt, verdeckt ihre Füße, und ihr Gesang war ihm unvernehmlich, bis einer derselben zu ihm trat und ihn mitleidig anredete: „Und du Sterblicher wagest es anschauen zu wollen was wir nicht anzuschauen vermögen? Genüge dich an dem Gesicht das dir die Träger des Thrones gaben; denn auch du bist mitten unter ihnen.“ Er sprach's, und der Träumende erwachte.

Eben flog eine Mücke vor seiner Lampe daher; sie wagte sich in die Flamme, und sank mit versengten Gliedern nieder. „War ich nicht thöricht,“ sprach er zu sich selbst „daß mich ein Engel belehren mußte wovon mich diese verbrannte Mücke belehret?“ — Er entsagte fortan den Betrachtungen der Seraphim, und ward das wozu der Mensch hienieden erschaffen ist, ein arbeitendes Lebendiges unter dem Throne.

Das heilige Feuer.

Als Jeremias die Verwüstung des Tempels betrauerte, waren alle dienstbaren Engel des Heiligthums um ihn, und halfen ihm trauren. Auch Davids und Salomo's Seelen stärkten ihn und gaben ihm die süßen Gesänge mit welchen er die Verwüstung ihres Werkes und ihres Volkes beweinte. „Die Herrlichkeit Gottes,“ rief er,“ ist von hinnen gegangen; der Herr ist hingewichen an seinen Ort.“

„Willst du nicht,“ sprach der Ergel des Feuers, „die Flamme des Heiligthums bewahren; vielleicht daß sich Jehovah erbarme, und kehre wieder zurück zum Thron seines Hauses.“

Und Jeremias nahm siebe[i] Priester zu sich, und verbarg das heilige Feuer in eine tiefe Grube, darinnen kein Wasser war.

Nach wenigen Tagen kam er hinzu und ſuchte dasſelbe; er fand aber kein Feuer, ſondern ein dickes Waſſer und trauerte ſehr Und der Engel des himmliſchen Lichtes ſtand vor ihm und ſprach: „warum traureſt du, Mühſeliger? Nie wird das Feuer des Herrn wiederkehren an dieſen Ort. Aber aus dem Schlamm dieſes Waſſers werden lebendige Ströme entſpringen, die die ganze Erde befruchten. Es kommt die Zeit da man nicht mehr wird zum Berge des Herrn gehen, noch zu dem Ort ſeiner irdiſchen Wohnung, denn ſein iſt die Welt. Aller Himmel Himmel mögen ihn nicht verbergen, und die Erde iſt ſeines Fußtritts Schemel. Aber ein Licht wird aufgehen vom Herrn, und alle Völker werden im Glanz desſelben wandeln, daß niemand ſeinen Bruder frage wer Gott ſey, ſondern ſie ſollen ihn alle erkennen, klein und groß, und alle ſchöpfen aus dem Strome des Lebens.“

Der Engel verſchwand, und Jeremias ſtarb in der Verbannung. Als nach Jahrhunderten der zweite Tempel gebauet ward, da war kein heiliges Feuer mehr in demſelben, und keine Lade des Bundes, auch keine Stimme den Herrn zu fragen; das Allerheiligſte ſtand leer. Aber aus der finſtern Leere das Heiligthums entſprang ein Licht, und aus der trüben Quelle dieſes Tempels floſſen Ströme der Erquickung für alle Völker der Erde.

Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von ſeinen Geſichten der Zukunft, die ihm ſo oft ſeine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllet hatten, als endlich einer aus dem Rath der Wächter zu ihm ſprach: „Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufſteheſt in deinem Theil am Ende der Tage.“

Gelaſſen hörte Daniel das räthſelhafte Wort und ſprach zum Mann im leinenen Kleide der neben ihm ſtand: „Meineſt du,

Herr, daß dieſe Gebeine werden wieder grünen?“ Und der himmliſche Bote nahm ihn bei der Hand und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele, ſprach er, „ſo unter der Erde ſchlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, ſo viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne.“ Er ſprach's und berührte ihn mit ſeiner Rechten; und Daniel entſchlief unter dem Anblick des Himmels und ſeiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

Vierte Sammlung.

Treue.

Aus der Treue gegen Menſchen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinehas, der Sohn Jair, ein armer, aber redlicher Mann, wohnte in einer Stadt gegen den Mittag. Es kamen Männer zu ihm, die ihm Getreide aufzuheben gaben; ſie vergaßen es abzuholen und reiſeten weg. Was that Pinehas? Er ließ das Getreide alle Jahre ſäen und ernten und in die Scheune ſammeln. Nach ſieben Jahren kamen die Männer wieder und forderten ihr Getreide. Pinehas erkannte ſie bald und ſprach zu ihnen: „Kommt und nehmet die Schätze, die der Herr euch geſegnet hat; ſiehe da habt ihr das Eure.“

*

Simeon, der Sohn Schetach, kaufte von einem Ismaeliten einen Eſel. Sein Sohn ward gewahr daß am Halſe des Eſels ein Edelgeſtein hing, und ſprach zum Vater: „Vater der Segen des Herrn macht reich.“ — „Nicht alſo, antwortete Simeon; „den Eſel habe ich gekauft, aber den Edelgeſtein nicht;“ und gab ihn dem Ismaeliten wieder.

Der afrikaniſche Rechtsſpruch.

Alexander aus Macedonien kam einſt in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika; die Einwoher gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar, voll goldner Aepfel und Früchte. „Eſſet ihr dieſe Früchte bei euch!“ ſprach Alexander; „ich bin nicht gekommen eure Reichthümer zu ſehen, ſondern von euren Sitten zu

lernen." Da führeten ſie ihn auf den Markt wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und ſprach: „Ich kaufte, o König, von dieſem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen anſehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu iſt mein, aber nicht das Gold, und dieſer Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu o König! denn es iſt das Seine."

Und ſein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchteſt dich etwas unrechtes zu behalten, und ich ſollte mich nicht fürchten, ein ſolches von dir zu nehmen? Ich habe Dir den Sack verkauft, nebſt allem was darinnen iſt; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!"

Der König fragte den erſten ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan," ſprach der König. „Ihr ſeyd beide rechtſchaffene Leute; verheirathet Eure Kinder unter einander, und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe, das iſt meine Entſcheidung."

Alexander erſtaunte, da er dieſen Ausſpruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet," ſprach der König des fernen Landes, „daß du alſo erſtaunеſt?" „Mit nichten," antwortete Alexander, „aber in unſerm Lande würde man anders richten." „Und wie denn?" fragte der afrikaniſche König. „Beide Streitende," ſprach Alexander, „verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs."

Da ſchlug der König die Hände zuſammen und ſprach: „Scheint denn bei euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf euch regnen? Alexander antwortete: Ja. „So muß es, fuhr er fort, der unſchuldigen Thiere wegen ſeyn die in eurem Lande leben, denn über ſolche Menſchen ſollte keine Sonne ſcheinen, kein Himmel regnen."

Weingefäße.

Eines Kaiſers Tochter ſprach zu einem Weiſen: Wie eine große Geſchicklichkeit iſt in dir, und du biſt ſo häßlich! Wie eine ſo große Weisheit in einem ſo ſchlechten Gefäß."

„Sage mir," ſprach der Weiſe, „in welchen Fäſſern habt ihr euren Wein liegen?" „In irdenen," ſagte ſie. „Und ſeyd ſo reich! Bitte deinen Vater daß er den Wein in ſilberne Fäſſer lege." Sie that's, und der Wein ward Eſſig.

„Warum haſt du meine Tochter zu ſolcher Thorheit vermocht?" fragte der Kaiſer; der Weiſe ſagte ihm die Veranlaſſung und behauptete daß in einem und demſelben Menſchen Weisheit und Schönheit ſelten beiſammen wohnen.

„Ei," ſagte der Kaiſer, „es gibt doch auch ſchöne Menſchen die gelehrt und geſcheidt ſind!" „Wenn ſie nicht ſchön wären, wären ſie wahrſcheinlich gelehrter und geſcheidter. Ein ſchöner Menſch iſt ſelten demüthig; er denkt an ſich, und vergißt darüber das Lernen."

Die Schlange.

„Was haſt du davon?" ſprach der Menſch zur Schlange „daß du unſer Geſchlecht verwundeſt, da du doch die böſen Folgen deines Zahns kenneſt? Du ſtichſt meine Ferſe, und ſchnell brennet das Gift durch alle meine Adern."

„Frageſt du mich darüber?" antwortete die Schlange. „Frage die Afterredner, die böſen Verleumder deines Geſchlechts darum, was denn ſie für Lohn haben? Das kleinſte Glied deines guten Namens verwunden ſie, und dein ganzes Glück leidet. Sie züngeln und ziſchen zu Rom, und in Syrien thut man dir Qual an."

Alles zum Guten.

Immer gewöhne ſich der Menſch zu denken: „was Gott ſchickt, iſt gut, es dünke mir gut oder böſe.“

Ein frommer Weiſer kam vor eine Stadt deren Thore geſchloſſen waren, niemand wollte ſie ihm öffnen: hungrig und durſtig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er ſprach: „was Gott ſchickt, iſt gut,“ und legte ſich nieder.

Neben ihm ſtand ſein Eſel, zu ſeiner Seite eine brennende Laterne, um der Unſicherheit willen in derſelben Gegend. Aber ein Sturm entſtand und löſchete ſein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß ſeinen Eſel. Er erwachte, fand ſich allein und ſprach: „was Gott ſchickt, iſt gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüſtet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen, und hatte eben in dieſer Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verſchonet. „Sagte ich nicht,“ ſprach er, „daß alles was Gott ſchickt, gut ſey? nur ſehen wir meiſtens am Morgen erſt, warum er uns etwas des Abends verſagte.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde worin du ihn nicht geprüfet haſt; an der Tafel des Gaſtmahls gibt's mehrere derſelben als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zween derſelben liebete er ſehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieſer es gleich am redlichſten mit ihm meinte. Einſt ward er vor Gericht gefordert, wo er unſchuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch,“ ſprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet.“

Der erſte ſeiner Freunde entſchuldigte ſich ſogleich daß er nicht mit ihm gehen könne wegen andrer Geſchäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauſes, da wandte er ſich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigſten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn, und zeugte von ſeiner Unſchuld ſo freudig daß der Richter ihn losließ und beſchenkte.

Drei Freunde hat der Menſch in dieſer Welt, wie betragen ſie ſich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, ſein beſter Freund, verläßt ihn zuerſt und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes, und kehren wieder in ihre Häuſer. Der dritte, den er im Leben oft am meiſten vergaß, ſind ſeine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; ſie gehen voran, ſprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum ſollten den nicht auch Menſchen ehren? Auf des Verſtändigen und Tugendhaften Haupt iſt graues Haar eine ſchöne Krone.

Drei Greiſe feierten zuſammen ihr Jubelfeſt und erzählten ihren Kindern, woher ſie ſo alt geworden?

Der eine, ein Lehrer und Prieſter, ſprach: „nie kümmerte mich wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie ſchritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände nie auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich ſegnete und Gott lobte; darum bin ich ſo alt worden.“

Der andere, ein Kaufmann, ſagte: „nie habe ich mich mit meines Nächſten Schaden bereichert; nie iſt ſein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geſchenkt.“

Der dritte, ein Richter des Volks, ſagte: „nie nahm ich Geſchenke, nie beſtand ich ſtarr auf meinem Sinn; im Schwerſten ſuchte ich mich jederzeit zuerſt zu überwinden, darum hat mich Gott mit meinem Alter geſegnet.“

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küſſeten ihre Hände, und kränzten ſie mit Blumen. Und die Väter ſegneten ſie und ſprachen: „wie eure Jugend ſey auch euer Alter! Eure Kinder ſeyen euch was ihr uns ſeyd, auf unſerm greiſen Haar eine blühende Roſenkrone.“

Das Alter iſt eine ſchöne Krone; man findet ſie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Der Ueberwinder der Welt.

Im fernſten Indien kam Alexander der Große an einen Strom des Paradieſes. Er trank von ſeinem erquickenden Waſſer und labete ſich ſehr; er wuſch darin ſein Antlitz und ſchien verjüngt; er verfolgete den Strom durch ferne Wüſten, und kam an die Pforte des Paradieſes. „Thut mir auf,“ ſprach er, „denn ich bin der Ueberwinder der Welt, der König der Erde.“ Aber ihm ward zur Antwort: „du biſt mit Blut befleckt, weiche! Dieß iſt die heilige Pforte wo nur die Gerechten hineingehen.“

„So gebt mir,“ rief der König, „wenigſtens ein Andenken daß ich hier geweſen;“ man reichte ihm einen Todtenſchädel.

Unwillig nahm er denſelben; der Schädel in ſeinen Händen ward immer ſchwerer daß er ihn nicht mehr tragen konnte, ja daß

ihn zuletzt alles Gold seiner Eroberungen, die Schätze Persiens und des Indus nicht aufzuwiegen vermochten. Bekümmert rief er einen Weisen und fragte ihn was das bedeute? „Das Menschenhaupt bist du," antwortete der Weise. „So lange deine Augen offen stehen, kannst du nicht gesättigt werden mit Gold und Silber; aber siehe! hier streue ich Staub auf den Schädel und bedecke ihn mit einer Handvoll Erde; der Todtenschädel wird leicht werden wie jeder andere Schädel." Er that's, und es geschah.

Und bald ward der Spruch erfüllet. Alexander zog zurück mit seinem Heere, und starb in Babel. Sein Reich zerfiel, und des Ueberwinders Haupt lag da wie ein anderer Schädel.

Der Tag vor dem Tode.

Ein Weiser spricht: „thue Buße Einen Tag vor deinem Tode." Welcher ist dieser Tag,. und wer weiß wann er sterben werde?

Ein König lud seine Knechte zu einer großen Mahlzeit ein, sagte ihnen aber nicht die Stunde wann die Mahlzeit seyn würde. Die Klugen bereiteten und schmückten sich; denn sie sprachen: „es gebricht nichts in des Königs Hause; jeden Augenblick kann die Mahlzeit bereit seyn daß wir gerufen werden." Die Narren aber unter den Knechten zerstreuten sich und sagten: „es ist noch lange hin, und ehe der Ruf geschieht, haben wir Zeit genug uns zuzuschicken und anzukleiden."

Plötzlich geschah der Ruf; die Geschmückten gingen zum Feste; die Narren wurden zurückgewiesen. Sie hatten die Ehre sich selbst geraubet.

*

Salomo sagt: „Laß deine Kleider immer weiß seyn!" Auch deine Sterbekleider sind weiß; bereite dich und kleide dich in sie täglich. Sey weise Einen Tag vor deinem Tode.

Der frühe Tod.

Neulich ging ein Mädchen in den Garten, sich einen Kranz zu sammeln aus schönen Rosen. Sie standen alle noch in ihrer Knospe da, geschlossen oder halbgeschlossen, des Morgenthaues duftende Kelche. „Noch will ich euch nicht brechen, sagte das Mädchen. Erst soll euch die Sonne öffnen, so werdet ihr schöner prangen und stärker duften."

Sie kam am Mittage und sah die schönsten Rosen vom Wurm zerfressen, vom Strahl der Sonne gebeugt, erblaßt und welkend. Das Mädchen weinte über ihre Thorheit, und am folgenden Morgen sammelte sie sich ihren Kranz früh.

*

Seine liebsten Kinder ruft Gott früh aus diesem Leben, ehe der Strahl der Sonne sie sticht, ehe der Wurm sie berühret. Das Paradies der Kinder ist eine hohe Stufe der Herrlichkeit: der gerechteste Fromme kann sie nicht betreten; denn seine Seele ist befleckt gewesen.

Der Lohn der zukünftigen Welt.

Richte nicht den Weg deines Lebens, alle seine Fußsteige sind gut, ob du gleich das Ziel eines jeden nicht übersiehest. Wäge auch nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: dieß Gebot ist groß, darum will ich's halten; denn sein Lohn wird groß seyn. Gott hat dem Menschen nicht offenbaret welches der Lohn eines jeden Werks seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein; er ließ einem jeden seine Arbeit frei und fragte am Abende nur, woran er gearbeitet habe. Jeder zeigte was er gethan; dieser den Feigenbaum, jener den Oelbaum, der

die Cypreſſe, dieſer den Palmbaum den er gepflanzet. Der Hausvater gab einem jeden den Lohn nach ſeiner Arbeit, und ſo war ſein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzet. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, ſo wäre des Hausvaters Abſicht nicht erreicht worden; der Garten wäre nicht mit mancherlei Bäumen bepflanzet.

*

Ein Weiſer ward gefragt: warum ihn Gott alſo geſegnet habe in ſeinem Leben? „Weil ich die kleinſte Pflicht wie die größeſte that, antwortete er, darum hat mich Gott alſo geſegnet.“

Die Roſe unter Dornen.

Ein frommer Mann der tief gekränkt und verwundet mitten unter ſeinen Verfolgern lebte, ging traurig einmal auf und ab in ſeinem Garten, an den Wegen der Vorſehung faſt verzweifelnd. Wie feſtgehalten blieb er vor einem Roſenbuſch ſtehen, und der Geiſt der Roſe ſprach zu ihm alſo: „Belebe ich nicht ein ſchönes Gewächs? einen Kelch der Dankſagung voll ſüßer Gerüche dem Herrn im Namen aller Blumen, ſein Weihrauchopfer. Und wo erblickeſt du mich? Unter Dornen. Aber ſie ſtechen mich nicht; ſie beſchützen mich und geben mir Säfte. Eben dieß thun dir deine Feinde, und ſollte dein Geiſt nicht mehr ſeyn und feſter als eine hinfällige Blume?“ Geſtärkt ging der Mann von dannen; ſeine Seele ward ein Kelch der Dankſagung für — ſeine Feinde.

Der Engel des Todes.

Furchtbar erſcheint dem Scheidenden der Engel des Todes. Von ſeinem flammenden Schwert trieſen bittre Tropfen; ſein Anblick iſt ſchrecklich.

Iſt nichts das uns davon zu erretten vermöge? Kann niemand das Paradies ſchaun, er ſchaue denn vorher den Engel des Todes? Nicht alſo. Wer Werke der Liebe und Güte gethan, wer Menſchen erfreuet hat und ihren Segen empfangen, der ſiehet den Tod nicht. Wie Auen des Paradieſes ſchweben die guten Thaten ſeines Lebens und erquicken ſein Herz und holen ſanft hinüber ſeine Seele.

So ward Elieſer, Abrahams treuer Knecht, von ſeinem Herrn dazu geſegnet daß er den Tod nicht ſähe, für die Freude die er ihm im Leben bereitet. Auch Sarah, Aſſers Tochter, als ſie dem Altvater Jakob die Nachricht brachte: „dein Sohn lebet!“ ſprach er: „der Mund der mir dieß ſagt, erquicket werde er dafür in der Stunde des Todes.“ Und als Bitja, die Tochter Pharao's, ſterben ſollte, damit man nicht ſpräche: „was hatte ſie zum Lohn für ihre Gutthat daß ſie den Moſes erzogen?“ trat in ihrer letzten Stunde das Bild Moſes mit allen ſeinen Thaten ihr herrlich vor Augen; das Bild des Todes verſchwand vor dieſem Anblick.

Wie man den Faden aus der Milch zieht, ſo ſcheidet die Seele des Guten von ihrem Körper, im Andenken deſſen was ſie durch ihn Gutes vollbrachte; die Seele des Böſen ſcheidet hinweg, wie man ſpitzige Dornen aus der Wolle reißet.

II.

Das Roſenthal.

Aus den zerſtreuten Blättern, vierte Sammlung 1792.

Vorrede.

Das Rosenthal, dieser Titel scheine keine Ziererei, wenn ich bemerke daß ein großer Theil dieser Lehrsprüche aus Sadi's Blumengarten oder Rosenthal und ähnlichen Sammlungen genommen ist. Warum sollten auch Griechenland und Rom allein ihre Anthologien haben? Sind nicht die schönsten Blumen unserer Gärten morgenländischer, ist unsre Rose nicht persischer Abkunft?

Als eigentliche Kunstwerke verpflanzte ich indessen diese schönen Kinder der Phantasie und des Verstandes nicht. Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade also auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Rose der schönsten Vertraulichkeit ein, der Vertraulichkeit nämlich die man mit seinem eignen Herzen pfleget. Stücke von ihm sind zwar oft übersetzt; schon 1678 soll eine deutsche Uebersetzung aus dem Französischen erschienen seyn, die ich nicht kenne: Olearius gab die seine 1697, und aus ihr sind manche Sentenzen Sadi's in die Sammlung deutscher Sinngedichte übergegangen. Da indessen diese Uebersetzung selten ist, und in Ansehung der Sprache manchen unlesbar seyn möchte, so konnte sie mich nicht hindern daß ich aus Gentius Ausgabe nicht einige dieser Blumen nach meiner Art pflegte. Gentius, dem wir die ebengenannte prächtige Ausgabe des Sadi zu danken haben, war auch ein Deutscher.

Wenn man in den rhapſodiſchen Gedanken des folgenden Stücks einigen Enthuſiasmus für dieſe Lehrart findet, ſo bedenke man daß Luſt und Liebe zur Sache ſelten ohne Begeiſterung für dieſelbe ſey, die man dem Liebhaber billig auch verzeihet, ja gar von ihm fordert.

Erſtes Buch.

Lob der Gottheit.

Lob ſey dem ewigen Gott! Ihm nahet, wer ihm gehorchet;
Wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
Wie der Athem, den wir wieder verathmen, erquickt.

*

Seinem Knechte, dem wärmenden Oſtwind, hat er geboten
Daß er des Hauſes Flur köſtlich belege zum Feſt
Mit ſmaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke befohlen
Daß ſie mit Ammenbruſt Kräuter und Pflanzen erzieh',
Zartgeborene Kinder. Zum neuen Jahre des Frühlings[1]
Bringt er den Blumen ein Kleid, Zweigen den blumigen Hut.
Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes in Zucker,
Hebet den Dattelkern ſprießend zur Palme empor.
Wolken und Wind und Himmel und Mond und Sonne beeifern
Sich zum Dienſte für dich; diene mit ihnen, o Menſch!

*

Die an der Pforte des Heiligthums anbeten und feiern,
Sprechen: „wir ehren dich nicht, Höchſter, wie dir es gebührt."
Die des Erhabenen Glanz in ſeiner Schöne beſchreiben,
Klagen, in Schrecken gehüllt: „Herr, wir erkennen dich nicht."

[1] Bei den Perſern fängt das neue Jahr mit dem Frühlinge an. Die Gewohnheit der morgenländiſchen Könige, ihren Dienern und Lieblingen als Hausgenoſſen Geſchenke und Kleider zu geben, iſt bekannt.

Fragete mich nun einer nach ſeinem Lobe, was ſoll ich,
Ich Geiſtloſer, von ihm ſagen, der zeichenlos iſt?
Liebende geben ſich hin zum Opfer ihres Geliebten,
Und das Opfer verſtummt —
Niedergebeuget das Haupt, ſaß einſt ein Verehrer der Gottheit
Tief in den Ocean ſeiner Betrachtung geſenkt;
Als er emporkam wieder vom tiefen Meer der Gedanken,
Fragt' ihn traulich ein Freund: bringeſt du uns ein Geſchenk
Aus dem Garten in dem du geweſen? Ich war in dem Garten,
Sprach er, wo glänzend umher Roſen, die volleſten, blühn.
Sehnend nahet' ich mich, mir Schooß und Buſen zu füllen,
Meinen Freunden und dir, Freund, zum erquickenden Gruß.
Aber betäubt und trunken vom Duft der himmliſchen Blumen,
Ließ ich ſinken das Kleid, ſank mir die brechende Hand.

*

Die du die Liebe ſingſt, o Nachtigall, lerne die Liebe
Von der Mücke, die ſich ſtumm in der Flamme verzehrt.

*

O du, höher als jeder Gedank' und jegliche Meinung,
Höher als jedes Bild, jegliche Rede von dir,
Siehe, wir hörten und laſen was je von den Vätern geſagt war,
Sprachen darüber lang; aus iſt nun unſer Geſpräch,
Unſer Leben am Ziel und unſre Beſchreibung am Anfang.
Draußen der Pforte zu dir ſtehen und ſtaunen wir noch.

Der Betende.

Knechte dienen um Lohn, ein Käufer handelt um Waare,
Sey im Gebet vor Gott weder ein Käufer noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und ſprich: Erzeige mir, Höchſter,
Was dem Erbarmer gebiert, nicht was der Sünder verdient.

Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menſchheit Pflichten entſaget,
Sitzt im Finſtern und hält immer den Spiegel vor ſich.

Das Schweigen.

Lerne ſchweigen, o Freund. Dem Silber gleichet die Rede,
Aber zu rechter Zeit ſchweigen iſt lauteres Gold.

Die Rede des Weiſen.

Was nützet Ali's Schwert in ſeiner Scheide?
Was nützet Sadi's Zunge wenn ſie ſchweigt?
Was iſt, o weiſer Mann, die Zung' im Munde?
Ein Schlüſſel iſt ſie zu des Kaufmanns Schatz.

Unaufgeſchloſſen kannſt du nimmer wiſſen
Ob edle oder ſchlechte Stein' er hegt.
Vor weiſen Männern ſchweigen iſt oft Tugend;
Oft iſt mit Reden ſich hervorthun Noth.

Das wahre Lob.

Wer der Sterblichen weiß was das Herz des Sterblichen einſchließt?
Wer als der Schreiber verſteht eine verſiegelte Schrift?
Schmähe mich alſo nicht mit falſchem Lobe von außen;
Lob, was ich ſelbſt mir gab, dieſes erfreuet mich nur.

Staub und Edelgeſtein.

Edel bleibet der Edelgeſtein, und läg' er im Staube;
Flög' er gen Himmel empor, bleibet der Staub was er iſt.

Das Aeußere und Innere.

Gab dem Zucker das äußere Rohr die liebliche Süße?
Oder war ſie des Rohrs innrer verborgener Saft?
Duftet der Balſam wohl weil dir ein Krämer es ſagte?
Oder erquicket er dich ſelber in eigner Natur?
So der Weiſe. Der Plauderer gleicht der hallenden Trommel:
Draußen ein fremdes Fell, drinnen ein leeres Gefäß.

Die Abkunft.

Rühme dich nicht des Stammes, von deſſen Natur du nicht mehr biſt;
Was von dem glänzenden Feu'r ſtämmet, wird Aſche genannt.

Vortheile der Schönheit.

Schönheit iſt eine göttliche Kraft; ſie raubet die Seelen,
Zieht das Gemüth an ſich, daß es ſo willig ihr dient.
Schönheit iſt eine Salbe dem ſchwer verwundeten Herzen,
Schließet das Innere auf; nichts iſt verſchloſſen vor ihr.

Wohin ein Schöner tritt; er wird mit Ehr'
Und Gunſt empfangen, hätten ihn auch ſelbſt
Die eignen Eltern von ſich weggebannt.

*

Eine Pfauenfeder lag zwiſchen Blättern des Korans.
Stolze, ſprach ich, zu hoch iſt dieſe Stelle für dich!
„Nicht! antwortete ſie. Wohin die ſchöne Geſtalt kommt,
Iſt ſie an ihrem Platz; jeder vergönnet ihn ihr."

*

Ein ſchöner, artiger, folgſamer Jüngling,
Wär' auch ſein Vater widrig und verſchmäht;
Er iſt wie eine Perle die man gern
Aus ihrer Muſchel zieht und köſtlich ſchätzt.

Gefährliche Schönheit.

Schönheit iſt ein mißlich Geſchenk. Sie machet den Liebling
Eitel, und wenn ſie entflieht, läßt ſie ihn traurig und leer.

Die gute Geſellſchaft.

Im Bade reichete mir einſt
In meine Hand des Knaben Hand
Ein Stückchen Erde voller Wohlgeruch.
„Biſt du, ſprach ich, Ambra? biſt du Muscus?
Denn trunken entzündet ſich an dir mein Herz.“
„Ich bin, antwortet' ſie, nur ſchlechte Erde;
Doch war ich ein'ge Zeit der Roſe nah,
Und ihre ſüße Kraft ging in mich über;
Für mich bin ich nur Erde, was ich bin.“

Lockmanns Weisheit.

Von den Thoren hab' ich, ſprach Lockmann, Weisheit gelernet;
Was mir an ihnen mißfiel, hab' ich mir nimmer erlaubt.

Gabe der Vernunft.

Wem das Gehör der Vernunft verſagt iſt, kann er ihr folgen?
Wen fortziehet das Glück, wird er nicht folgen dem Glück?
Lieblingen Gottes allein wird Nacht zum helleſten Tage;
Keines Armes Gewalt ſchaffet die Helle ſich ſelbſt.

Der Weg zur Wiſſenſchaft.

Sag, o Weiſer, wodurch du zu ſolchem Wiſſen gelangteſt?
„Dadurch daß ich mich nie andre zu fragen geſchämt.“

Der Edelſte.

Als Chatem-Tai, der Freigebige,
Geprieſen ward, er ſey der edelſte
Der Menſchen, über ihn ſey keiner mehr,
Sprach er: „Der bin ich nicht. Als ich einmal
Vierzig Kamele meinen Gäſten gab,
Fand auf dem Feld ich einen armen Mann,
Der Dorn und Diſteln ſammlete, dafür
Sich Mittagbrod zu kaufen. Unbekannt
Sprach ich ihn an: „Warum, Mühſeliger,
Arbeiteſt du, und gehſt lieber nicht
Zu Chatem-Tai's Haus, wo jeder jetzt
Im Ueberfluſſe ſpeiſet?“ „Wer das Brod,“
Antwortet' er, „ſich ſelbſt erwerben kann,
Hat Chatem-Tai's Haus nicht nöthig.“ „Der,
Ihr Freunde, war ein Edlerer als ich.“

Haus und Hof.

Kleider, die uns ein König verehrt, ſind herrliche Kleider;
Aber ein eigen Gewand, auch ein geringeres, ziemt.
Köſtlich ſchmecken Gerichte bei Tafeln prächtiger Herren;
Aber ein eigenes Mahl, ſicher und fröhlich, ernährt.

Unwürdiger Gewinn.

Schmecket die Speiſe dir ſüß die du durch Betteln erkauft haſt?
Zieret das Kleid dich wohl das dir die Schande gereicht?

Salz.

Nuſchirvan, der Gerechte, ſpeist' einmal
Auf ſeiner Jagd im freien Felde. Salz
Gebrach ihm. „Holet, ſprach er, Salz,
Im nächſten Hauſe; doch bezahlt das Salz."
„Wie?" ſagten ſeine Diener, „großer König,
Bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?"
„Aus ſolchen Kleinigkeiten, ſprach Nuſchirvan,
Iſt aller Druck entſtanden der die Welt drückt."

Alles Uebel der Welt iſt aus dem Kleinſten entſproſſen;
Klein war der Anfang ſtets jeder unedlen Gewalt.
Brach der König nur Einen Apfel vom Baume des Armen,
Hieben die Knechte ſofort, nieder zur Wurzel, den Baum.
Eignete er fünf Eier ſich zu; ſie nahmen der Hennen
Hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit ſeinen Geſtalten,
Schmerz und Freude verrauſcht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unſere Qualen entfliehn; ſeine begleiten ihn fort.

Der Heuchler.

Sage dem Heuchler: es iſt der Koran vom Himmel gekommen
Daß er die Menſchen erzieh', nicht um bemalet zu ſeyn
Mit des Apoſtels Bilde. Der Prieſter ſonder Erkenntniß
Gleicht dem niedrigen Fuß, ohne des Sehenden Haupt.
Löblicher iſt der Sünder der reuig zum Boden die Stirn neigt,
Als der Andächtige der ſtolz in die Wolken ſie hebt.

Der Fromme und der Weiſe.

Werde vom Frommen ein Weiſer. Der Fromme rettet ſich ſelbſt nur,
Aber der Weiſe hilft wem und worin er es kann.

Das Kleid des Geiſtlichen.

Wiſſe, mein Sohn, ein geiſtliches Kleid iſt das Kleid des Erbarmens
Und der Geduld; ihm ziemt Zorn und Gehäſſigkeit nicht.
Kannſt du nicht Unrecht dulden, ſo lege das Prieſtergewand ab;
Oder du lügeſt ihm, und es wird Schande für dich.
Würde das Weltmeer trübe von Einem geworfenen Steine?
Trübet ein Steinwurf dich, biſt du ein ſumpfiger Pfuhl.

Der Tapfere.

Der iſt der Tapfere nicht der den zornigen Löwen hervorlockt.
Der iſt's der auch im Zorn gütig die Worte beherrſcht.

Der Papagai und Rabe.

Ein Papagai und Rabe fanden ſich
In Einem Vogelbauer eingeſperrt.
Der Papagai erſchrack vorm häßlichen
Geſellen, und ſprach voller Unmuth ſo:
„Welch eine widrige Geſtalt! Sein Blick,
Und ſeine Art, wie ſie abſcheulich ſind!
O Rabe, wäre zwiſchen mir und dir
Ein Raum von Orient zu Occident.“
Wer dich am Morgen erblickt, dem wird die Schöne des Morgens
Nacht. Er beginnt mit dir einen unſeligen Tag.
Ein Unholder gehört nur mit Unholden zuſammen;
Aber wo fändeſt du irgend noch einen wie dich?

Und wie dem Papagai des Raben, war
Dem Raben auch des Papagai Geſellſchaft.
Er ſtreicht die Klauen, klagt ſein Schickſal an,
Und wünſchet ſich, in Würde zu ſpazieren
Mit ſeines Gleichen auf der Gartenmaur.

„Gütiger Himmel, was hab' ich verübt daß dieſem Unedlen,
Dieſem Thoren du mich ihm zum Geſellen erkorſt?
Wäre ſein Bild an der Mauer gemalt, ich flöge von dannen;
Wär' er im Paradies, flög' ich zur Höllen hinab,
Einem geiſtlichen Mann, dem Raben, o ſchändliche Strafe,
Die ihn mit Papagain, Schwätzern und Buben geſellt!"

So fand ſich einſt ein ernſter Derwiſch im
Gelag der Luſtigen. Er ſaß betrübt
Bei ihren Schwänken, bis ein Freier ſprach:

„Findeſt du dich beleidet von uns? So beleidest du uns auch:
Warum kommſt du hieher? da wir nicht kommen zu dir.
Hier biſt du wie ein dürres Holz im Garten der Anmuth,
Wo eine Blume ſich fröhlich der andern vermählt;
Biſt ein widriger Wind für unſre Segel, der Schnee bringt.
Biſt ein unſchmelzbar Eis mitten in ſchmelzender Luft."

Verſchwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche,
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln tragen.
Verſchwende nicht die Zeit mit ſchlechten Menſchen:
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.

Kannſt du ein gutes Schwert aus weichem Thone dir ſchmieden?
Aendert, von Menſchen gehegt, je ſich des Wolfes Natur?
Iſt's nicht einerlei Regen, der hier auf ſalzigem Boden
Diſtel und Dornen erzieht, Blumen den Gärten verleiht?
Alſo verſchwende du dir nicht Samen und köſtliche Wartung:
Böſes den Guten, und Gut's Böſen erzeigen, iſt Eins.

Vergangenheit und Zukunft.

Glücklich, wer das Vergangene ſich vorſetzet zum Lehrbild,
Daß er der Zukunft nicht ſelber ein Warnender ſey.
Alſo ſcheuet der Vogel den Ort wo Vögel berückt ſind;
Nimm Beiſpiele, damit du ſie nicht anderen gibſt.

Strenge gegen ſich ſelbſt.

Strenge gegen dich ſelbſt, beſchneide die üppigen Reben;
Deſto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinſt.

Zweites Buch.

Der Redner und Zuhörer.

Table den Redner nicht, für dessen Rede das Ohr dir
Fehlet; der Lehrer gibt Lehre, nicht Herz und Verstand.
Bring ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit,
Daß er mit Blumen und Frucht fröhlich besäe das Feld.

Unwissenheit.

Unwissenheit ist vor dem Tode Tod.
Lebend'ge Gräber sind Unwissende;
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.

Scherz und Ernst.

Sage dem Klugen ein Wort; er wird's zur Lehre sich nehmen;
Selbst dein spielender Scherz wird ihm ein warnender Ernst.
Lies dem Thoren dagegen auch Tausend Capitel der Weisheit,
Seinem unweisen Ohr dünken sie nichtiger Scherz.

Wissenschaft für andere.

Wer für andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
Leuchtet voran, und geht selber in ewiger Nacht.

Die Rüſtung.

Weisheit und Wiſſenſchaft ſind Waffen gegen das Laſter;
Du, ein gewaffneter Mann, willt ſein Gefangener ſeyn?
Irrt der Blinde, ſo zeigt mitleidig jeder den Weg ihm;
Stürzet der Seher hinab, wird er von allen verlacht.

Wiſſen ohne That.

Ohne die That iſt Wiſſen, wie ohne Honig die Biene;
Sage der ſtolzen: „warum ſchwärmeſt du müßig und ſtichſt?“

Die Schlinge.

Eine Schlinge kenn' ich, ſie fängt den ſchnelleſten Vogel;
Eine Feſſel, ſie zwingt auch den gewaltigſten Mann.
Lieb' iſt dieſe Schlinge; das Haar der Geliebten die Feſſel,
Die uns Gedanken und Muth, Willen und Tugend beſtrickt.

Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegſt, bewahre den Fuß und den Flügel
Vor dem Honig der Luſt; oder du klebeſt daran.

Unglückliche Krankheit.

Unglückſeliger Kranker, der Honig und Zucker verlanget
Wenn ihm die Aloë nur Rettung und Hülfe verleiht!
Kann das Auge geneſen das haftend am Auge des andern
Nach dem Pfeile verlangt, der es mit Schmerze durchbohrt?

Das Schwere.

Leichter iſt es der Seele die ſchwerſten Schmerzen zu dulden,
Als dem Auge ſich ſelbſt ſeinem Geliebten entziehn.

Die Fahne und der Teppich.

Zu Bagdad im Palaſte redet' einſt
Die Kriegesfahne ſo den Teppich an:
„Wir, Eines Herren Diener, ich und du,
Wie anders gar iſt unſer Dienſt und Lohn!
Ich, matt von Zügen und mit Staub bedeckt,
Bin ohne Raſt und Ruh, auf Reiſen ſtets,
Und allenthalben der Gefahr voran.
Du, fern von Wüſten, Staub, Gefahr und Müh,
Von Schlachten fern und von Belagerung,
Weilſt hier am Hofe unter Jünglingen
Und Jungfraun, ſchöner als der ſchöne Mond,
Von Salben duftend, mir an Herrlichkeit
Und Ehre weit voran. Ich, in der Hand
Der Diener, jetzt der rauhen Winde Spiel,
Jetzt eingefeſſelt und dahin geſtellt.“ —

Der weiche Teppich ſprach: „dagegen hebſt
Du auch dein ſtolzes Haupt zu Sternen auf;
Ich liege hier zu meines Herren Fuß
Und bin als Sklave nur geehrt und reich.
Wer ehrſuchtvoll ſein Haupt erhebet, der
Sucht in der Höhe ſelbſt Gefahr und Sturm.“

Königes Dienſt.

Rühme dich nicht des Dienſtes den du dem König erzeigeſt,
Gnade hält er es dir daß er zum Dienſt dich gebraucht.

Könige und Weiſe.

Weiſere Männer bedürfen minder der Könige Freundſchaft,
Als der König des Raths weiſerer Männer bedarf.

Der taube König.

Stelleſt du taub dich, König? O zieh aus den Ohren die Wolle;
Uebe Gerechtigkeit; oder dein Richter erſcheint.
Alle des Adams Söhne ſind Glieder unter einander;
Leidet ein einiges Glied, jedes empfindet den Schmerz.
Biſt du allein nicht, der ihn empfindet, ſo nenn', o du Einz'ger,
Dich nicht unſres Geſchlechts, nenne nicht König dich mehr.

Die zertretene Mücke.

Weißt du nicht, wie der Mücke dir unterm Fuße zu Muth ſey?
Eben wie dir, wenn dich ein Elephante zertritt.

Das Kamel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kamel dem leitenden Kinde,
Daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.
Aber führet der Weg das Gebirg hinunter zum Abgrund,
Reißet den Zügel es kühn, ſich zu erretten, hinweg.
Löblich iſt es den Menſchen dem leitenden Zaume zu folgen;
Aber zum Abgrund hinab, wehe den Folgſamen dann!

Der mächtige Baum.

Ueber den Himmel erhebt der Baum wohlthätiger Milde
Seinen Gipfel, und weit breitet die Wurzel er aus.
Willt du von ſeinen Zweigen dereinſt die Früchte genießen,
Haue den Stamm nicht um, rücke die Milde nicht auf.

Stolz und Güte.

Süß iſt der koloquintene Trank den Güte dir darreicht;
Bitter der Zucker den uns murrend der Stolze verehrt.

Frohe Milde.

Nicht leichtſinnig eröffne die Thür freigebiger Milde;
Aber geöffnet ſchleuß nimmer mit Härte ſie zu.
Nicht zum ſalzigen Pfuhl, es eilt der durſtende Pilger,
Vogel und Ameiſ' eilt hin zum erquickenden Quell.

Gottes Lieblinge.

Wie du des Königes Huld durch ſeinen Liebling erlangeſt,
Alſo des Ewigen Huld, wenn du die Menſchen erfreuſt.

Schonung des Namens.

Der große Alexander ward gefragt,
Wie er ſo größre Kön'ge übermocht?

„Durch Gottes Schickung, ſprach er; aber nie
Beleidigte ich Einen Ueberwundnen,
Daß ich von ſeinem König übel ſprach."

Groß zu achten iſt nicht, wer große Namen verkleinert;
Strafe, Befehl und Macht, Reichthum und Hoheit vergeht,
Aber der Name bleibet! Und willt du daß deiner geehrt ſey,
Sey der Verſtorbenen Ruhm dir auch im Namen geehrt.

Der Schmeichler.

Gegenwärtig bei dir iſt jeder Schmeichler dem Lamm gleich,
Der abweſend dich ſelbſt gleich einem Wolfe zerreißt.
Traue dem Manne nie der fremde Gebrechen dir aufdeckt;
Wiſſe daß eben ſo gern andern er deine verräth.

Der Verleumder des Freundes.

Achteſt du werth den Stein der deinen Spiegel zertrümmert?
Und ein verleumdender Feind machet den Freund dir verhaßt?

Feinde und Freunde.

Freund' und Feinde kommen von Gott; wie rinnende Bäche
Hat er in ſeiner Hand ihrer Geſinnungen Lauf.
Trifft dich ein böſer Pfeil: den Pfeil ſchnellt freilich der Bogen,
Aber bemerke die Hand welche den Bogen regiert.

Vorwürfe.

Gottes Strafen entgehn kannſt du durch reuige Beßrung;
Aber der Menſchen Schmach tilget auch Beſſerung nicht.
Dulde den Vorwurf ſtill, und danke Gott für die Wohlthat
Daß du dich beſſer fühlſt als dich ein Sterblicher wähnt.

Gott und der Menſch.

Gott ſieht Fehler und decket ſie zu; der menſchliche Nachbar
Sahe ſie nicht, und erzählt was er nicht ſahe der Welt.
Wüßten die Menſchen, o ewiger Gott, von Menſchen was du weißt,
Niemand der Läſternden mehr hätte vor Läſternden Ruh.

Der gute Mann und der Sünder.

Gehet der gütige Mann dem Sünder vorüber, er gehet
Schonend vorüber, und deckt ſeine Gebrechen nicht auf.
„Hab' ich gefehlet, warum willt du auch, Heiliger, fehlen,
Daß du mich ſtolz und kalt, wie ein Ungütiger ſchmähſt?"

Die Lüge.

Im Unmuth hieß ein König augenblicks
Den Sklaven tödten der ihm mißgefiel.
Beraubet aller Hoffnung, ſtieß verzweifelnd
Der Arme Läſtrung aus. So greifet der,
Der nicht entfliehn kann, ſelbſt ins ſcharfe Schwert.

„Was ſpricht er?" fragt der König. „Herr, er ſpricht:
(Antwortet ein verſtänd'ger Mann am Thron)
Das Paradies iſt derer die den Zorn
Bezähmen, und dem Sterblichen verzeihn!"

„So ſey ihm dann verziehen!" ſprach der Fürſt.

„Nicht alſo! fiel ein Höfling ein. Monarchen
Muß man die Wahrheit ſagen. Herr! er ſchalt!"

„Und hätt' er auch geſcholten!" ſprach der König.
„Die Lüge dieſes guten Mannes war
Mir nützlicher als deine Wahrheit. Sie
Beſänftigte mein Herz; du brinaſt ^^ ^

*

Des Menſchenfreundes Lüge in der Noth
Iſt edler als des Menſchenhaſſers Wahrheit.

Der langſame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu ſchnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben iſt leicht, wiederzugeben ſo ſchwer!

Wirkung des Zornes.

Mäßige deinen Zorn; es fallen die Funken des Zornes
Erſt auf dich; auf den Feind, wenn ſie ja treffen, zuletzt.

Gewalt und Güte.

Weiche Seide zerſchneidet das ſcharfeinhauende Schwert nicht;
Stärker als alle Gewalt iſt ein nachgebender Geiſt.
Güte bezwang die Welt. Mit ſanften freundlichen Worten
Magſt du den Elephant leiten am einzigen Haar.

Die Beleidigung.

Schmettre den Stein nicht gegen die Mauer; er prallet zurück dir,
Oder es reißt ſich ein Fels los von der Mauer auf dich.

Der Beleidigte.

Wen du beleidiget haſt, und hätt'ſt du ihm, zur Verſöhnung,
Tauſend Gutes erzeigt, traue dem Manne nie ganz.
Zogſt du den Pfeil aus der Wunde, ſo bleibt doch lange der Schmerz nach;
Und im tiefen Gemüth wohnet am tiefſten ein Groll.

Der Mürriſche.

Menſch von böſer Natur, du biſt in feindlichen Händen:
Wo du auch ſeyſt, du entgehſt deinem Gefängniſſe nicht,
Nicht den Klauen die feſt dich halten. Und ſtiegſt du gen Himmel,
Nimmſt du den quälenden Geiſt, nimmſt du die Hölle mit dir.

Der aufſteigende Seufzer.

Nicht vom Walde der brennt, ſteigt ſo zum Himmel der Rauch auf,
Wie des gepreßten Manns Seufzer gen Himmel ſich hebt.

Die Beſtimmung.

Thränen und Seufzer löſchen nicht aus die Tafel des Schickſals;
Bitten und Schmeichelein ändern kein Pünktchen auf ihr.
Kümmerte ſich der Engel der über die Winde geſetzt iſt,
Ob ſein brauſender Hauch irgend ein Lichtchen verweh'?

Das Roß und der Eſel.

Hurtiger Reiter, gedenke doch auch des leidenden Laſtthiers,
Das, mit Dornen bedeckt, ächzend im Pfuhle verdirbt.

Zufriedenheit.

Willt du dir Hoheit wünſchen: du kannſt nichts höheres finden
Als der Zufriedenheit unüberwindliche Macht.
Habe der Reiche Gold: die Geduld des Armen iſt mehr werth
Als ſein goldener Schatz, welchen die Sorge bewacht.
Theile Biram [1] den Armen das größte Wild zum Geſchenk aus:
Wieget der Halm doch mehr welchen die Ameiſe bringt.

[1] Ein großer Jäger Orients.

Drittes Buch

Morgengesang der Nachtigall.

Weißt du was die Nachtigall singt? An jeglichem Morgen
Singt sie: „wer bist du, Mensch, daß dich die Liebe nicht weckt?
Siehe, das Lüftchen weht, es säuseln die Blätter der Bäume;
Jegliche Blume fühlt neu sich gestärket und jung.
Jegliches Blatt der Rose wird Zunge, den Schöpfer zu preisen,
Zunge wird jegliches Laub; und du verstummest, o Mensch?"

Der nächste Freund.

Näher als ich mir selbst, ist mir die Güte des Schöpfers;
Wie dann, daß ich von ihm öfter mich fühle so fern?
Kann ich den Freund, der in Armen mich hält, abwesend beweinen?
Kann ich mich dem entziehn, der mir mich selber geschenkt?

Gottes und der Könige Furcht.

Fürchteten Gott wir so wie wir die Könige fürchten,
Engel wären wir dann, machten zum Himmel die Welt.

Die heitere Stirn.

Suchst du Hülfe des Freundes, so suche mit heitrem Gesicht sie;
Leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden einem vertrauen,
Gehe zum Heitern, er ist auch der barmherzige Mann.

Der Verſtoßene.

Allenthalben irret umher, wen Gott von der Thür ſtößt,
Wem er ſie öffnet, den nimmt jeder mit Gütigkeit auf.

Die eigene Weiſe.

Jeglichem dünkt ſein Witz und ſeine Weiſe die beſte,
Wie ſein eigenes Kind jedem am ſchönſten gefällt.
Wäre Verſtand und Geiſt von unſrer Erde verſchwunden,
Glaubete jeglicher doch: „Meinen behielt ich zurück.“

Vernunft und Sprache.

Reden erhöhet der Menſchen Geſchlecht hoch über die Thiere;
Sprichſt du ohne Vernunft, ſtehet das Thier dir voran.

Kunſt und Glück.

Nicht durch Streben allein erlangt man Ehren und Reichthum,
Mehr als alle Gewalt fördert ein günſtiges Glück.
Hingen hundert der Künſte dir auch an jeglichem Haupthaar,
Alle hangen umſonſt, kränzet das Schickſal ſie nicht.

Wiſſenſchaft ohne Anwendung.

Wer ſich um Weisheit müht, und nicht anwendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne der pflügt, aber zu ſäen vergißt.

Der Lechzende.

Dem Lechzenden der in den Wüſten irrt,
Was hilft ihm Edelſtein und Perle? Nur
Ein Tropfe Waſſers, ihn erquickend, wär'

„Wollte der Himmel mir, noch eh' ich ſterbe, nur Eine
Bitte gewähren" (ſo ſprach ächzend ein Durſtiger einſt),
„Einen rinnenden Strom der bis an die Kniee mir reichte,
Daß ich mit Freuden in ihm füllte den trockenen Schlauch."

Er ſahe nicht den Strom; und als man ihn
Verſchmachtet in der Wüſte liegend fand,
Lag vieles Gold vor ihm, und dieſe Schrift:
„Was half dem Tſafer Edelſtein und Gold?
Verſchmachtet liegt er hier —"

Leben und Gut.

Güter ſind uns gegeben, des Lebens Laſt zu erleichtern,
Nicht das Leben, um uns ſchwer zu beladen mit Gut.
Glücklich iſt wer genießet und ſät; wer ſtirbt und zurückläßt,
Hieß ein reicher, und war nur ein unglücklicher Mann.

Der Handelsmann.

Ein Kaufmann der zweihundert laſtbare
Kamel' und Knechte, Diener ohne Zahl,
Und zahllos Gut beſaß, nahm einſt mich in
Sein Haus, und ſprach die ganze Nacht hindurch:

„Hier hab' ich einen Kaufbrief auf ſo viel
Beſitz; hier eine Handſchrift auf ſo viel
An Geld, mit guter Bürgſchaft. Dieſer iſt
Mein Handelsfreund in der Türkei; ich denke
Nach Alexandrien anjetzt zu gehn.
Die Luft iſt da geſund; nur fürcht' ich mich,

Eh' ich zur Ruhe mich begeben kann,
Ich doch noch Eine Reiſe thun."

„Wohin?"
Sprach ich.

Ich führe parthiſchen
Schwefel zum Indus: denn da gilt er viel.
Sineſiſche Geſchirre bring' ich dann
Zurück nach Griechenland; und Seidenzeug
Von da nach Indien. Aus Indien
Stahl nach Aleppo; aus Aleppo Spiegel
Nach Yemen in Arabien; von da
Kamlot nach Perſien und andres mehr. — —
Dann geb' ich meinen ſchweren Handel auf
Und ſetze mich in Ruh. Nun Sadi, ſage
Auch du mir, was du Guts gehöret haſt.

„Ich hörte, ſprach ich, auf dem Felde Gur,
Als einer Karawane Führer vom
Kämele fiel und todt am Boden lag,
Jemanden ſagen: „eines Menſchen Auge,
Die enge Höhle, füllt nur zweierlei:
Genügſamkeit und, wo nicht die, das Grab.

Das Unerſättliche.

Weißt du was nie zu erſättigen iſt? Das Auge der Habſucht:
Alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus.

Falſcher und wahrer Werth.

Ein verſtändig nützlicher Mann iſt die güldene Münze;
Wo ſie erſcheinet, kennt jeder der köſtlichen Werth.
Stand und Geburt dagegen, ſie ſind geprägetes Leder;
Ueber der Gränze hinaus gelten ſie das was ſie ſind.

Der Reiche und Arme.

Siehe den ſtolzen Reichen, den übergüldeten Erdkloß:
Siehe das gute Gold, ſchmählich mit Staube bedeckt.
Und doch wundre dich nicht. Einſt ſtand in dürftigen Kleidern
Moſes; es prangte vor ihm Pharao's goldener Bart. [1]

Das Gold.

Leichter gewinneſt du Gold tief aus dem Schooße der Erde
Als vom Reichen; er läßt eher die Seele von ſich.

Mäßigkeit.

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung, wäre der Reiche
Billig, die Erde ſäh' keinen Bedrängeten mehr.

O Mäßigkeit, du, ohne die kein Reichthum
Auf Erden iſt, o mache du mich reich.
Der Winkel der Geduld war Lockmanns Winkel;
Denn nie wird Weisheit ohne durch Geduld.

Wünſche.

Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' in der Luft mehr.
Hätte, was jeder wünſcht, jeder — wer hätte noch was?

[1] Die Morgenländer erzählen viel von dieſem prächtigen mit Gold und Edelgeſteinen durchflochtenen Königsbarte, der jedermann Entſetzen einflößt

Lied eines Wanderers.

Trägt ein Kamel mich nicht, so trag' ich auch nicht wie ein Lastthier;
Glücklich bin ich; ich bin weder ein König, noch Knecht.
Weiß vom Kummer der Noth, weiß nichts von Sorge des Reichthums,
Athme den Athem frei, lebe mein Leben mir selbst.

Die Dornen am Wege.

Viel sind Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand eines Mitwanderers Herz.

Der König und der Bettler.

„Dann ist am wohlsten mir, so sprach ein prassender König,
Wann mich auf Erden nichts, gutes und böses nicht kränkt."
Mächtiger, sprach ein Bettler, der nackt lag unter dem Fenster,
Ist dieß Königes Glück, bin ich so glücklich wie du.

Joseph.

Als der Hunger Aegypten drückte, speisete Joseph
Wenig, und wußte stets wie es dem Hungrigen sey.

Gebrauch der Güter.

Aloëholz, das der Kasten verschließt, ist jeglichem Holz gleich;
Auf die Kohle gelegt, athmet es süßen Geruch;
Reicher, gebrauche das Gut, das zum Gebrauche dir Gott gab:
Wer nicht säet, dem wächst nimmer ein fröhlicher Halm.

Die lieblichste Traube.

Willt du wissen, o Mann, wem deine süßeste Traube
Wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Das offne Auge des Todten.

Ein König ſah im Traum einſt ſeiner alten
Vorfahren einen, der vor hundert Jahren
Regieret hatte. Aſche war ſein Leib;
Doch ſeine Augen, offen in dem Sarge,
Sie blickten hell umher. — Er fragt die Weiſen,
Was das bedeute? Und ein Frommer ſprach:
„Mit offnen Augen ſiehet er ſein Reich
In fremden Händen, ohne Raſt und Ruh.“

O wie viele, wie hochberühmte decket die Erde;
Und ſie verließen auf ihr keine wohlthätige Spur!
Aber Nuſchirwan lebt, noch unvergeſſen im Tode,
Er der gerechte Fürſt, er der gutthätige Mann.
Folge Nuſchirwan du, und gewinne das Leben zum Wohlthun,
Ehe die Stimme ruft: „nun iſt auch dieſer nicht mehr.“

Umſchrift der Krone des Königes Kosru.

Was ſind viele Jahre? was iſt das längeſte Leben?
Sterbliche gehen ſtets über Geſtorbenen hin;
Dieſe Krone, ſie trugen vor uns ſo viele Monarchen,
Auf wie viele nach uns gehet ſie künftig hinab!

Die nutzloſe Mißgunſt.

Niedrige Seelen wünſchen dem Glücklichen Jammer und Unglück,
Schauen die Sonne mit Gram, die dem Zufriedenen lacht.
Doch wenn Eulen und Fledermäuſ' am Mittag erblinden
Und verwünſchen das Licht, dunkelt die Sonne darum?

Feindes Rath.

Frage den Feind um Rath, doch nicht um dem Rathe zu folgen:
Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten den Weg.

Der Lehrer und Schüler.

Lehre den Schüler, o Freund, nicht jede der Künste, die du kannst;
Eine behalte dir vor, würde der Schüler dein Feind.
Mancher lernte die Kunst des Bogens; sie zu beweisen
Nahm er den Lehrer zuerst, nahm ihn vor allen zum Ziel.

Verstand und Gemüth.

Mannes Verstand zeigt oft auch Eine flüchtige Stunde,
Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahren sich erst.

Der Zufall.

Ein seltnes Glück macht keine Regel. Einst
Gefiel dem Perserkönig seinen Ring,
Den schönsten Edelstein, auf einer Kugel
Zum Preise dem zu setzen der ihn traf.
Es schossen alle Kunsterfahrensten;
Und keiner traf den Ring. Ein Knabe traf ihn,
Der unerfahren und von ungefähr
Vom Dache schoß. Das Glück gab ihm den Preis.

Schnell warf er Pfeil und Bogen hin ins Feur;
„Daß," sprach er, „ungekränkt mein Ruhm mir bleibe
Soll dieser erste Schuß mein letzter seyn."

Langſames Glück.

Langſam kommendes Glück pflegt auch am längſten zu weilen;
Schnelle Vortrefflichkeit ſtehet am eheſten ſtill.
Vögel, entſchlüpfend dem Ei, ſind was ſie ſollen von Anfang;
Langſam wächſet der Menſch, aber zum Herrſcher der Welt.

Freundſchaft der Könige.

Traue des Königes Huld, wie der hellen Stimme des Knaben:
Jene zerſtöret ein Wahn, dieſe verändert ein Traum.

Gelegenheit.

„Wärſt du mit einer Schönen ſtill allein;
Verſchloſſen ſind die Thüren, alles ſchläft,
Und deine Luſt erwacht. Die Dattel, ſagt
Der Araber, iſt reif, und niemand iſt
Der ſie zu brechen wehrt; wie? bliebe dann
Noch dein Gewiſſen unbefleckt und rein?"
So fragte man einſt einen frommen Mann.

„Und blieb' es," ſprach er, „rein, entging' ich auch
Der böſen That; Nachreden und Verdacht
Wär' ich doch nicht entgangen. Alſo flieh
Die That nicht nur, flieh die Gelegenheit."

Anfang des Uebels.

Das junge Bäumchen, eh' es Wurzel ſchlägt,
Entnimmſt du ſeinem Ort mit leichter Hand;
Gewurzelt wird es kaum ein ſtark Geſpann
Mühſam entreißen ſeinem feſten Platz.

Dieſe Quelle bedecket ein Krug; doch laß ſie ein Strom ſeyn,
Watet der Elephant ſelber mit Mühe durch ſie.

Das Flüchtige.

Geld in des Armen Hand, und Geduld in des Liebenden Seele,
Und das Waſſer im Sieb eilet und fliehet davon.

Alte Bekanntſchaft.

In einem Blumenkruge hatt' ein Kraut
Den Roſenbuſch umſchlungen. „Wie dann," ſprach ich,
„Kommſt du hieher?" „O laß mich," ſprach das Kraut,
„Ich bin der Roſe Miterzogene
Vom Garten her, und alte Freundſchaft pflegt
Nach Treue man zu ſchätzen, nicht nach Werth."

Viertes Buch.

Der Trauerbote.

Sey kein Trauerbote. Die liebliche Nachtigall ſinget
Fröhlichen Frühling, und läßt Eulen den Leichengeſang.

Der Geſang der Nachtigall.

Höre, die Nachtigall ſingt: der Frühling iſt wieder gekommen!
Wiedergekommen der Frühling, und deckt in jeglichem Garten
Wolluſtſitze; beſtreut mit den ſilbernen Blüthen der Mandel.
Jetzt ſey fröhlich und froh: er entflieht, der blühende Frühling.

Gärten und Auen ſchmücken ſich neu zum Feſte der Freude;
Blumige Lauben wölben ſich hold zur Hütte der Freundſchaft.
Wer weiß ob er noch lebt, ſolange die Laube nur blühet?
Jetzt ſey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Glänzend im Schimmer Aurorens erſcheint die bräutliche Roſe;
Tulpen blühen um ſie, wie Dienerinnen der Fürſtin;
Auf der Lilie Haupt wird Thau zum himmliſchen Glanze;
Jetzt ſey fröhlich und froh: er entflieht, der blühende Frühling.

Wie die Wange der Schönen, ſo blühen Liljen und Roſen;
Farbige Tropfen hangen daran wie Edelgeſteine.
Täuſche dich nicht, auch hoffe von keiner ewige Reize.
Jetzt ſey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Tulpen und Roſen und Anemonen, es hat ſie der Sonne
Strahl mit Liebe geritzt, blutroth mit Liebe gefärbet;
Du, wie ein weiſer Mann, genieße mit Freunden den Tag heut,
Und ſey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Denke der traurigen Zeit da alle Blumen erkrankten,
Da der Roſe das welkende Haupt zum Buſen hinabſank;
Jetzo beblümt ſich der Fels; es grünen Hügel und Berge.
Jetzt ſey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Nieder vom Himmel thauen am Morgen glänzende Perlen;
Balſam athmet die Luft; der niederſinkende Thau wird,
Eh' er die Roſe berührt, zum duftigen Waſſer der Roſe.
Jetzt ſey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Herbſtwind war, ein Tyraun, in den Garten der Freude gekommen;
Aber der König der Welt iſt wieder erſchienen, und herrſchet,
Und ſein Mundſchenk beut den erquickenden Becher der Luſt uns.
Jetzt ſey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Hier im reizenden Thal, hier unter blühenden Schönen,
Sang, eine Nachtigall, ich der Roſe. Roſe der Freude,
Biſt du verblühet einſt, ſo verſtummt die Stimme des Dichters.
Drum ſey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Anmuth des Geſanges.

Süßer Geſang, er hält die rollenden Wellen im Lauf auf,
Feſſelt der Vögel Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
Süßer Geſang, er fängt das Gemüth der Menſchen. Sie haben
Gerne den Mann um ſich der ihre Sinnen erquickt.

Verloren lauſcht das Ohr dem ſüßen Ton;
„Wer iſt es der zwo Saiten ihm entlockt?“
Er labet wie der Wein beim Abendroth,
Und Ohr und Seele ſchlürfen ſanft ihn ein.

Mehr als die Schönheit ſelbſt bezaubert die liebliche Stimme;
Jene zieret den Leib; ſie iſt der Seele Gewalt.

Macht des Geſanges.

Felſen hallen zurück den Geſang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kamel.
Tulpen entſchließen ſich, es entknoſpet die Roſe dem Dornbuſch,
Wenn ſie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kamele,
Wäre des Menſchen Gemüth, das der Geſang nicht rührt.

Die Liebe.

Sey gegrüßet, o Liebe, die uns ſo lieblich entzündet,
Alle Verlangen uns ſtillt, alle Gebrechen uns heilt,
Unſer Plato und unſer Galen. Der Sterblichen Zuflucht
Und Erquickung, ihr Arzt, ſelber auch ihnen Arznei.
Himmel erblicket um ſich das Auge, das Liebe belebet,
Hüpfen ſieht es umher Hügel und Berge für Luſt.
Könnt' ich berühren anjetzt die Lippe meiner Geliebten,
Kläng' ich, ein Saitenſpiel, hellen und fröhlichen Klang.
Aber entfernt von ihr, und hätt' ich tauſend der Stimmen,
Jede ſchweiget in mir; Zung' und Gedanke verſtummt.
Iſt die Roſe verblüht, iſt ihre Schöne vorüber,
Hörſt du der Nachtigall lockende Stimme nicht mehr.

Die laute Klage.

Turteltaube, du klageſt ſo laut und raubeſt dem Armen
Seinen einzigen Troſt, ſüßen vergeſſenden Schlaf.
Turteltaub', ich jammre wie du, und berge den Jammer
Ins verwundete Herz, in die verſchloſſene Bruſt.
Ach die hartvertheilende Liebe! Sie gab dir die laute
Jammerklage zum Troſt, mir den verſtummenden Gram.

Die Blume des Paradieſes.

Bringſt du den lieblichen Hauch von meiner Geliebten, o Zephyr?
Mir ein ſüßes Geſchenk; ſage, wer gab es dir? Sprich!
Hüte dich, Räuber, entwend' ihr nichts. Was haſt du mit ihrem
Aufgelöſeten Haar, was mit der Locke dein Spiel?
Schöne Roſe, was biſt du zu ihr? Du blüheſt in Dornen,
Sie iſt der Freuden Kelch, ferne von Dornen und Weh.
Duftende Knoſpe! was biſt du zu ihrer Lippe? Du welkeſt
Morgen; es blüht ihr Kuß ewig in roſigem Thau.
O Narciſſe, was biſt du zu ihrem trunkenen Auge?
Du verſchmachteſt, und ſie blicket den Himmel umher.
O Cypreſſe, was biſt du zu ihrem geſchlankigen Wuchſe?
Strebet in Edens Hain zarter ein Bäumchen empor?
O Verſtand und o Liebe, was wählte ihr, könntet ihr wählen?
Einzig wählte ihr ſie, einzig und ewig nur ſie.

Die Perle.

Hin iſt unſre Noſami, die edle Perle. Der Himmel
Schuf ſie aus reineſtem Thau, ſchuf ſie zur Perle der Welt.
Stille glänzete ſie, doch unerkannt von den Menſchen;
Darum leget ſie Gott ſanft in die Muſchel zurück.

99882

Die Labende.

Als ich in meiner Jugend einmal (noch wohnet das Bild mir
In der Seele), von Durſt und von der Hitze gedrückt,
Lechzend im Schatten ſaß, und meine Leiden erwägte,
Da ging eine Geſtalt gegen mir über hervor,
Wie in der dunkeln Nacht die Morgenröthe. Sie reichte
Freundlich dem Lechzenden ſüßen, erquickenden Trank.
War er mit Roſen gemiſcht, wie? oder troff von den Wangen
Ihr die Roſe, die mir jede Erinnerung nahm
Meiner vergangenen Leiden? O, ſprach ich, ſeliges Auge,
Das ſolch eine Geſtalt jeglichen Morgen erblickt!
Wärſt du von Weine berauſcht, du wirſt nach Stunden erwachen;
Trunken von dieſem Trank, ſchlummerſt du ewigen Schlaf.

Der Abſchied.

Bitter und ſüß iſt der Abſchiedskuß an der Lippe des Freundes,
Süß mit der Gegenwart, bitter mit Trennung gemiſcht.
Alſo röthet der Apfel ſich hier am Strahle der Sonne;
Weggewendet von ihr, blaſſet und trauret er dort.
Mitten im letzten Kuſſe den Athem ſanft zu verhauchen,
Wäre der Liebenden Wunſch, wäre der Scheidenden Troſt.

Das Unerſetzliche.

An nichts geliebtes mußt du dein Gemüth
Alſo verpfänden daß dich ſein Verluſt
Untröſtbar machte.

Innig liebt' ich einſt
In jungen Jahren einen ſchönen Freund.

Sein Antlitz war mir wie das Heiligthum,
Zu dem man im Gebet ſich wendet. Süß
War ſein Geſpräch; und ſeine Freundſchaft ſchien
Mir meines Lebens köſtlichſter Gewinn.

Unter den Engeln vielleicht, nicht unter den Menſchen iſt einer,
Einer an Treue wie er, einer an Sitten wie er!

Er ſtarb. Da lag ich Tag' und Nächte lang
Auf ſeinem Grabe, ſeufzete und ſprach:

„An dem Tage, da dir des Schickſals Dorn in die Ferſe
Stach, o wäre mir auch niedergeſchmettert mein Haupt!
Daß mein Auge die Welt, die meinen Geliebten entbehret,
Nicht mehr ſähe, daß ich unter der Erde mit dir
Läge, wie jetzo weinend auf deinem Grabe mein Haupt liegt.
O des unglücklichen Manns! denk' ich der ſeligen Zeit,
Da, auf Roſen gebettet, mir kam der Schlummer: die Roſen
Sind verblühet; ſein Grab iſt mir mit Dornen bedeckt."

Nun ſchloß ich zu mein Herz, und hielt es Untreu',
Nach ihm mir einen Freund zu wählen; denn
Wer unter allen Menſchen wär' ihm gleich?

*

Freilich winket das hohe Meer mit reichem Gewinn dir;
Aber die Welle des Sturms droht mit dem Tode dir auch.
Mit der Roſe zu leben iſt ſüß, doch ſtachlichte Dornen
Stehen umher, und ſie welket im ſchönſten Genuß.
Geſtern ging ich einher wie ein Pfau im Garten der Freundſchaft,
Heute wind' ich mich ein wie ein gekrümmeter Wurm.

Der geſellige Schmerz.

Turteltauben im Haine zu Irak, girrende Tauben,
Wen betrauret ihr? wen rufet dieß ſehnende Ach?
Uns ſind auch die Herzen verwundet, und unſere Augen
Weinen; es nahm uns Gott unſre Geliebten dahin.
Täubchen, klaget mit uns; wir wollen mit euch auch klagen;
Süß iſt's, werden im Schmerz einer dem anderen Troſt.

Das Grab.

„Geh zum Grabe der Freundin, ſo ſprachen meine Geſpielen,
„Weine daran, vielleicht findeſt am Grabe du Troſt."
Laßt mich, ſprach ich zu ihnen, o ihr unſelige Tröſter,
Hier nur in meiner Bruſt hat ſie ihr einziges Grab.

Das Leben des Menſchen.

Süß iſt das Leben, doch ach das Leben währet nicht ewig,
Wenige Tage, ſo iſt's wie ein Gedanke dahin.
Immer wanket die bittere Fichte des menſchlichen Hieſeyns;
Glaub es, und immer trägt Blüthe der Jugend ſie nicht.
Schön iſt die Roſe, ſie duftet mit zart entknoſpetem Kelche
Lieblich, jedoch du weißt daß ſie in kurzem verblüht.
Alſo auch du, im zärtlichen Schooße der Mutter Erzogner,
Traue der Mutter Natur ſanfter Verzärtelung nicht.
Geh nicht ſicher dahin, wie das Lamm mit hangendem Haupte
Sorglos weidet; es ſind Heere der Wölfe dir nah.
Braucht es des Weiſen Ohr zu betäuben mit langer Erinnrung?
Wer dann kennet ſie nicht, Wechſel und Fluthen der Welt?
Athme der Frühlingswind: wo irgend auf Erden er wehe,
Treibet der Herbſtwind ihn ſtürmend und ſchleunig hinweg.

Hätteſt du alle Reiche der Welt, mit alle den Reichen
Kaufteſt nimmer du dir Einen zu lebenden Tag.
Alſo hefte das Herz, Freund Pilger, nicht an die Herberg';
Bauet der Reiſende ſich mitten im Reiſen ein Haus?
Haſcheſt du nach Begierden hienieden: o glaube, Geliebter,
Nieden iſt nicht der Ort der die Begierde vergnügt.
Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über Verdienſt hoch;
Denn er weiß es, ſie gibt keinen geſicherten Tritt.
Thue du was dir gebührt. Vor allem zähme die Zunge;
Glaub es, auf Erden gibt's keinen verderblichern Feind.
Pflege der Wiſſenſchaft: kein Pfad iſt ſichrer dem Menſchen
Als den lange der Fuß weiſerer Menſchen betrat.
Hebe die Hände zum Thron, den alle betend umringen,
Nichts iſt dem reinen Gemüth ſüßer als beten zu Gott.
Meide den Schmerz je einen der Freunde gekränket zu haben,
Aber vor allen den Freund welchem kein anderer gleicht.

*

Sadi, du haſt die Welt mit dem Schwert der Rede gewonnen,
Danke; du thatſt es nur zu des Unendlichen Ruhm.
Deiner Geſänge Ruf hat alle Länder erfüllet,
Schnell wie der Tigris ſtrömt, mächtig und ſtürzend wie er.
Aber nicht jeder, o Freund, erobert im Sturm was er wünſchte;
Glück und Gedeihen, es wird ſelten in Kämpfen erlangt.

Troſt des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu ſehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Luſt für Gram.
Wie oft begann ein gift'ger Wind, und ſchnell darauf
Erfüllete der lieblichſte Geruch die Luft!
Oft drohte dir ein ſchwarz Gewölk: und ward verweht,
Eh' es den Sturm ausſchüttete aus dunkelm Schooß.

Wie mancher Rauch der ſich erhob war Feuer nicht!
Sey alſo ſtets, im Unfall auch, voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar ſind
Die Güter, die du hoffen kannſt, vom großen Gott.

Dank des Sterbenden.

Unter des Tigers Zahn hört' ich den Leidenden beten:
„Dank dir, Höchſter, im Schmerz ſterb' ich, doch nicht in der Schuld."

Müh' und Belohnung.

Willt du den Honig koſten, und Bienenſtiche nicht ausſtehn?
Wünſcheſt Kränze des Siegs, ohne Gefahren der Schlacht?
Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde gewinnen,
Wenn er, den Krokodil ſcheuend, am Ufer verzieht?
Alſo wage! Was Gott dir beſchied, wird niemand dir rauben;
Doch er beſchied es dir, dir dem beherzeten Mann.

Reichthum und Tugend.

Warum wird vor der Rechten die Linke mit Ringen gezieret?
Weil ſich die Rechte mit Kraft und der Behendigkeit ziert.
Der die Schickſale theilte, der ſonderte Tugend und Reichthum.
Wem er das eine verlieh', wollt' er nicht alles verleihn.

Die Cypreſſe und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypreſſe: ſie trägt nicht goldene Früchte,
Aber ſie ſtehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannſt du, ſo ſey ein nährender Palmbaum; kannſt du es nicht ſeyn,
Sey ein Cypreſſenbaum, ruhig, erhaben und frei.

III.

Spruch und Bild,

insonderheit bei den Morgenländern.

Einige rhapsodische Gedanken.

Aus den zerstreuten Blättern, vierte Sammlung 1792.

Gewöhnlich hält man nichts von geringerem Werth als Sprüche; wie bald, denkt man, ist ein Spruch gesagt! wie bald eine sogenannte Weisheitslehre vorgetragen! Man verlegt sie also in die Kindheit des menschlichen Geschlechts; man läßt sie höchstens als ersten Unterricht, als eine Verstandes- und Sprachübung gelten.

Vieles hievon ist wahr; und die Zeit ist allerdings längst vorüber, in der man, durch räthselhafte oder scharfsinnige Sprüche, den Ruhm eines Salomo oder des achten Weisen Griechenlandes erlangen könnte. Indessen hatte auch in den ältesten Zeiten die Sache eine andre Beschaffenheit, und es lassen sich Gründe anführen warum insonderheit die Morgenländer so viel auf diese Spruchweisheit hielten.

Ein Spruch nämlich setzt Weisheit, Weisheit setzt Erfahrung voraus; und ich wüßte kaum was das menschliche Leben dem Verstande für eine bessere Ausbeute liefern könnte als eben diese aus Erfahrung gebildete, in eine anziehende Form gekleidete Weisheit. Wenn diese nun ein Spruch heißt, so sind Sprüche gleichsam das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes; nur muß man Verstand haben ihren Verstand zu fassen, und Gefühl haben die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen.

Glaube doch niemand daß an jedem Gegenstande jeder dasselbe sehe und wahrnehme; sonst würde es keine verschiedenen Meinungen in der Welt geben. Glaube niemand daß jede verwickelte Aufgabe im menschlichen Leben jeder auf gleiche Weise sich auflöse, oder vielleicht nur irgend aufzulösen die Besonnenheit und geläufige Uebung habe; denn wäre dieß, so würde es keine Blödsinnigen,

keine Sklaven der Gewohnheit, keine gedankenloſen Nachſprecher geben. Je mehr man die Menſchen in ihrer Gedanken- und Handlungsweiſe verfolget, deſto mehr wird man inne wie wenige unter ihnen ſelbſt denken, und wie ſchwer es auch dieſen wenigen werde immer zu denken. Man rechnet ſo gern mit Ziffern; man bringt ſo gern den Traum einer Wahrnehmung unter die Formel einer allgemeinen Lehre, einer entweder von uns oder von andern gemachten Beobachtung, wodurch denn mit der leichteſten Mühe der rohen Materie gleichſam Geſtalt und Form wird. Die hellſehenden Geiſter die ſolche Geſtalten der Beobachtung erſchufen, und auch der Sprache in glücklichen Formen einprägten: ſie waren, in welcher Zeit und unter welchem Volke ſie lebten, die Lockmanns, Sadi, Aeſops, oder, wenn man will, die Salomonen und Solons ihrer und der folgenden Zeiten. Sie hatten Perlen aus dem Grunde des Meers geholt; ſie hatten aus einer rohen Maſſe geläuterte Goldmünzen gepräget, deren innerer Werth von Verſtändigen anerkannt, deren Summe nachher als ein Reſultat des Verſtandes der Nation, als ein Schatz ihrer Sprache geſchätzt ward; ihre Sprüche blieben.

Und warum hätten ſie nicht alſo geſchätzt werden ſollen? Beſitzt unſer Verſtand eine edlere Gabe als dieſe Formenſchöpfung? Iſt es nicht ein Trug, wenn wir glauben daß in einer Erfahrung jener allgemeine Satz, dieſe ſittliche oder politiſche Lehre ſchon liege? Sie liegen darin, aber nur nach der Materie; die Form muß ihnen der menſchliche Geiſt erſt geben; da man dann eben ſo ſicher ſagen kann daß der menſchliche Geiſt ſie in die Begebenheit hinein- als daß er ſie herausdenke. Wie ſelten ſind nun (nochmals geſagt) dieſe eigenthümlichen, urſprünglichen Denker unter den Menſchen! Man folgt ſo gern andrer Rath, ſieht, auch wenn man mit eignen Augen zu ſehen glaubt, ſo oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache. Für viele iſt es alſo das Höchſte, anzuwenden

was ſie gelernt haben; und das höchſte Verdienſt um ſie beſteht darin daß man ſie nur das Wahre, das Richtige lernen laſſe, und ſie dieß wahr und richtig anwenden lehre.

Immer alſo ſind mir die Erfinder ſeiner Sprüche, die Formenſchöpfer richtiger und feiner Reſultate, in jeder Art der Beobachtung und Erfahrung als die wahren Geſetzgeber und Autonomen des menſchlichen Geſchlechts vorgekommen, die, indem ſie ſelbſt dachten und trefflich ſprachen, zugleich für andre dachten, und ihrem Geſetz alſo zu denken, als einem ſchweigenden Imperativ, durch die Form ihres Ausdrucks gleichſam Sanction gaben. Unter den Morgenländern findet ſich eine Menge dieſes geprägten Goldes verſtändiger Beobachtung und Erfahrung; woraus dann auch, wie aus ſo vielem andern, erhellet wie alt die Cultur unſers Geſchlechts im Orient ſey! Ich denke noch der Zeiten mit Anmuth, in denen ich als Kind den Hiob, den Prediger Salomo, oder als Knabe den Aeſop, griechiſche und lateiniſche Gnomologen, und nachher in oder aus mehrerern Sprachen ſcharfſinnige Gedanken, ſchöne Einkleidungen einer anziehenden Wahrheit, kurz Beobachtungen, Sinnſprüche, Lehren in einer feingewählten Form des Vortrages las. Es ſchien mir daß man nicht aus, ſondern mit ihnen denken lernen ſolle, und ich bemerkte mit Freuden daß unter allen Nationen mehrere der würdigſten Männer dieſelbe Liebhaberei gehabt, und Apophthegmen, Sprüche, Maximen theils aus andern geſammelt oder überſetzt, theils ihre Gedanken ſelbſt in dergleichen Form zu bringen geſucht haben. Ein Verzeichniß derſelben zu geben iſt dieſes Orts nicht; mir genüget es anjetzt, da ich bloß meine vorſtehende Sammlung der Sprüche Sadi's und andrer morgenländiſchen Dichter zu rechtfertigen habe, einiges anzuführen das den Urſprung derſelben, ihren Werth oder Unwerth, ſodann auch ihren Gebrauch näher erläutert.

1.

Unter dem Namen der morgenländischen Dichtkunst begreift man gewöhnlich die Poesie so verschiedner Völker und Zeiten Asiens als man in Europa schwerlich unter einem dergleichen Hauptnamen begreifen möchte.

Die Poesie der Ebräer, als die älteste, faßt schon einen Zeitraum vielleicht von mehr als einem Jahrtausende in sich, und gehet der Literatur der Araber, Griechen und Römer größtentheils ganz vorher. Sie ward in einer Sprache geschrieben die sich zur eigentlich wissenschaftlichen Cultur nie ausgebildet hat, weil ihr lebendiger Gebrauch als einer Nationalsprache zu schnell unterging; man kann also diese Poesie nicht anders als ein frühverblühtes Kind, die Tochter der Jugend eines zerstreueten Volks betrachten, das seitdem nie seine Sprache hat fortbilden können. Ihr Eindruck aufs menschliche Gemüth ist, mit andern verglichen, kindliche Naivetät, Religiosität, Einfalt. [1]

Die Poesie der Syrer übergehen wir ganz; sie waren Versmacher, aber keine Dichter. [2]

Desto merkwürdiger ist die Poesie der Araber worden, die eine der Hauptrollen in der Welt gespielt hat, ob sie gleich an Schönheit der Formen, im Ganzen jeder Dichtart, an die Poesie der Griechen schwerlich reichet. Aus eigenthümlicher Wurzel entsprossen, ist sie der reine Abdruck des Volkes das sie erfand, seiner Sprache, Lebensart, Religion und Empfindungsweise. Fast ein Jahrtausend hin hat sie, und zwar eine Zeitlang unter den glücklichsten Umständen, geblühet; ja ihre Wurzeln sind noch nicht ausgestorben,

[1] Ich bin hierüber kurz, theils weil die vorstehende Sammlung nicht aus Ebräern genommen ist, theils weil ich von der Gnomologie dieses Volks an einem andern Ort zu reden habe.

[2] Eichhorns Vorrede zu seiner Ausgabe von Jones commentar. poëseos Asiat. Lips. 1777. Imgleichen die Syrer, ein Fragment in Meusels Geschichtforscher. B. 5. S. 117.

ſondern der Sprache nach noch jetzt über zwei große Welttheile lebendig verbreitet. [1] In einem ſo großen Zeitraume, ſo weit umher verbreitet, und mit ſtolzer Hochachtung von den Arabern verehret, konnte und mußte ſie allerdings eine ſo künſtliche Geſtalt gewinnen daß gegen ſie die Poeſie der Hebräer wie ein Kind daſtehet. Das Volk der Wüſte, nachher Ueberwinder und Beſitzer der Welt, ward auch in ſeinen Bildern ſtolz, reich und heftig; ihre Beſchreibungen ſind prachtvoll und glänzend, ihre Sentenzen gedrängt, künſtlich, und, dem Islamismus zufolge, andächtig und erhaben. [2] Oft ward ein Scharfſinn auf den andern gepfropft, und aus einer feinen eine feinere Wendung dergeſtalt ſublimiret daß für uns Europäer eben der Geiſt ihrer weiſen Sprüche und Reden, auf den ſie es am künſtlichſten anlegten, gewöhnlich zuerſt verrauchet. Da überdem nun dieſe Nation im ganzen immerhin in einer Art Barbarei blieb, in welche ſie, ſeitdem Türken und andre Völker ihre Eroberungen in Beſitz nahmen, noch tiefer hinab ſank, ſo wird ſelbſt in ihrer Poeſie ein ſonderbarer Contraſt von Rohheit und Feinheit merkbar. Hohe Beſchreibungen, edle Empfindungen wechſeln mit harten Geſinnungen, inſonderheit des Stolzes und der Rache, dergeſtalt ab daß man oft nicht weiß ob man einen Räuber oder einen Helden, einen Stolzen oder einen Wahnſinnigen reden höre. Welch ein weites Feld der Verſchiedenheiten in dieſer Dichtkunſt gibt auch ein Erdſtrich von Samarkand bis nach Marokko, ein Zeitraum lange vor Mohamed bis auf unſre Zeiten, ein Abſtand von dem feinſten Hofdichter zur Zeit ſo vieler Khalifen und Fürſten die der Poeſie huldigten, bis zu einem Beduin der Wüſte, der auch ſeine weiſen

[1] Citata ſiehe in Dahlers Handbuch der Literaturgeſchichte an den gehörigen Orten. Es wäre ſchön wenn Eichhorn eine charakteriſtiſche Geſchichte dieſer Poeſie, ſofern ſie in Europa bekannt iſt, und in ſeinem Geſichtskreiſe gäbe.

[2] Die Sammlung dieſes Theils hat nur wenig arabiſche Stücke: S. 88, 89, 91, 97 (die Liebe; die laute Klage; die Perle; der geſellige Schmerz).

Sprüche im Munde führet. Ueber eine Menge ſolcher Verſchiedenheiten iſt ein allgemeines Urtheil ſehr mißlich.

Die Poeſie der Perſer endlich, eine Tochter der arabiſchen, iſt die jüngſte und feinſte. Als Perſien von den Arabern unter den Khalifen Omar und Osman erobert ward, gewann ihre Poeſie unter dieſem Volk, das von einer leichtern Natur war und Artigkeit, Muſik, Wohlleben liebte, bald eine neue Blüthe; inſonderheit ward Schiras in der Zeitfolge der Geburtsort mehrerer ihrer berühmteſten Dichter. Scheikh Moslaeddin Sadi, dem die meiſten Blumen unſrer Sammlung zugehören, war unter dieſen; daher es nicht unangenehm ſeyn wird auch nur etwas von ſeinem wenig bekannten Leben zu hören. Im Jahr 1193 geboren, traf er gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von einer, der Türkenanfälle von der andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er ſogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Feſtungswerken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo) kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert mehr als Brautſchatz für ſeine Tochter, die er mit ihm vermählte. Wir wollen hören was der liebliche Dichter ſelbſt davon ſaget:

Aus meines Freundes zu Damaskus Armen
Ging unmuthvoll ich in die Wüſtenei
Jeruſalems, und lebte da mit Thieren;
Bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie ſchleppten mich nach Tripolis, wo ich
Mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So ſteckt' ich lang im Koth, bis aus Aleppo
Ein Mächtiger, einſt mein Bekannter, mich
Anredete: „Wohin, o Musladin,
Biſt du gerathen? Lebſt du hier?"

Ich ſprach:

Als ich die Menſchen floh und auf den heiligen Bergen
Gott nur ſuchte, gerieth unter Unmenſchen ich hier.
Leichter, des Freundes Feſſel ertragen als außer dem Garten
Freiheit ſuchen, die uns ärgere Bande gewährt.

Mitleidig ſah er meine Sklaverei,
Und kaufte mich mit zehn Ducaten los,
Und führte nach Aleppo mich, und gab
Mit ſeiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Ducaten. Ob nun Sadi glücklich war?

Die Tochter war herrſchſüchtig, harten Sinns,
Von frecher Zunge, meinem Rathe ſtets
Zuwider; alſo daß die Ehe mir
All meines Lebens Süßigkeit verdarb.

Suchſt du die Höll' hier unter dem Himmel, ſo ſuche die Wohnung
Eines friedlichen Manns dem ſich ein Dämon geſellt.

„Biſt du nicht," ſprach ſie, „jener Sklave den
Mein Vater ſich mit zehn Ducaten kaufte?"
„Ja," ſprach ich, „ja! Mit zehnen kauft' er mich;
Mit hundert hat er mich an dich verkauft."

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde befreite,
Und am Abend es ſich ſelber zum Biſſen erkor,
Sprach das Lamm: „O! ich dacht' es nicht daß du, mein Erretter,
Der mich vom Wolfe befreit, ſelber mir wäreſt ein Wolf."

Sonſt wiſſen wir wenig von Sadi's Lebensumſtänden. Er führte das Leben eines Derwiſch, und brachte es größtentheils auf Reiſen zu. Er gedenkt an ſeine Flucht aus Schiras vor den

räuberiſchen Türken, an ſeine Wallfahrten nach Mekka, an eine Reiſe nach Kaſchgar in Indien, wo er einen ſchönen Jüngling fand, der, als er den Namen Sadi hörte, ihn nicht von ſich laſſen wollte. Sadi antwortete ihm mit einer Geſchichte, und beehrte ſeinen Abſchiedskuß mit einem ſehr zarten Spruch auf den Abſchiedskuß der Freundſchaft.[1] In ſeinem wandernden, freien Zuſtande lernte er, wie ſein Roſen- und Fruchtgarten davon genugſame Proben gibt, die Sitten aller menſchlichen Stände und Lebensalter ſeiner Gegenden, in Perſien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie ſein erſtes Buch zeiget, in deſſen herzlicher Zueignung an Abu-Bekr, König in Perſien oder in Damaskus, er ſich ſehr demüthig entſchuldigt, warum er ſo ſelten an ſeinem Hofe erſcheine. Kurz, Sadi ſcheint die Blüthe der moraliſchen Poeſie für ſeine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geſchrieben haben ſoll, gebrochen zu haben, wie denn ſeine Poeſie für eine Roſe derſelben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt alſo mit Recht, trotz der Unfälle ſeines Lebens, den Zunamen des Glücklichen: denn dieß bedeutet Sadi. Sein erſtes Buch ſchrieb er im fünfundachtzigſten Jahre ſeines Lebens, da gewiß ſeine Erfahrung reif geworden war, und ſoll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen Ferdufi ihren erſten heroiſchen, Enweri ihren erſten elegiſchen, Sadi ihren erſten lyriſchen Dichter; und obgleich Hafys, von deſſen Gazellen oder Liebes-Oden wir zu einer andern Zeit Proben geben werden,[2] hundert Jahre nach ihm in lyriſchen Gedichten den höchſten Ruhm erhalten, ſo iſt doch des Sadi Ruhm und Werth in ſeiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben,[3]

[1] S. der Abſchied.

[2] Das Stück „die Blumen des Paradieſes“ iſt von Hafys.

[3] Es wird nicht unangenehm ſeyn, die Beſchreibung dieſes Grabes aus einer der neueſten Reiſen über Perſien hier zu leſen: Eine engliſche

und er wird als ein Heiliger mit Recht verehret. Auch in seinem Buche von der Liebe und Jugend, bei dessen Beschluß er selbst sagt daß wenn Leila und Metznun wieder aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, überschreitet er die Gränzen der Ehrbarkeit nie; und fast jedes Wort, jede artige Wendung seines Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und Edelgesteinen;
Lose dahingestreut, glänzen sie köstlich und schön.
Aber verband sie die Kunst, so werden in Königes Krone
Oder im Armband sie Männern und Frauen zum Schmuck.

Meile östlich vom Garten Dill Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges der Schiras gegen Nordost begränzt, und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande wie damals da er begraben ward, von Steinen gebauet, sechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten Neskhi-Buchstaben eingegraben die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünfhundertundfünfzig Jahren, und seine Werke stehen, wegen ihrer Moralität und wegen der darin enthaltenen vortrefflichen Lehren, bei allen orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel von schwarzem, mit Gold gemaltem Holz, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Nustalihk-Buchstaben steht, und wenn man dieses Brett wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg worin er begraben ward. Diesen bestreuen Sadi's Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt, zu jedermanns Ansicht, eine sehr schöne Abschrift von Sadi's Werken, und an den Mauern sind verschiedene persische Verse, von denen Personen angeschrieben die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiedener frommen Leute die hier auf ihr eignes Verlangen beerdigt worden sind. (Siehe William Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. Seite 48.)

2.

Ob also gleich über die Poesie der Morgenländer mit mancher Unterscheidung gesprochen werden muß, so hat und behält sie doch allerdings ihren allgemeinen Hauptcharakter, der aus der Sprache dieser Völker, aus ihrer gemeinschaftlichen oder verwandten Religion, Regierungsform, Lebensweise, zum Theil auch aus ihrer Geschichte und Abkunft sehr wohl zu erklären stehet. Da wir uns hier bloß an ihren spruchreichen, paraboliſchen Ausdruck zu halten haben, so dünkt uns ein einziges Wort zureichend den Charakter desselben in seinem Ursprunge und in seiner Natur zu bezeichnen.[1] Im vielartigen Gebrauche dieses Wortes, das prägen, ein Bild aufdrücken, vergleichen, d. i. ein Gleichniß oder Bild durch das Gewicht eines Spruches ausdrücken, nachmals herrschen, d. i. sein Wort aufdrücken, mit seinem Befehl bezeichnen heißt, liegt die ganze Genesis, Kraft und Anwendung dessen was ein Spruch, eine paraboliſche Rede seyn soll.

„Poesie," sagt ein Autor, den der Geist des Alterthums, insonderheit des Morgenlandes, vor vielen andern belebte,[2] „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie, und thaten ihren Mund auf zu geflügelten Sprüchen."

„Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit."

משל.

[1] Kreuzzüge des Philologen. S. 163 f.

„Leidenſchaft allein gibt Abſtractionen ſowohl als Hypotheſen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zunge. Allenthalben in der menſchlichen Geſellſchaft zeigt ſich die Wirkung der Leidenſchaften, wie alles was noch ſo entfernt iſt, ein Gemüth im Affect mit einer beſondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung ſich über den Umkreis aller äußern Gegenſtände verbreitet; wie wir die allgemeinſten Fälle durch eine perſönliche Anwendung uns zuzueignen wiſſen, und jeden einheimiſchen Umſtand zum öffentlichen Schauſpiele Himmels und der Erde ausbrüten. Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung, die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke, die Arbeit und Ruhe des Weiſen, ſein Troſt und ſein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Leidenſchaften vor unſern Sinnen vergraben."

Was unſer Autor ſo überſtrömend und ſelbſt paraboliſch ſagt, hat Baco, haben andere Philoſophen auf ihre Weiſe behauptet, und es wäre ſchön geweſen wenn der gelehrte und ſprachenreiche Commentator der aſiatiſchen Dichtkunſt, Wilhelm Jones, darauf nähere Rückſicht genommen hätte. Er würde uns in ſeiner Galerie orientaliſcher Bilder [1] jedesmal im Zuſammenhange gezeigt haben wie nur der Verſtand das Bild prägt, Leidenſchaft oder Empfindung dasſelbe überträgt, ausmalet oder ſchnell verläßt, und ſich zu einem andern wendet. Dieß geſchieht am Ohio wie am Euphrat, am gelben Strom wie an der Themſe; nur allerdings nicht allenthalben mit gleichem Geſchmack, in gleichem Maß, auf gleiche Weiſe.

Die Sprache des Morgenländers, ſelbſt ihrem Bau und Genius nach, will Kürze; dieß hilft den Sentenzen, den Machtſprüchen des Verſtandes und der Leidenſchaft ſehr auf; es macht ſie zu Blitzen,

[1] Von der Roſe und Nachtigall, Nacht und Locke, Morgenröthe und Wangen, Rubin und Lippen u. ſ. f. Cap. V—VIII. Comment. de poësi Asiat.

zu Pfeilen. Eben daher aber muß es auch geſchehen daß Pfeil dem Pfeile, Blitz dem Blitze oft zu ſchnell nachfliegt; da ſich denn unſre kühlere Phantaſie bald an der Widerwärtigkeit, bald am Uebermaß der Bilder ſtößt, und Gold auf Silber, Silber auf Gold geſetzt findet. Hier ſollten wir bedenken daß bei allen Völkern, bei denen die Proſe, zumal durch Geſchichte, Redekunſt und Philoſophie, nicht ausgebildet war, immer derſelbe Fall eintrat, und daß ſich überhaupt die leidenſchaftliche Sprache, das os divinum magna sonaturum ein viel mehreres erlaubt halte, als z. B. der erzählenden oder der ſchildernden Poeſie zuſtehet. Auch bei den Griechen, wie ſchnell läuft Pindar ſelbſt bei ſeinen Sprüchen aus einem Gleichniß ins andre! wie kühn ſetzt er oft die widerwärtigſten Bilder zuſammen, ſo daß unſre Sprache, die ſich ſehr kühne Zuſammenſetzungen erlauben darf, ihm dennoch nicht nachfolgen kann. So iſt's mit mehreren lyriſchen Dichtern der Griechen; ſo mit dem ſpruchreichen Chor ihrer Tragödie, wenn man es mit der Sprache der handelnden Perſonen vergleicht; und warum ſollte es in der Poeſie der Morgenländer anders ſeyn müſſen, da ſie in Ründung und Compoſition der Bilder Lehrer unſres Geſchmacks zu ſeyn nicht begehren? Beim feingebildeten Sadi iſt der Fall ſolcher Bilderhäufung viel ſeltner als in andern, zumal arabiſchen Dichtern; und doch zweifle ich ob er, ganz überſetzt, für uns ein durchhin lesbares Buch ſeyn würde. Eben die Zuſammenreihung ſcharfſinniger Gedanken und Sentenzen, die die Morgenländer als eine Perlenſchnur lieben, iſt uns fremde; wir löſen lieber die Schnur auf, und gebrauchen ihre Kleinode einzeln.

Ferner. Der Morgenländer liebt wie in Kleidern, ſo auch in Sprüchen helle Farben: ſein heiterer Himmel verlangt dieſelben; er kann das Grau und Schwarz nicht ertragen. Auch der Geſchichte webt er alſo helle Bilder, z. B. der Nacht, des Morgens, des neuen Jahres, der Pracht, des Aufzuges ein, wie die Geſchichte des Nadir-Schach, des Tamerlan u. a. zeiget. Bei Sadi iſt dieß zwar

der Fall nicht häufig; er erzählt so einfach als Aesop und Lockmann seine Geschichte; wo er indessen die Stimme erhebt, malt er seine Gleichnisse, seine Lehren mit eben so lebhaften Farben. Ob ich nun diese gleich geschwächet genug habe, so bittet er dennoch jedes schwache Auge das an sanftere Verkleidungen gewöhnt ist um Verzeihung; er schrieb nicht für uns, sondern für Perser. Ist die Einfassung nicht gut, so ändere man sie, und nutze den Edelgestein seiner Lehre.

Endlich reden die Morgenländer so oft und gern über Hinfälligkeit der Welt, über Eitelkeit der Dinge, Kürze des Lebens, Wechsel des Glücks und der Ehre, daß manchem rüstigen Mann oder Jünglinge dieß eine verderbliche Predigt scheinen könnte. Hier entschuldigt sie ihre Weltgegend, ihre Regierungsform, ihre Religion und ganze Verfassung. Gehen sie nicht auf den Trümmern der größesten Königreiche, der reichsten Staaten, der prächtigsten Denkmale der Vorwelt? und was predigen ihnen diese anders als Nichtigkeit der Dinge, Eitelkeit aller Pracht und Reichthümer der Weltherrschaft? Vom Gebirge Kaf an bis zu den Gränzen des Meeres, von diesen bis zu den Wüsten Arabiens und der Thebaide sehen sie Gräber der Könige, Ruinen von Tempeln und Königsstädten, bis sich ihr Blick abermals mit Pyramiden und Gräbern der Könige endet. Der Verständige der diese Dinge erblickt, siehet Völker um sich, jenen so ungleich die einst diese herrlichen Werke bauten. Sie sind hinunter; ein träges Volk bewohnt ihre Gräber, und zerstört, vom Joche der Armuth, der Unwissenheit und des Despotismus gedrückt, täglich mehr an diesen köstlichen Trümmern. Mich dünkt diese Ansicht könne uns schon Weisheit-Sprüche über die Vergänglichkeit der Dinge lehren. Vollends einem Muhamedaner, der in einer Religion und unter einer Regierungsform lebt welche eben beide die größten Zerstörerinnen dieser alten Weltherrlichkeit gewesen; der unter einer Regierungsform lebt in welcher nichts heilig und sicher, alles der Willkür, dem schnellsten Wechsel, dem albernsten

Ungefähr unterworfen iſt, und das Höchſte immer ans Niedrigſte gränzet; einem ſolchen iſt es wohl zu verzeihen wenn er ſich ſeine Weisheit zum Ruhekiſſen macht, und ſich über die Vergänglichkeit der Dinge der Welt mit ihrer Vergänglichkeit tröſtet. Gut daß wir Europäer in einem jüngern Lande und einem jüngern Menſchenalter leben; gut daß wir uns nicht durch ein Opium ſolcher Lehre, „daß doch alles nichts, alles hinfällig, unvollkommen und eitel ſey," in den gefährlichen Traum wiegen laſſen dürfen, bei dem freilich das Hinfällige hinfallen, das Unvollkommene unvollendet bleiben muß, weil niemand Hand daran leget. Gut daß wir nicht, dem Irrglauben der Morgenländer zufolge, unſer Schickſal von oben erwarten, indeß Verſchmitzte oder Verwegene, Scheinheilige oder Freche die Genien ſind die unſer Schickſal hienieden ſchreiben; vielmehr daß wir es für Würde, Natur und Charakter der Menſchheit halten, durch Vernunft und nach Billigkeit unſer Schickſal uns ſelbſt einzurichten und aufzuzeichnen. Eben hiezu aber wird uns Sadi, ob er gleich ein Derwiſch war, auch gute Winke geben. Und dann, da alles was einen Anfang hat, doch auch ſein Ende finden muß, und nur ein Thor oder ein Kind ſich dieſes verbergen könnte; da vielmehr das Ende eines Schauſpiels, einer Muſik und Handlung uns den Schlüſſel zu ihrer ganzen Aufführung geben muß; wer wollte nicht zuweilen auch die Schrift eines ſchönen Grabmals leſen? ob man gleich freilich deßhalb nicht immer auf dem Todtenacker wohnen möchte. Auch in dieſem Punkt iſt Sadi kein trauriger Rabe, ſondern eine Nachtigall, ſingend der vergänglichen Roſe. Laſſet uns hören wie er ſein Werk ſchließt:

Vollendet iſt mein Blumengarten nun
Mit Gottes Huld. Was ich hineingepflanzt,
Gehöret mir; ich ſtahl es andern nicht.
Rühmlicher ſtehet uns an ein eignes Kleid, das ergänzt iſt,
Als ein neues, ſo wir bettelnd von andern erborgt.

Und ob nun Sadi, ſeiner Lehre gleich,
Die holdanziehendſte, die lieblichſte
Einkleidung ſuchte; dennoch wird der Stumpfſinn
Mit kecker Zung' ihn brauſend alſo ſchmähn:
„Kein Kluger iſt's, der an ſo leere Müh'
„Des Geiſtes Saft verſchwendet, und den Rauch
„Der Lampe, Nächte durch, dafür verſchlingt."
Ihr Guten und Verſtändigen, ihr kennt
Den Werth der Perlen die ich hier verband,
Der Arzenei die ich mit Honig miſchte.
Guten Rath zu ertheilen, verwandt' ich vom eigenen Leben
Manchen guten Theil; Freund, zur Erinnerung dir.
Willt du folgen, wohlan! Wo nicht, ſo hab' ich erinnert:
Sadi wünſchet dir Glück; wünſche du Sadi die Ruh'.

3.

Ich kann dieſe rhapſodiſche Abhandlung nicht ſchließen, ohne meine Gedanken, oder wenigſtens meinen Traum über den Werth vortrefflicher Sprüche geäußert zu haben. Wie wir's auch verbergen mögen, wir müſſen, wenn wir Menſchen ſeyn wollen, nach Grundſätzen handeln. Auch der Pöbel kann ſich ihnen nicht entziehen, ſo verderbt ſie bei ihm auch oft ſeyn mögen; ja wir finden ſolche eben bei der Gattung von Menſchen, die nach bloßen Vorurtheilen handelt, am unverhohlenſten und ſtärkſten. Von Sancho-Panſa an kennen wir eine Claſſe Perſonen, deren ganze Weisheit ein Schatz von Sprüchwörtern iſt; und was ſind Sprüchwörter anders als kurze, kräftige, oft ſehr ſinnreiche Volksſprüche, die als Grundſätze der Denk- und Lebensart, als unzweifelhafte Axiome des geſunden Verſtandes und der Sittenweisheit gelten. Dieſe, wenn ſie gut ſind, verhöhnen zu wollen finde ich ungerecht und unmenſchlich; vielmehr

sollte man das Gold in ihnen von den Schlacken läutern, sie sodann, wie man kann, zu Ehren bringen, und durch sie unmerklich die wahre Bildung des größesten Theils einer Nation fördern. Durch fremde, unverständliche, oder zu feine und gelehrte Grundsätze kann dieß nicht geschehen; es geschieht aber dadurch wenn man in Reden ans Volk, oder in Schriften die zunächst für dasselbe geschrieben würden, ihm die Lieblingsgedanken seiner Seele, die geheimen Freunde seines Herzens und seiner Handlungsweise zu seiner Fortbildung gleichsam entwendet. In allen guten Volksschriften, im Landpriester von Wakefield z. B., und in einer der lehrreichsten Schriften die unsere Sprache besitzt, Lienhard und Gertrud, ist dieser natürliche Kunstgriff sehr wohl gebraucht. Benjamin Franklin, ein hochachtungswürdiger Name, hat ihn in seinen periodischen Blättern und Kalendern für Nordamerika vortrefflich anzuwenden gewußt, und sein einziger Aufsatz „die Wissenschaft des guten Richards" enthält einen solchen Schatz von Lebensregeln, daß man in mancher Rücksicht fast aufs ganze Leben nichts mehr bedürfte. Auch zur Umbildung eines andern Theiles der Nation, der in Vorurtheilen seines Standes, mithin oft in schlechten Grundsätzen und Lebensregeln erzogen, nach solchen am schädlichsten handelt, sehe ich, wenn dessen Umbildung möglich ist, kein andres Mittel als dieses: „man kehre die seinigen gegen ihn selbst, oder bringe ihm bessere Führer seiner Gedanken bei als die sind nach denen er sonst handelt."

Niemand der auf sich selbst aufmerksam gewesen, auch der gebildetste Mann, wird an der Wirksamkeit dieser Busenfreunde seiner Denkart zweifeln; vielmehr gehet die ganze Bildung, die Menschen sich selbst oder einander gewähren können, dahin solchen innern Rathgebern Sprache, Gehör, Kraft und Nachdruck, vor allen aber jene untrügliche Wahrheit zu verschaffen, ohne welche sie schädliche Rathgeber werden. Welcher moralische Mensch hat nicht bei sich bemerkt daß bei mancher Krise seiner Gedanken ihm ein entschiedener

vortrefflicher Grundſatz, der Spruch und das Beiſpiel eines ſtandhaften, gutmüthigen Mannes ausnehmend zu ſtatten kam, und ihm zur ſtärkenden oder heilenden Arznei, zur Geſundheit und Labung diente? Jetzt erhob ſich dadurch ſeine niedergedrückte Seele, ſein Fuß trat feſter an ſolchem Stabe einer guten Erinnerung auf, ſein Schritt ward freudiger und kühner. Jetzt ſtählte ſich die Bruſt gegen die Pfeile des Neides oder der Verführung wie durch einen dargereichten Schild der Minerva; jetzt ſank die auflodernde Gluth des Haſſes, der Ungeduld, der Rache und des Unmuths ſchnell nieder, wenn, wie heilige himmliſche Tropfen, einige kraftvolle, von uns anerkannte Worte eines Weiſen, als eines Engels in Menſchengeſtalt, ſie berührten. Dieß war das Zaubermittel wodurch jene alten Helden, die Weiſen der Vorwelt, auf ihre Schüler und Nachfolger Wunderdinge wirkten; je mehr ſie wirkten, deſto kürzer waren ihre Sprüche und Lehren. Zeugniſſe davon geben die pythagoreiſche und ſtoiſche Schule, von welchen, inſonderheit von der letzten, wir noch einen Reichthum der edelſten Samenkörner beſitzen, deren die menſchliche Seele und Sprache nur fähig ſeyn kann. Epiktets, Seneca's, Mark-Antonins und ſo vieler anderer Schriften ſind Schatzkammern dieſer, der vortrefflichſten menſchlichen Sprüche und Sentenzen; der Geiſt derſelben theilte ſich der ganzen Literatur der Alten dergeſtalt mit, daß Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber, Kunſtrichter und Rechtsgelehrte daran Theil nahmen, und ſich dadurch jenen grundſatzreichen Ausdruck ſchufen, ohne welchen alle Kunſt und Gelehrſamkeit ein leerer Schatte bleibet. Man durchgehe die Sprüche die Stobäus, Erasmus, Lipſius, Grotius, Neander und mehrere aus den Alten geſammelt, und denke an Sokrates, der auch zu dieſem Zwecke des Euripides Schauſpiele als eine Schule des thätigen Unterrichts anempfahl; ja man denke an den Stifter des Chriſtenthums ſelbſt, deſſen Evangelien, außer wenigen Begebenheiten und Wundern, faſt ganz aus kurzen Sprüchen und paraboliſchen Ein-

kleidungen beſtehen, wodurch ſie eben aufs menſchliche Gemüth ſo ſonderbar wirkten. Noch jetzt erholen ſich alle Menſchen von religiöſer Erziehung und Bildung an kurzen, kräftigen Sprüchen der Bibel oder geiſtlicher Lieder; dieſe ſind gleichſam die Muskeln und Nerven, durch welche ſich der ganze Bau ihrer Gedanken lebendig reget. Und ſo wird auch ein ächter Schüler der Alten, der mehr als Gelehrter ſeyn will, nach Grundſätzen derſelben als ein claſſiſcher Weiſer handeln. [1]

Mich dünkt alſo, wer zur Bildung einer Nation auch auf dieſem Wege beitragen will, der folge den alten Weiſen, und bringe Grundſätze in menſchliche Seelen; oder er beſſere die darin vorhandenen, und gebe ihnen Anziehung, Kraft, unbeſtechliche Wahrheit; denn ungebildet muß jeder Menſch, jedes Volk heißen, dem es entweder an dieſen Grundſätzen fehlet, oder das ſie gering hält und nicht ausübt. Wie ſehr es nun manchen Zeiten und Völkern an ihnen fehle, zeigt die Erfahrung. Viele in der Jugend gelernte Grundſätze liegen ſo fern ab von unſrer Lebensweiſe daß, weil wir ſie nirgend geübt ſehen, wir zuerſt ihnen, zuletzt allen Grundſätzen den Glauben entziehen, und uns begnügen nach Neigung und Gewohnheit zu leben. Da wir aber, wie angezeigt iſt, dennoch nie ganz als Thiere leben können, vielmehr insgeheim immer nach Grundſätzen, wenn gleich nach ſchlechten Vorurtheilen, handeln; wozu dieſer Unglaube an jede edlere Form der menſchlichen Denkart? Er erniedert die Seele eben ſo ſehr als er das Herz verenget und lähmet. Laß es ſeyn daß andern die ſchönſten Sprüche und Maximen bloß Worte bleiben; dir bleiben ſie das nicht, wenn du ihren Werth erkenneſt, dich an ihnen freueſt, und in ihnen lebeſt. Nein, ihr habt nicht vergebens geſchrieben, auch ihr Weisheit- und Sittenlehrer neuerer Nationen,

[1] S. Heyne's ſchöne Vorrede zu Glandorfs Ausgabe der pythagoreiſchen Sprüche: Sententiosa vetustissimorum gnomicorum quorumdam poëtarum opp. Lips. 1770.

Montagne und Charron, St. Pierre und Fenelon, Racine und Diderot, Montesquieu und Rouſſeau; jenſeit des Meeres Baco, Sidney, Shaftesbury, Addiſon, Pope, Fielding, Sterne und ſo viele andre andrer uns näherer Länder. Nicht nur unter euren Völkern habt ihr Ideen, Grundſätze, Maximen ins Licht geſtellet oder in Gang gebracht, ſondern indem ihr ihrem Ausdruck zugleich claſſiſche Anmuth und Präciſion gabet, ſeyd ihr damit Vernunft-, Sprach- und Sittenlehrer der Menſchheit auf eine Reihe von Geſchlechtern hin geworden. Je mehr eure Denkart die Denkart andrer wird, deſto mehr berichtigen, ſtärken und verfeinen ſich gerechte, gültige, edle Menſchengedanken; das Richtmaß ihrer Urtheile wird einſtimmiger und gerader, die Bleiwage ihrer Handlungen ſicherer und feiner. Auch in Geſprächen der Geſellſchaft gebt ihr bei denen die euch verſtehen und lieben den Ton an, und bringet dadurch ſtatt eines ſcythiſchen Geſchreies, bei dem jeder Vogel nach ſeiner Weiſe ſinget, melodiſche Harmonie in die Grundſätze und Gedanken der Menſchen. Denn wie man ſich auch gebärden möge, Unbilligkeit und Unvernunft, die Kinder des Eigennutzes und der Leidenſchaft, die barbariſchen Feinde unſres Geſchlechtes und Wohlſeyns, ſie beſtehen am Ende doch nicht gegen allgemein anerkannte Grundſätze, den Kanon ächter Menſchlichkeit und Wahrheit.

Doch wohin verſchlägt mein Nachen? Er findet ſich auf der Höhe des Meeres, da er doch nur ein niedriges mit einigen kleinen Blumen beſäetes Ufer halten ſollte. Da will ich denn nur, was das Vermögen unſerer Nation in dieſem Felde betrifft, noch dieſes hinzufügen.

Von jeher hat ſich die Denkart der Deutſchen durch moraliſche Sprüche und biedere Grundſätze dergeſtalt ausgezeichnet, daß wir ihnen ſogar manches andere dagegen aufgeopfert haben, und nur neulich von dieſem Wege abgekommen zu ſeyn ſcheinen. An unſere alten Renner, Freidank, Walbis Reinecke u. A., deren

Sprache leider veraltet iſt, nicht zu gedenken, ſchlugen Opitz, Logau, Hagedorn, Haller, Gellert, Utz, Leſſing, Gleim, Cronegk und andere noch lebende Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, dieſelbe philoſophiſch-moraliſche Bahn ein, ſo daß wir gewiß an ſchöngeſagten Lehren keinen Mangel haben; um ſo mehr aber fehlet es uns vielleicht daran daß die Geſinnungen und Sprüche dieſer Dichter auch in die Erziehung und Denkart, wenigſtens in das Gedächtniß und den Umgang der Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ihrer Dichter, übergegangen wären: denn ohne allen Zweifel kennen Engländer und Franzoſen ihre vorgenannten Schriftſteller zehnfach beſſer als wir die unſern kennen, leſen, anführen und gebrauchen. Ueber die Urſachen davon ließe ſich ein langes Capitel ſchreiben; beſſer wäre es wenn man ſie wegräumen könnte. Dem moraliſchen Genius unſerer Nation alſo, der die alten Alexandriner ſeines Opitz, Logau, Haller, Hagedorn, Käſtner ziemlich vergeſſen zu haben ſcheint, widme ich, wie einer indiſchen Gottheit, auch dieſe wenigen, vielleicht ſchon welken Hexameterblumen zu gleichem Schickſal, und werfe ſie demüthig in den königlichen Hauptſtrom unſres Vaterlandes, den ehrwürdig ſchleichenden Lethe.

IV.

Gedanken einiger Bramanen.

Aus den zerſtreuten Blättern, vierte Sammlung, 1792.

Zwei Blüthen.

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte
Blühn zwo Blüthen, vom Thau himmlischer Güte bethaut.
Dichtung die eine, sie labet den Geist mit Wasser des Lebens;
Freundschaft die andre, sie stärkt, heilt und erquicket das Herz.

Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier seyn;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sey dir ja nicht einerlei!

Ein Tropfe Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er ſank in eine Muſchel
Zur ſegenreichen Stunde,
Und ward zur Perle ſelbſt.

Freundſchaft.

Wie der Schatte früh am Morgen
Iſt die Freundſchaft mit den Böſen:
Stund' auf Stunde nimmt ſie ab.
Aber Freundſchaft mit den Guten
Wächſet wie der Abendſchatte,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Edle und niedrige Freunde.

Freunde niederer Art, ſie gleichen dem Erdengefäße:
Leicht zerbricht es, und ſchwer wird es von neuem ergänzt.
Beſſere Seelen gleichen der goldenen Schale, die nie bricht;
Nie vom Roſte befleckt, iſt ſie und bleibet ſie Gold.

Der Freund.

O wer erfand den Edelſtein der Sprache,
Die kurze Sylbe Freund? Er nannt' in ihr
Des Lebens Troſt, den Retter von Gefahren,
Von Gram und Furcht und Selbſtbetrug und Noth;
Den treuen Schatz von unſerm Leid und Freuden,
Der Wunden Balſam, unſrer Augen Salbe,
Des Herzens Arzt, von uns das beßre Selbſt.

Die Kohle.

Flieh ein ſchwarzes Gemüth; wirf weg die garſtige Kohle,
Glühend brennet ſie dich; gluthlos beſchmutzt ſie die Hand.

Der treuloſe Freund.

O wie tiefer ſchmerzet uns der Unfall,
Wenn uns ſüße Worte ſchlau betrogen,
Wenn uns Freundesdienſt in Unglück lockte,
Wenn uns Hoffnung, Glaub' und Treue täuſchten!
Mutter Erde kannſt du Menſchen tragen
Die, wenn Unſchuld ihnen ſich vertraute,
Sie mit ſüßer Freundſchaft Milch vergiften?

Treuloſigkeit.

Hälteſt du es für Witz den vertrauenden Freund zu betrügen?
Wer den andern im Schlaf mordete, iſt er ein Held?

Die Trennung.

Jedes Ding, indem es auf die Welt tritt,
Trägt in ſich den Samen der Zerſtörung.
Iſt es Wunder, iſt es zu bedauren
Daß ein Leib, der Elemente Kunſtbau,
Wiederkehrt in ſeine Elemente?
Kannſt du nun mit deinem eignen Körper
Unzertrennlich nicht beiſammen wohnen;
Wie daß du mit Freunden es verlangteſt?

Wie zwei Bretter, ſchwimmend auf dem Weltmeer,
Finden ſich und trennen ſich die Menſchen.
Jede zarte Blume der Bekanntſchaft
Pflanzet ſchon der Trennung Dorn ins Herz dir.
Ach, und Trennung von geliebten Freunden
Iſt uns wie des Todes dunkle Blindheit.
Für die Krankheit gibt es keinen Arzt mehr.

Die Verſtorbenen.

Freund, du klageſt um die die keiner Klage bedürfen;
Weder um Lebende klaget der Weiſe, noch um die Geſtorbnen.
Fand in dieſer Umhüllung die Seele Jugend und Alter,
Wird ſie es einſt auch finden in jeder andern Umhüllung.
Kält' und Hitze, Vergnügen und Schmerz ſind Körper-Empfindung;
Alle das kommt und geht, und hat nicht bleibende Dauer.
Trag es geduldig, o Bharats Sohn. Der Weiſe, den nichts ſtört,
Dem Vergnügen und Schmerz Ein Ding iſt, der iſt unſterblich;
Was die Geſtalten formt, iſt unvergänglich und ewig.

Dreifacher Zuſtand.

Was geboren ward muß ſterben;
Was da ſtirbt wird neu geboren.
Menſch, du weißt nicht was du wareſt;
Was du jetzt biſt, lerne kennen;
Und erwarte was du ſeyn wirſt.

Beſtimmung der Natur.

Was uns die Natur zu ſeyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Menſch nicht werden.
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er was er iſt, und wird nicht größer.
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur ſein Krüglein.

Vorſehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papagaien das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün, hätt' er nicht Kleider für dich?
Eher windet ſich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
Bis in der Mutter Bruſt Fülle der Nahrung ihm quillt.

Zwecke des Lebens.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward
Das Leben uns gegeben. Fehlen die,
Was hat der Menſch am Leben? Hat er ſie,
Was fehlte ihm, worüber wollt' er klagen?

Religion.

Als in den alten Tagen der Herr der Schöpfungen Menſchen
Bildet' und lehrete ſie die Götter verehren, da ſprach er:
„Denkt der Götter, o Menſchen, ſo werden ſie eurer gedenken;
Aber gedenkt auch euer einander, und ſchaffet das Glück euch.
Wer von den Göttern Gaben erhält, und weihet der Gaben
Keine zum Danke zurück, der begeht an den Himmliſchen Diebſtahl.“

Alſo wer nur für ſich das Mahl bereitet, der iſſet
Brod der Sünde. Was lebt, empfing vom Brode das Leben,
Brod erzeugte der Regen, den Regen gaben die Götter;
Huld der Götter erwarben der Menſchen gütige Werke,
Gütige Werke kommen von Gott; ſo lebet die Gottheit
Allenthalben in allem mit ewig rollendem Kreiſe.
Wer dem göttlichen Kreiſe nicht folgt, der lebet vergeblich.

Unerbetene Wohlthat.

Sieh, wie die goldene Sonne die Blume öffnet am Morgen,
Sieh wie der ſilberne Mond milde mit Thau ſie erquickt,
Ungebeten; ſo ſtrömt der erfriſchende Regen zur Erde
Ungebeten; ſo thut auch der Gutmüthige guts.

Die Sache der Menſchheit.

„Dieß iſt einer von uns, dieß iſt ein Fremder!“ So ſprechen
Niedere Seelen. Die Welt iſt nur ein einiges Haus.
Wer die Sache des Menſchengeſchlechts als ſeine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geſchäft, nimmt am Verhängniſſe Theil.

Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen ſie die Aeſte freundlich nieder.
Wenn ein guter Mann zu Würden aufſteigt,
Neigt er ſich, damit er andern helfe.

Die Weihe des Fürſten.

Badeſt im Strome du dich? O König, die innere Seele
Wäſcht kein Waſſer; ſie will einen lebendigern Strom.
Treue heißt er, er rollt voll Mitgefühles die Wellen,
Zwiſchen Ufern des Rechts, und der wohlthätigen Huld.

Der Welteroberer.

Wer von Weiberliebe nicht zerfließet,
Und von Zornesfeuer nicht entflammet,
Wen die ſtürmige Begier nicht fortreißt,
Wer die kargverſchloßne Hand nicht kennet:
Drei der Welten möchte der erobern. —

Der Mann von Werth.

Trägſt du einen Edelſtein am Fuße?
Und der Mann von Werth iſt dir verachtet?
Setze den und dieſen in die Krone
Dir, o Fürſt; nicht ihnen, dir zur Zierde.
Roß, Gewehr, ein Buch und eine Laute,
Wort und Mann wird nach Verdienſt gewürdigt.

Edelſtein und Glas.

Möge der Juwel im Staube liegen,
Schimmre Glas auch in des Königs Krone;
In des Künſtlers, in des Käufers Händen
Wird erkannt was Glas und was Juwel ſey.

Zierde.

Die Perle zieret nicht das Ohr,
Die kluge Rede zieret's.
Der Demant zieret nicht die Hand,
Sie zieren gute Thaten.
Der Ambra macht dich nicht beliebt,
Gefälligkeit macht Liebe.

Die Blume.

Ein gütiger und weiser Mann
Iſt immer eine Blume.
Wird ſie erkannt, ſo pranget ſie
Im Diadem des Fürſten;
Wo nicht, ſo blüht und duftet ſie
Sich ſelber in der Wildniß.

Verführerinnen.

Reichthum und Jugend und hohe Geburt und Mangel an Kenntniß,
Jede von ihnen allein iſt zum Verderben genug;
Sind ſie nun alle vereint, und jede von ihnen mit Argliſt
Und mit Stolze gepaart, weh dem Beglückten da!

Stand und Umgang.

Nicht der Stand entſcheidet über Gaben;
Aber über Sittlichkeit der Umgang.
Sieh den ſüßen Strom ſich mit dem Meere
Miſchen, und er iſt fortan untrinkbar.

Wahre Lebensart.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunſt,
Stolze mit Demuth, irrende Menſchen mit ſanfter Belehrung,
Weiſe nach ihrem Gemüth, der iſt der freundliche Mann.

Die verſtändige Natur des Menſchen.

Auch ein Thier verſtehet Worte:
Roß und Elephant verſtehet
Seinen Führer; aber Menſchen
Finden aus was nicht geſagt ward,
Sehn Bedeutung ineinander,
Sehn Gedanken ohne Wort.

Der Liebling des Glückes.

Die Glücksgöttin iſt ein junges Weib;
Sie liebet keinen alten Ehgemahl
Der träg' und müßig aufs Verhängniß hofft,
Und ſeiner Sünden Schuld entkräftet trägt.

Der Mann von edler Seele, von Entſchluß
Und Kraft, der ſeine Thaten richtig wägt,
Und fremde gütig richtet; unbefleckt
Am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
Und Freund, er iſt der Göttin Liebling.

Das Licht.

Sowie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufſtrahlt;
So vom Schickſal gebeugt, ſtrebet der Gute empor.

Der geworfene Ball.

Wenn dem guten Menſchen ein Leid unſchuldig begegnet,
Iſt er in Schickſals Hand wie ein geworfener Ball;
Nieder prallt er zu Boden, damit er über ſich ſteige,
Da wie ein Erdenkloß ſtarrend der Böſe zerfällt.

Sache und Erfolg.

Was dich reget, ſey die Sache
Die du thuſt, nicht ihre Folgen.
Elend wird wer ſie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Betrübniß des Gemüthes.

Bei ſieben Dingen wird mein Herz betrübt:
Wenn ich den ſchönen Mond am Tage dunkel ſehe,
Und welken ſehe eines Weibes Schönheit,
Und ohne Blumen ſehe See und Wieſen,
Und einen ſchönen Mann unweiſe handeln,
Und einen mächt'gen nur nach Gelde ſtreben,
Und einen guten immer arm erblicke,
Und einen Günſtling nur verleumden höre.

Gedeihen der Menſchheit.

Abgetrennet vom Leibe gedeiht kein lebendes Glied mehr;
Menſchen von Menſchen getrennt ſind ein entfallenes Haar.

Armuth.

Armuth macht den Mann beſchämet,
Scham und Unglück macht ihn muthlos,
Muthlos wird er unterdrücket,
Unterdrücket wird er grämlich;
Gram und Kummer ſchwächt die Seele,
Seelenſchwäche bringt Verderben;
Ach ſo ſenkſt du böſe Armuth,
Endlich in das tiefſte Weh.

Der fallende Tropfe.

Wie ein fallender Tropfe, ſo iſt das Leben der Menſchen;
Kaum einen Augenblick — hält ihn das Lüftchen empor.

Herrſchende Sinnlichkeit.

Wer den Sinnen wird gefangen,
Der gefället ſich in ihnen.
Aus Gefallen wird Begierde,
Aus Begierden Angſt und Thorheit.
Er verlieret das Gedächtniß,
Die Vernunft und mit ihr alles.

Wie der Sturm auf Meeres Wellen
Mit dem ſchwachen Kahne ſpielet,
Spielt Begierde mit Gedanken.
Glück und Ruhe ſind verſchwunden,
Denn nur der, o Menſch, iſt glücklich,
Dem zerfließen die Gefühle
Wie ins ſtille Meer die Ströme.

Wiſſen und Thun.

Kinder ſprechen von Wiſſen und Thun als doppelten Dingen;
Beide werden nur Eins in des übenden Mannes Gemüthe,
Deſſen Seele des Ewigen Sinn, die Seele der Welt iſt.
Hören und Sehen, Gefühl und Bewegung, Eſſen und Trinken,
Schlaf und Wachen, Handeln und Ruhn, und welche Vermögen
Sonſt er übe, ſie trüben ihm nicht die Stille des Geiſtes,
Wie von der Meereswelle der Lotos nimmer beſleckt wird.

Verſchwendeter Werth.

Wer auf dieſe Welt geboren
Nicht nach edeln Werken trachtet,
Um dereinſt im weitern Leben
Dieſes Lebens Frucht zu ſammeln,
Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
Mühſam einen dürren Boden,
Nur um Unkraut drein zu ſäen.
Einen Krug von Edelſteinen
Setzet er zum Sandelfeuer,
Schlechte Hülſen drein zu kochen.
Einen ſchönen Dattelgarten
Haut er ab, daß ſtatt der Palmen
Er darin ſich Neſſeln pflanze.

Vollendung des Werks.

Und ob ein Unerfahrner dich verlachte,
Und ob ſich Unglück dir entgegenſtellte,
Du ſterbeſt über lang' und kurze Jahre;
Verfolge kühn dein kingbegonnen Werk.

Als Geiſter einſt am Berge Meru drehten,
Wiewohl ſie Edelſtein' und Koſtbarkeiten fanden,
Wiewohl ſie Gift in wilden Strömen ſchreckten,
Sie ruhten nicht, bis daß die Götterſpeiſe
Ambroſia [1] in ihren Händen war.

Milde Geſinnung.

Wer freundlich mit den Menſchen lebt,
Dem wird das Feuer Kühlung,
Das Salzmeer wird ihm Labung ſeyn,
Der Löwe wird ihm dienen,
Die Schlange wird ihm Blumenkranz,
Das Gift zur Götterſpeiſe.

Die Nachtigall und das Weib.

Schönheit der Nachtigall iſt der Nachtigall liebliche Stimme;
Schönheit des Weibes iſt ſanfte, gefällige Treu'.
Sie iſt das Herz des Mannes, des Hauſes Seele, die Mutter
Ihrer Kinder, an ihr hanget die künftige Zeit.

Andacht.

Von Begierden frei und frei von Lohnſucht
Thut der Weiſe guts und weiß es ſelbſt nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten
Weiht er ſie der Andacht reinem Feuer.

[1] Amortam bei den Indiern. Die Geſchichte davon, eine Epiſode des epiſchen Gedichts Mahabharat ſteht in Wilkins Anmerkungen zum Bagat-Gita S. 146. u. f.

Gott iſt ſeine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfrer,
Und nur Gott kann ſeines Opfers Lohn ſeyn.

Religion.

Niemand ſchaden, allen Hülfe leiſten,
Jedermann ein heiliger Altar ſeyn,
Iſt Religion. Und dieſe Freundin
Geht mit uns wenn alles einſt zurückbleibt.

Abſchied des Einſiedlers.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich ſag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlaſſend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

V.

Vermiſchte Stücke

aus verſchiedenen morgenländiſchen Dichtern.

Meiſt ungedruckt.

Al-Hallils Klagegesang.

Laßt mich weinen! das Weinen bringt nicht Schande.
Laßt mich klagen! denn klagen soll der Betrübte.
O Humane![1] wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer kann sie sprechen?

Schaut, o schauet den Schmerz in meiner Seele,
Engel, die ihn ins Thal des Todes führten.
Gottesboten, ihr führtet ihn als Brüder
Euren Bruder. Ich seh' ihn freundlich lächeln
Mitten im Todesthal. Er warf die Hülle
Leicht von sich, und er sah den offnen Himmel.
Laßt uns folgen, ihr Brüder! — Beider Welten
Vater wird uns auch dort die Hütte bauen. —
O Humane, wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer mag sie sprechen?
Heil der keuschen Mutter die dich geboren!
Denn sie mehrte die Zahl der Engel mit dir.
Wie der Bach der das Paradies durchschlängelt,
War dein Herz; wie der Morgenstern dein Innres.
Sanft wohlthätiges Licht der Sonne, freundlich
Wie die Sommernacht, wie der Silbermondstrahl.
Auge warst du dem Fürsten wie dem Armen;
Eins nur kanntest du nicht, das Gift der Schlangen.

[1] Al-Hallil nennet ihn Houmana.

Worte des Troſtes gabſt du uns, nicht Wermuth;
Heucheltest nie uns Demuth, nie uns Freundſchaft.
Ungeſehen auch warſt du edel, übteſt
Im verborgenen Guts, wie Gott, dein Vater.
Nie erwarteteſt du was du nicht ſelber
Leiſten konnteſt, o du der Menſchheit Zierde.
Und gewelket ſo bald ſind deine Blüthen!
Deine Zweige, wie ſinken ſie zur Erde!
Klagt mit mir, Jungfrauen! o klagt, ihr Knaben!
Seine ſchöne Geſtalt iſt uns entnommen!
Nie eröffnet ſich uns ſein holder Mund mehr.

Die mähende Zeit.

Wo iſt deine Mutter? wo iſt dein liebender Vater?
Wo die Freunde die einſt mit dir die Jugend getheilt?
Wo ſo viele die um dich lebten? Sie blühten wie Bäume,
Hart am Ufer; der Strom riß mit dem Ufer ſie hin.
Alſo mähet die Zeit; ſie mäht zur Rechten und Linken,
Dir vor den Augen, und du Sterblicher ſieheſt es nicht?

Werth des Kleinſten.

Wenig zu wenig gelegt, wird bald zum ſteigenden Haufen;
Tropfe nach Tropfe wird einſt mit den Jahren ein Strom.

Worte.

Tugend und Kunſt ſind Worte, wo ihnen fehlet der Schauplatz;
Ueber der Kohle nur gibt Aloë ſüßen Geruch.

Das wechselnde Glück.

Aus zweien Tagen nur besteht die Zeit:
Aus einem heitern, einem stürmischen.
In zweien Ordnungen besteht die Welt:
In einer sichern, einer wechselnden.
Sag also dem der mit dem Glücke zürnt:
Den Tapfern drückt das Ungemach zuerst.
Leichname schwimmen oben auf dem Meer,
Indeß die Perle tief am Grunde ruht.
Siehst du nicht daß der Sturm, wenn er ergrimmt,
Die Ceder bricht und das Gesträuch verschont?
So manche Bäume trägt der Erde Schooß,
Und dennoch steinigt man den Fruchtbaum nur.
Am Himmel sind der hellen Sterne viel;
Doch Mond und Sonne werden nur verdunkelt.
Du hieltest viel vom Glück, da dir es gütig war,
Und fürchtetest nur seine Uebermacht.
Es schläferte dich ein und täuschte dich;
Auf helle Nächte folgen dunkele.

Feindschaft zwischen Freunden.

Fache den Funken nicht an, der zwischen Freunden erglimmt ist;
Leicht versöhnen sie sich, und du bist beiden verhaßt.

Al-Hallils Rede an seinen Schuh.

Mit Tausenden von meinem Volke zog
Ich auch einher am Tage jenes Zorns,
Der alle Ebnen Ubeda's mit Blut
Und Rach' erfüllte. Rosse wieherten
Beim Schalle der Drommeten; Staub erhob
Zum Himmel sich. Die Mächt'gen jubelten;

Die Ketten klirrten, die vor Abend noch
Der Ueberwundnen Thräne netzen ſollten.
Einmüthig reichten Untergang und Tod
Die Hände ſich, und ſchritten vor dem Heer.
Da ſchlug in mir das Herz noch eins ſo ſtark:
„O Rüſtung zum Verderben!“ ſprach ich, tief
Im Winkel meiner Bruſt. — „Allmächtiger!
Wir können keinen Floh erſchaffen, und
Wir tödten Menſchen. Blut vergießen wir,
Und loben dich!“

Mein Herz ſchlug ſtärker; ich
Trat in den Sumpf. Vergeblich mühte ſich
Mein Fuß, den Schuh hinaus zu ziehen. Feſt
War er. Die tapfern Heere ſchritten fort;
Die Lanzen blinkten; Schwerter funkelten;
Ein Feldgeſchrei, ein wüſtes Sauſen füllte
Mein Ohr; ich ſtand betäubt und ſprach alſo
Zu meinem Schuh:

„Wie? mein Begleiter, jetzt
Verläſſeſt du mich, und erwarteſt lieber
Den Moder hier? Und ſoll ich dich denn auch
Verlaſſen, wie in dieſer Welt zuletzt
Sich alles flieht? Du Guter, gingeſt freilich
Nie mit mir böſe Wege; keinem Pfade
Der Frevler drückteſt du je dich ein.
Die Augen die von Blute ſtrömen, blieben
Uns fremd; dem zügelloſen Sieger eilteſt
Du nimmer nach. Wir gingen ſanfte Wege,
Jetzt, wenn die Sonn' im Abendmeer erſank,
Jetzt in den Schatten der friedſel'gen Nacht,

Der Ruhegeberin, der Reichen, die
Uns ihre Schätz' am weiten Himmel zeigt,
Und nieden uns der Freuden ſchönſte ſchenket.
Dann ſagte leiſe mir der Mond ins Ohr:
„Sohn der Aëſcha, geh zu deiner Treuen,
Sie wartet deiner, lieblicher als ich.“ —

Die Wege gingen wir; nicht jene denen
Du ſtrenge jetzt unwillig dich entziehſt.
Ich folge deinem Rath. Gehabt euch wohl,
Ihr Helden jetzt durch Mord und Todtſchlag! — Mögen
Die Löwen eure Siege brüllen! wetze
Der Tiger ſeine Klau'n dazu; es ſingen
Erſchlagne Heere drein, und Drachen ziſchen
Aus Wüſtenei'n zerſtörter Wohnungen. —
„Du ſtiller Mond, den ſie mit Mordgeſchrei
Erſchrecken, ſcheine nicht auf ſie; und nie
Umfange ſie mit deinem ſanften Arm,
Die ſie verſcheuchen, du friedſel'ge Nacht.“

Eigener Glaube.

Suche was deiner Natur gemäß iſt. Jegliches Weſen
Wirkt in eigner Natur, in ihr nur ruhig und glücklich.
Wer ſich der äußeren Wirkung ergibt, wird Feinden gefangen;
Auch in Religion. Der Glaube der deines Gemüths iſt,
Iſt dir beſſer, o Freund, als des Fremden beſſerer Glaube.

Wahrheit und Recht.

Wie die Strahlen der Sonne, ſo können des Rechts und der Wahrheit
Strahlen verlöſchen nie; prob' es, ſie zünden von ſelbſt.

Lob und Lüge.

Wer die Wiſſenſchaft der Güte vorzieht,
Wird nie glücklich ſeyn; und wer der Menſchen
Loben liebet, dient gewiß der Lüge.

Waſſer des Lebens.

Könnt' ich des Lebens Trank mit feigen Thränen erbetteln,
Lieber geſtorben als ihn ſchnöde mit Thränen erkauft.

Der Unwiſſende.

Wer nicht beſitzet ein Buch das ſeine Zweifel zerſtreuet,
Und wie im Spiegel die Welt ihm mit Belehrungen zeigt,
Und den verborgenen Schatz in ſeiner Seele nicht aufſchließt,
Bleibet, ſolange er lebt, ſtets ein unwiſſender Mann.

Die ſchweigende Nachtigall.

Warum, o Nachtigall, hörſt du ſchweigend den krächzenden Raben?
„Weil eine Nachtigall gern neben dem Raben verſtummt."

Nutzloſe Kraft.

Ohne Gelegenheit iſt die Hand des Starken in Feſſeln;
Nützet dem Löwen die Kraft dem man die Klaue geraubt?

Das leuchtende Geſtirn.

Wie das erhabne Geſtirn dem Wanderer leuchtet im Thale,
Und dem Schiffbrüchigen glänzt, alſo erhebe du dich.
Nicht wie der niedrige Rauch, der emporſteigt um in der Höhe
Zu verſchwinden; er iſt auch in der Höhe nur Rauch.

Was in deiner Gewalt iſt.

Niemand der Sterblichen je zu kränken, das hab' ich in Händen;
Doch zu verhüten den Neid, ſteht nicht in meiner Gewalt.

Mißbrauch.

Tugend zu mißbrauchen iſt gefährlich,
Weit gefährlicher als keine haben.

Dem Namenloſen.

Al-Hallils Rede.

O daß mein Ohr dich hörte! Daß ich dich
Zu meiner Rechten mit mir wandeln ſähe,
Denn in mir weint mein Herz vor Unmuth, ich verhülle
Mein Angeſicht dem Läſtrer deiner Lehre.

Wind iſt ſein Weſen, ein verſengender
Wind aus der Wüſte, der den Hauch erſtickt,
Und jede Pflanze tödtet.

Trau ihm nicht,
Dem Höhner der Religion, o Jüngling!
Er ſcherzt dir Thränen zu, und ſendet Peſt umher.
Wie klapperndes Gebein am Rabenſtein
Zu Nacht den Wanderer mit Grauſen füllt,
So tönt, ſo hängt zuſammen ſeine Lehre,
Ein Pfuhl in Mittagshitze — bleib ihm fern.

Wer naht dem Lager eines Drachen? Wer
Stürzt in den Abgrund ſich? Und ſahſt du je
Den Adelaar im Sumpfe wohnen? Hörteſt
Du aus Rauchfängen je die Nachtigall?

Der eigene Schatten.

Al-Hallils Rede.

Erfreue dich des Lichts auf deinem Wege,
Du Erdenpilger, und geh rüſtig fort,
Daß dich die Nacht nicht übereile.

Sieh
Dort jenen Knaben der ſich ſeines Schattens,
Des langen Schattens in der Abendſonne,
Frohlockend freut. Er klopfet in die Hände,
Daß dieß ſein Wahnbild ferne Hügel deckt,
Und ſtehet ſtill und ſäumt. Indeſſen ſinkt
Die Sonne; finſtre kalte, ſchwarze Nacht
Stürzt aus Frohlocken ihn in Herzensangſt,
Aus Angſt des Herzens in Verzweifelung.
Er höret Stimmen, Todesſtimmen.

Jüngling,
Wenn du dich deines eignen langen Schattens
Erfreueſt, weh dir! ſo iſt deine Sonne
Dem Untergange nah. So lange Licht,
Ein hohes Licht dich führt, vergiſſeſt du
Des Wahnes hinter dir, und eileſt fort.

O Herr der Welt! die Menſchen vor dir ſpielen
Wie Kinder in dem Sande, nennen's Weisheit,
Und hochberühmte Kunſt; und meſſen ſich,
Und zanken über ihres Schattens Schatten —
Indeſſen du auf Wettern fährſt und Welten
Zehntauſendmal zehntauſend ordnend lenkſt.
Wer ſagt vor dir: Hier bin ich? Sind wir doch
Ein Nichts das du zu Etwas, und, o Vater!
Das du zu ew'gem, ew'gem Zweck erſchuffſt.

Das Aeußere und Innere.

Hängſt du Tapeten von ſieben Farben über der Thür auf,
Und dein inneres Haus iſt mit der Matte belegt?

Dein Bruder.

Wer iſt ein Bruder mir? Der in der Noth mir zu Hülf kommt.
Wuchſeſt du denn vom Baum daß du es andern nicht biſt?

Die Krähe.

Wer nicht trachtet nach Gut damit er auch andre beglücke,
Wer für Kinder und Weib, Vater und Mutter nicht lebt,
Wer ſich der Menſchen nicht, nicht ihrer Freuden erfreuet,
Iſt wie die Krähe, ſie lebt arm von erſtohlenem Gut.

Mitgefühl.

Fremde geſellen ſich gern. Wer nie verlaſſen geweſen,
Weiß im Innerſten nicht wie's dem Verlaſſenen ſey.

Falſche Hoffnung.

Wer auf dem Wagen der Hoffnung fährt, hat Eine Gefährtin
Sicher zur Seite. Das Glück? Nein doch! Die Armuth, o Freund!

Der ſchlafende Tyrann.

Einen Tyrannen ſah ich am hellen Mittage ſchlafen;
„Peſt des Menſchengeſchlechts, ſchlummere, ſchlummere fort!"
Sprach ich. Wer im Schlaf mehr als im Wachen der Welt nützt,
Dem wünſcht jeder ſo gern ewigen Schlummer, den Tod.

Strafe der Unſchuld.

Sich des Böſen erbarmen, das heißt den Guten verabſcheun;
Wer dem Verbrecher verzeiht, ſtrafet die Unſchuld für ihn.

Verrath.

Löblich iſt es verzeihn. Doch Menſchenquälern die Wunde
Zu balſamen, es iſt gegen die Menſchheit Verrath.

Unmäßigkeit.

Nähre den Leib zu ſehr, ſo werden die Bande der Seele
Sanft von einander gehn, dünner und dünn wie ein Haar.
Füttere deine Begierden, du nährest hungrige Wölfe;
Reißen ſie einſt ſich los, wirſt du ihr Opfer zuerſt.

Der Zorn.

Zähle dich nicht zu Menſchen ſolange Zorn dich empöret;
Nur in der Ruhe gedeiht Menſchheit des Menſchen, Verſtand.

Der Adler.

Sprich, warum iſt der Adler der König aller Gefieder?
Weil er kein Thier zerreißt, und an Gebeinen nicht nagt.

Die Gegenwart.

Ein perſiſches Lied.

Dunkler Ocean umgürtet
Unſre Erd' und unſer Leben.
Fluthen rauſchen über Fluthen,
Auf den Fluthen ruhen Wolken,
Dunkler Abgrund iſt die Zukunft.
Nur die Gegenwart iſt ſicher;
Jüngling, auf! genieße ſie.

Siehe, dort auf Kafs Gebirgen
Schwingt ſich Anka [1] in die Wolken.
Jeder Staub entſank der Schwinge,
Und man ſagt, er ſey unſterblich.
Wohin ſchwang er ſich? Wo iſt er?
Nur die Gegenwart iſt ſicher;
Jüngling, auf! genieße ſie.

Wie der Tag, ſo glänzt dein Antlitz,
Wie die Nacht iſt deine Locke,
Deine Lippen Morgenröthe.
Morgenroth und Tag und Nächte,
Auch die ſchönſten, fliehn vorüber.
Nur die Gegenwart iſt ſicher,
Jüngling, auf! genieße ſie.

Verſchwiegenheit.

Auch den vertrauteſten Freund verſchone mit deinem Geheimniß!
Forderſt du Treue von ihm die du dir ſelber verſagſt?

Wahre Wohlthat.

Speiſe mit Wohlthat du den Bedürfenden; himmliſches Manna
Koſtet er; rück' es ihm auf, wird es ihm Aloë, Gift!

Inſecten.

Wie Ameiſen den Löwen, zernagen die Neider den Edlen. —

[1] Anka, ein fabelhafter, großer Vogel der morgenländiſchen Dichter; das Sinnbild großer Anſtrebungen und der menſchlichen Seele ſelbſt. Kaf, das höchſte Gebirge Aſiens.

Der unerkannte Feind.

Nie verachte den Mann, eh' du ſein Innres erkannt haſt;
Wähne den Buſch nicht leer den wohl ein Tiger bewohnt.

Unnütze Rede.

Was nutzt dem Thoren weiſe Rede? was
Nutzt ihm ein Zuſpruch der ihn beſſern will?
Denn kommt es hoch, ſo ſtützet er das Haupt
Auf ſeine Rechte, nickt und gähnet: Ja!
Und dehnet ſich, und möchte gern hinweg.

Zur Rechten und zur Linken ſieht er Reichthum,
Und vor ihm Ehrenſäulen; hinter ſich
Jungfrauen.

So der Thor. Er kennet alles,
Verſteht und weiß. Was Weiſen Zweifel macht
Iſt ihm gewiß.

Wie durch ein Loch des Daches
Das Mondlicht ſcheint, ſo ſcheint des Weiſen Rede
In eines Thoren Herz.

Gleichgültig iſt
Der trocknen Thierhaut Sonnenſchein und Regen;
Selbſt Glück und Unglück wirkt auf Thoren gleich.

Schamloſigkeit.

Ein ſchamloſes Geſicht iſt eine erlöſchende Lampe.
Ein ſchamloſes Geſicht iſt ein entrindeter Baum.

Adler und Eule.

Wäre denn auch kein Adler im weiten Reich der Gefieder;
Müßte die Eule darum ihre Gebieterin ſeyn?

Trommel und Laute.

Rühre die Laute nicht, wenn ringsum Trommeln erſchallen;
Führen Narren das Wort, ſchweiget der Weiſere ſtill.

Der Zuträger.

Wer dir zubringet, nimmt. Wer fremdes Geheime dir zuträgt,
Wiſſe: der will von dir deine Geheimniſſe, Freund.

Schwere des Goldes.

Wer Gold ſiehet, und wär' er ſelbſt der Gerechtigkeit Wage
Mit dem eiſernen Arm, neiget ſich nach dem Gewicht.

Trüglicher Weg.

Willt du mit Nachbars Gunſt zum Paradieſe gelangen,
Findeſt am Ende du dich ſicher zur Hölle geführt.

Königsdienſte.

Der Feueranbeter habe hundert Jahr
Dem Gott gedienet, und ihn angefacht;
Ergreift die Flamm' ihn Einen Augenblick,
Vergeſſen iſt ſein Dienſt — er wird verzehrt.

Geduld.

Dulde, mein Freund, Geduld iſt die ſchönſte Zierde der Edeln.
Weißt du? der Freude Thor ſchließet Ein Schlüſſel, Geduld.
Freund, der Geduldigen Thor iſt ſtets geöffnet; es ziehet
Durch dasſelbe hinein — wer? der Geduldigen Schaar.
Drücket dich Unfall, ſtehe beherzt; Geduld iſt ein Panzer.
„Aber mein Weg iſt beengt.“ Dulde! dort weitet er ſich.

Das geduldige Kamel.

Uebereile dich nicht; das laufende Roß überwirft ſich,
Und das geduld'ge Kamel kommet im Schritte zum Ziel.

Zu früher Genuß.

Wer ſeine Saat aufiſſet im Keim, der nehm' in der Ernte
Statt der Aehren denn auch einzeln mit Stoppeln vorlieb.

Der heilige Wahnſinn.

Einſt ließ ein König in Arabien
Sich „Meznu's Liebe zu der Laila“ [1] leſen,
Wie er, ein kluger und beredter Mann,
Sich ſeiner ſo vergeſſen daß er liebend
Der Welt entſagt und lebt in Einſamkeit.

Der König ließ ihn kommen. Meznu ſprach:
„O König, ſäheſt du nur meine Laila!“

Der König ließ ſie kommen. Laila trat
Vor ihn, ein blaſſes, hagres Angeſicht.
„O,“ rufte Meznu, „ſieh, o König, Laila
Mit meinen, nicht mit deinen Augen an!“

[1] Eine ſehr berühmte Liebesgeſchichte bei den Morgenländern.

Die ihr nimmer geliebt, kennt ihr die Qualen der Liebe?
Da ja keinem der Schmerz ohne die Wunde ſich naht.
Gib mir Einen, o Fürſt, der ſelber erfahren was ich litt,
Daß mein Leiden ich ihm Tage nach Tagen vertrau'.
Könnte die Turteltaube mich hören, ſie ſeufzete mit mir;
Aber dem Glücklichen dünkt Leid des Unglücklichen Traum.

Der König wandte ſich und ſprach gerührt:
„Der Liebe Wahnſinn iſt ein heil'ger Wahnſinn."

Wiedervergeltung.

Wer des Gefallenen nicht ſchonet, der fürchte Vergeltung!
Ihm, dem Gefallenen, reicht keiner den helfenden Arm.

Der kleine Feind.

Wer einen kleinen Feind der Schwäche wegen verachtet,
Läſſet den Funken glühn, weil er kein Feuer noch iſt.

Das Ungleiche.

Zehn Arme liegen ruhig
Auf Einer Streu beiſammen.
Zwei Königen iſt immer
Das weitſte Reich zu eng.

Veränderung des Orts.

Reiſe! Verändre den Ort! Des Lebens reifeſte Frucht wird
Durch Erfahrung, die dir Sinn und Gedanken erneut.
Siehe das ſtehende Waſſer, und ſchau die rinnende Quelle;
Jenes modert, und dieß ſtrömet den helleſten Trank.

Bliebe die Sonne des Himmels an Einem Orte, der Perſer
Und der Araber ſäh' bald mit Verdruſſe ſie an.
Ginge der Mond nie unter, er brächte Schaden der Erde;
Flöge der Pfeil nicht ab, nimmer erreicht' er das Ziel.
Gold in der Grube wird wie leere Stoppel geachtet;
Aloë, wo ſie wächst, gleicht dem gemeineſten Holz.

Die Probe.

Der iſt nicht vollkommen gut, ihr Brüder,
Der nicht gut ſeyn kann auch unter Böſen.

Der Mächtige.

Wär's dem Pöbel erlaubt
Daß er betrügt;
Keinem der Edeln ziemt's.
Glauben ſtellet man zu
Fürſtlichem Wort,
Dem man die Treu' gelobt.
Und doch traue dich, Freund,
Selten der Huld,
Süßer Verſprechungen;
Trau' der lächelnden Stirn,
Trau dem Blick
Gnädiger Augen nicht.
Was der Mächtige will,
Nicht was er ſpricht
(Schwür' und gelobt' er auch);
Was der Mächtige will,
Merke; du hörſt:
„Pflüge den Sand mir hier!"

Der gute Name.

Der iſt nicht groß der große Namen ſchmäht.
Glück, Hoheit, Macht und Reichthum gehn vorüber;
Ein guter Name der Verſtorbnen bleibt:
Den ehr' auch du daß man einſt deinen ehre.

Der Strom.

Wie ein Strom iſt die Begierde,
Unſre Wünſche ſeine Wellen,
Unvergnüglichkeit das Unthier,
Das in ſeiner Tiefe ruht.

Wie die Vögel auf den Wellen,
Treiben vorwärts unſre Sinnen;
Sie verachten was ſie haben,
Bis das Unthier ſie verſchlingt.

Und die brünſtig tolle Liebe
Iſt der Wirbel in dem Strom,
Seine beiden Ufer heißen:
Bittre Reu' und Traurigkeit.

Nur der Menſch von reinem Herzen,
Jeglicher Begier entſagend,
Bleibet ſicher ſtehn am Lande,
Watet ſicher durch den Strom.

Die Abkunft.

Kanaan war ein Knecht, und ſtammte vom göttlichen Noah,
Abram, des Ewigen Freund, der doch von Heiden entſproß.
Alſo die ſchöne Roſe; ſie wächst aus ſtachlichten Dornen,
Alſo ein ſchönes Gemüth, edel in eigner Natur.

Die Entzauberung.

Lehre der Braminen.

Bezwinge den Durſt nach äußerem Gut, du getäuſchter Menſch!
Entzaubere dir Verſtand und Herz;
Der Gewinn an eigenen Thaten,
Nur dieſer beruhiget dich.

Güter, Ehren und Jugend haſchet die Zeit hinweg;
Täuſchungen ſind ſie, verſchwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und faſſ' es in dein Herz.

Wie ein zitternder Waſſertropf' an der Lotosblume,
Unausſprechlich leiſe gleitet das Leben hinab.
Auf dann! theile den Ocean der Welt
In der tugendhaften Genoſſenſchaft, in ſtiller Fahrt.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling ſcheiden und kehren zurück.
So ſpielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmet fort?

Denke der Wunderwelt, deren kleiner Theil du biſt!
Denke, woher du kameſt?
Woraus gebildet in deiner Mutter Schooß?
Bedenk es oft.

Die ſieben Meere der Welt, die acht Urberge werden bleiben;
Brama, Indra, die Sonn' und Rudra dauren fort; [1]
Nicht du, nicht ich. Ob dieß und jenes Volk
Fortdaure, ängſtet dich das?

[1] Die Elemente der Welt.

In dir, in mir, in jedem Weſen iſt Wiſchnu; [1]
Thöricht, wenn du dich je beleidiget glaubſt.
Sieh jede Seel' in deiner eignen Seele,
Und banne den Wahn des Verſchiedenſeyns hinweg.

Auch deine Neigung ſetze nie zu feſt,
Auf Freund und Feind, auf Bruder und Sohn,
Sey gegen alle gleichgeſinnt,
Wenn du erreichen willt des Ewigen Natur.

Dein Leib iſt kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechte zittert der Bambusſtab.
Und noch iſt deiner Begierden Krug dir unerfüllt?
Ausſchöpfen willt du mit deiner Scherbe den Ocean?

Grab eines Edeln.

Begraben haben wir bei Merwa jetzt
Der Fremden Vater in der ſtürm'gen Nacht,
Den Mühlſtein jedes Feindes, der mit ihm
Zu kämpfen unternahm.

Begraben haben wir den Mann, an dem
Der Hunger oft erfahren (der das Land
Feindſelig drückte), daß er mit ihm rang
Und ihn erwürgte.

Von Anſehn war er dünne wie ein Schwert,
Nur ſeine Bruſt und ſeiner Hüfte Sennen
Sie waren nimmer welk noch matt.

War er bei Ernſten ernſt, ſein Ernſt gefiel;
Und wollteſt du's, ergötzte dich ſein Scherz.

[1] Die Gottheit, die die Welt erhält.

Du litteſt Unrecht: er erfreute dich
Als Rächer; zog mit dir wohin du gingſt,
Trug willig, was du ihm nur legteſt auf.
Beſuchten Freunde ſeine Wohnung, trieb
Er ſtrenge ſein Geſind an, daß das Mahl
Bereitet würd', und nahm ſie fröhlich auf.

Klage eines Vaters um ſeinen Sohn.

Fraget ein Mann dereinſt von ſeinem Bruder: „Wer ruht hier?"
O ſo ſtröme du Grab, ſtröme die Thränen ihm zu,
Die ich weinte; der Vater beweint den einzigen Sohn hier.
Klagend rief er: „Warum nahmeſt, o Gott! du ihn mir?"

Geſetz der Natur.

Der Geborene wird zum Tode geboren! der Himmel
Hat es geordnet ſo; keiner entgehet dem Schluß.
Moſes ſtarb: ſelbſt Moſes, der Freund des göttlichen Ausſpruchs,
Und ſo gehen auch wir, einer und alle dahin.
Lebe du rein, o Menſch! der Reine wandelt zum Himmel,
Und dort gilt es ihm gleich, lebt er hier kurz oder lang.

Des Heiligen Grab.

Schreibt mit eiſernem Griffel auf diamantenen Felſen,
Grabet den großen Riß tief in das innerſte Herz,
Daß in der Grube hier der Weisheit Quelle verſiegt iſt,
Daß in das Dunkel hier unſere Sonne verſank.
Klagt ihr Kinder von Zion und weinet: die heiligen Tafeln
Sind zerbrochen; ſie ruhn hier in des Heiligen Gruft.

VI.

Ueber ein morgenländiſches Drama.

Einige Briefe.

Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des spätern Jahres,
Willst du was reizt und entzückt, willst du was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

Goethe.

Vorrede zur Sakontala.

Längst wußte man daß die gelehrte Kaste der Indier alte dramatische Gedichte besäße; aus dem großen Reichthum ihrer Mythologie und epischen Märchen war solches auch leicht zu vermuthen; eine Blume aber wie die Sakontala erwartete, und zwar beim ersten Funde, wohl niemand. Dem reich- und vielverdienten W. Jones war dieser glückliche Fund beschieden; sein Name wird mit der Sakontala blühen, wenn manche seiner andern Bestrebungen vergessen seyn werden; denn auch darin waltete über dieß indische Drama ein gutes Schicksal, daß W. Jones es nicht, wie er es mit andern Erzählungen und Poesien gemacht, anglisiren, sondern treu darstellen wollte. Wörtlich übersetzte er es zuerst in Latein (und es wäre kein übel angewandtes Papier, wenn man diese wörtliche Uebersetzung öffentlich machen wollte), dann ins Englische treu und einfach.

Ein zweites gutes Schicksal waltete über die Sakontala, da sie zur deutschen Uebersetzung dem gleichfalls vielverdienten und auch wie Jones zu früh dahingegangenen G. Forster in die Hand

[1] Zur zweiten Ausgabe, Frankfurt am Main 1803 bei August Hermann dem Jüngern. Anm. d. Herausg.

kam. Er, beider Sprachen und der Naturg
dabei ein Mann von Geſchmack und zartem Gefühl, bereicherte ſeine Ueberſetzung mit Erläuterungen, deren das engliſche Original entbehret; treffende Erläuterungen auch für andre Poeſien der Indier, die ohne Kenntniß der Naturgeſchichte dortiger Gegend einen großen Theil ihrer Anmuth verlieren. Uns Deutſchen wird G. Forſters Name eben auch mit der Sakontala in lieblichem Andenken leben.

Eben deßhalb iſt bei dieſer Ausgabe an ſeiner Ueberſetzung nichts geändert, auch ſeinen Erläuterungen nichts hinzugefügt worden. Deutſchland hat an ihr viel Freude genoſſen, und ſo bleibe ſein Kranz unberühret. Die jüngere Generation lerne auch hier von dem Indier immer vertrauter mit dem Geiſte der Natur werden, und genieße ferner an dieſer Sakontala Freude.

Denn ſie verdienet's. Das einfache Märchen des entſcheidenden Ringes beut in der größten Mannichfaltigkeit eine Reihe Scenen dar, die von der ſanfteſten Idyllen-Anmuth im Hain der Einſiedler, zum höchſten Epos eines Paradieſes über den Wolken reichen. Mit Blumenketten ſind alle Scenen gebunden, jede entſpringt aus der Sache ſelbſt wie ein ſchönes Gewächs natürlich. Eine Menge erhabener ſowohl als zarter Vorſtellungen finden ſich hier, die man bei einem Griechen vergebens ſuchen würde: denn der indiſche Welt- und Menſchengeiſt ſelbſt hat ſie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehauchet.

Im indiſchen, nicht europäiſchen, Geiſt muß man alſo auch die Sakontala leſen; die Idyllenſcenen z. B. mit der Sanftmuth und Naturliebe dieſes Volks, das in einer vom Himmel mit Naturgeſchenken ſo reich ausgeſtatteten Gegend lebt, und ſich derſelben erfreuet. Ihm werden Scenen der Natur, der Vertraulichkeit mit Pflanzen und Thieren, endlich der ſinnlichen Liebe ſelbſt nicht lang-

weilig. Ihr Blut sprudelt nicht wie das Blut der von Gährung erhitzten Völker. Die Götterverehrung die man dem Könige erweiset, so ganz in indischen Sitten und indischer Denkweise, wird man sich gefallen lassen; nicht nur weil, wie der Theaterdirector beim Eingange zu vernehmen gibt, das Drama ein Hof-Divertissement seyn soll, sondern auch weil eben hieraus, aus dem Vornehmen und Göttlichen der Königswürde, die höchsten Schönheiten des Drama entsprießen; auf einem niedrigern Boden konnten sie nicht entwickelt werden. Dahin gehört der Anstand des Königes im Haine sowohl als im Palast, in der Liebe sowohl als in seinen Geschäften; dahin die Zauberdecke die auf seinen Fehl, die Vergessenheit seines Versprechens gelegt wird; eine höhere Macht hält ihm die Sinne gefangen, ein Fluch hat ihm, jedoch nur auf kurze Zeit, sein Gedächtniß geraubet; und auch diesen Fehl büßet er eben so edel als schmerzlich. Dahin endlich gehört sein Erwachen aus einer Traurigkeit die zu nichts führet, seine Fahrt auf dem Wagen des Dennergottes, seine Belohnung — das Wiederfinden der Sakontala und seines heldenmüthigen Knaben. — Auf der andern Seite, Sakontala, das Kind der Natur, aufgeblüht im reinsten Aether, einem Schutz- und Erziehungsort der Frauen. Wald und Blumen, die geheiligte Einsamkeit sind das umzäunte Paradies, worin diese unbekannte Hochgeborne als eine Blume verborgen und ungestört sich entfaltete, ihre unschuldige Seele gebildet und gepflegt von der Hand der Weisheit ihres Pflegevaters; — und für wen? für den edelsten Mann; Er, der hochverehrte, angebetete König — Sie, die von der ganzen Natur gefeierte weibliche Unschuld und Liebe.

Ich zweifle ob menschlich zartere und zugleich vornehmere Ideen unsres Erdenweltalls können gedacht werden als diese königliche Würde, diese Natur und Liebe, Indiens Heiligthümer. Das Epische in ihnen ist unübertrefflich.

Und zugleich allenthalben das Wunderbare höchſt natürlich. Alles iſt in der indiſchen Natur belebt; hier ſprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung iſt — Erſcheinung, des und des Gottes, in dieſer und jener Verwandlung. Nah und fern wirken Geiſter auf Geiſter; die ſie umgebenden, darſtellenden Hüllen und Formen ſind — Maja, eine liebliche Täuſchung. In dieſer Vorſtellungsart, in der alles ſich ſo leiſe und zart berühret, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechſelndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt; der innere Sinn der es am tiefſten, innigſten genießt, iſt Ruhe der Seele, Götterfriede.

Sehr zu wünſchen wäre es alſo wenn mehrere dramatiſche Stücke der Indier von Kalidas und anderen Dichtern treu überſetzt würden; ja es iſt zu verwundern daß, ſtatt anderer weniger nutzbaren Bemühungen, dieß noch nicht geſchehen, da W. Jones in ſeiner Vorrede zur Sakontala, und Fra Paolino da San Bartolomeo in ſeiner Reiſe nach Oſtindien [1] deren eine Reihe anführen. Begierig ſchlug ich in W. Jones Werken [2] den Titel auf: „die Jahreszeiten, ein beſchreibendes Gedicht von Kalidas;" und fand beim Umſchlagen des Blattes nichts als ein Avertiſſement daß dieß das erſte im Sanskrit gedruckte Buch und dieſer Ehre werth ſey, in jeder Zeile. Lieber hätte ich aus einer Ueberſetzung dieß Lob ihm ſelbſt gegeben. So iſt wohl auch niemand der ſich nicht, aus W. Jones engliſchen Reimen hinweg, jede indiſche Erzählung, jeden indiſchen Hymnus in die einfachſte Proſe wünſchte; denn nach einem Gleichniß aus der Sakontala ſelbſt paßt ſich die engliſche Reimkunſt zur indiſchen Dichtung, wie

[1] Fra Paolino da San Bartolomeo Reiſe nach Oſtindien, überſetzt von J. R. Forſter. Berlin. 1798. B. 2. Cap. 2. S. 375. u. f.

[2] The Works of W. Jones. Vol. VI. p. 431.

zehrendbrennendes Waſſer auf die zarte Mallikablume, die es (wie die Engländer die Hindus ſelbſt) ſengt und zerſtöret. Lieſet man die Verzeichniſſe indiſcher Handſchriften in W. Jones Werken und in Ouſeley's Collectionen, die ſich in den Händen ſprachgelehrter Britten befinden, und ſiehet was aus ihnen überſetzt worden, ſo hat man freilich zu mancher Verwunderung Anlaß. [1] Doch was nicht iſt, wird werden. Genug daß dieſe Geiſtes- und Gemüthsſchätze der friedſeligſten Nation unſers Erdballs ſammt ihrer Sprache, der kaufmänniſchſten Nation desſelben Balles anvertraut ſind; früher oder ſpäter werden ſie ſolche doch auch auf Gewinn anlegen. Du legteſt ſolche nicht darauf an, guter William Jones; dein Name, Präſident indiſcher Literatur, beſtehe ewig.

Uebrigens iſt Sakontala oder der entſcheidende Ring, ſeiner Abweichungen vom griechiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Theatercoſtüme ungeachtet, ein Drama, wie irgend eins es ſeyn mag, eine wahre, ja ich möchte ſagen die zarteſte Schickſalsfabel. Das Leben im Hain und am Hofe ſind ſo treu geſchildert, die Charaktere ſo feſt und zart gehalten; unmerklich, und unauflöslich den Sterblichen, wird der Knote zuſammengezogen und königlich-göttlich gelöſet. Die Sprache iſt geſchmückt, blumenreich und nie doch übertrieben, das Betragen der Perſonen und Stände gegen einander, ſeyen ſie Götter oder Menſchen, iſt ſo anſtändig und artig, daß in allem dieſem das Stück ſeines Gleichen ſuchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Auch die eingemiſchten Stimmen

[1] What has been done for Major *Ouseley*, ſagt ein Engländer ſelbſt, who to a perfect acquaintance with classical literature unites a knowledge of Hebrew, Syriac, Turkish, Arabic and Persian, which properly encouraged would make his Oriental Collections a fund of elegant and useful information? *Nothing. Jonathan Scott.* Schluß der Vorrede zum Bahar-Danuſch, or Garden of Knowledge. Vol. I. 1799.

der Muſik, die Züge der Malerei, des Schmuckes, des Scherzes ſind eben ſo original als zierlich; die Begriffe der Religion endlich, zumal in den Wohnungen des Paradieſes, ſind (wer darf's läugnen?) ſelbſt paradieſiſch. Finde Sakontala auch in dieſer Ausgabe wie in der erſten viele Freundinnen und Freunde, empfange ſie auch bald aus den reichen Schätzen Indiens dramatiſche Geſchwiſter die ihr gleichen!

Weimar den 2 Mai 1803.

J. G. v. Herder.

Erſter Brief.

Sind Sie auch des Glaubens daß kein morgenländiſches Volk ein eigentliches Drama gehabt habe — eine Behauptung der man viele Urſachen unterzulegen wußte — ſo werden Sie wohl dieſem Glauben abſagen müſſen wenn ich Ihnen ein morgenländiſches Schauſpiel, unter allen Schauſpielen der Welt eins der erſten ſeiner Art, anzeige. „Doch nicht ein tſineſiſches? etwa eine Schweſter jenes Waiſenkindes das Voltaire in franzöſiſcher Kleidung auf ſeine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden der tſineſiſchen beſten Schauſpiele die du Halde anführet, und um die ſich von Europa aus niemand weiter bekümmern mochte? Nichts aus dieſem Lande. Sakontala heißt mein Drama: ein indiſches Schauſpiel, von Kalidas gedichtet, von W. Jones herbeigeſchafft, und ins Engliſche, aus dieſer Sprache von G. Forſter ins Deutſche ſo gut überſetzt daß es ſich faſt beſſer als das engliſche Original lieſet.[1] Säumen Sie nicht zum Genuß dieſer unerwarteten Blume zu gelangen; eine ſchwache Zeichnung derſelben, bei der ich mit Bedacht mehr verſchweige als darlege, ſoll nichts als die Luſt dazu in Ihnen vermehren.

Duſchmanta, Kaiſer von Indien, ein Zweig aus dem Geſchlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle; der Wagenführer redet ihn an, und ſchildert ihn wie ein Grieche den jagenden Apollo ſchildern würde; die Flucht des Wildes, die Schnelle

[1] Sakontala oder der entſcheidende Ring, ein indiſches Schauſpiel von Kalidas, überſetzt von G. Forſter. Mainz und Leipzig 1791.

des Wagens ſind in wenigen Zügen ſo anſchaulich gemacht daß man ſofort vor dem Gemälde des Orts und der Handlung ſtehet. „Sie darf nicht getödtet werden, ruft eine Stimme; dieſe Antilope, o König, hat in unſerm Walde ihren Zufluchtsort!“ Alſobald hält der Wagen: ein Einſiedler flehet den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürſt, und der Einſiedler ladet ihn ein in dieſe geweihete Freiſtätte, in der die Pflegetochter eines verehrten Bramanen, in deſſen Abweſenheit, Gaſtfreundſchaft übe. Duſchmanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, ſteigt ab vom Wagen, legt ſeinen Königsſchmuck ab, und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm ſelbſt wunderſamen Ahnung. Welch ein ſchöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieſes Drama! Leiſe und höchſt natürlich wird nicht nur Sakontala angekündigt, ſondern ihr auch im Gemüth des Leſers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem was folgt ihr Schirm ſeyn muß; denn wenn in dieſem Haine das gejagte Reh ſeine Freiſtätte findet, wie ſollte die eines ſolchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des Himmels in dieſem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwo Geſpielinnen erſcheint, und entzückt des Königs Auge. Die Zarte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, ſondern aus ſchweſterlicher Neigung. Tief iſt das Gefühl das dieß ganze Stück hindurch, inſonderheit in weiblichen Seelen, ſich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala iſt gleichſam die Königin dieſes Mitgefühles. Liebliche Reden ſind's die ihre Freundinnen ihr über ihr Geſchäft und über ſie ſelbſt ſagen. Eben finden ſie in ihrer geliebteſten Blume eine Vorbedeutung ihres nahen Glücks, einer frohen Vermählung, und liebkoſen ihr auf die unſchuldigſte Weiſe. Aber eine ſummende Biene fährt aus der Mallikablume, und will nicht von ihr laſſen. So wird auch im Kleinſten die zukünftige Handlung nicht vorbedeutet, ſondern wirkſam

eingeleitet. Denn eben dieſe ganze Scene, in welcher Sakontala ſich unſchuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duſchmanta behorcht. Liebetrunken hängt ſein Auge an ihr, und ſein Gemüth quälet ſich mit dem einzigen Zweifel, ob dieß ſüße Geſchöpf als eine Bramanentochter ihm auch verſagt ſeyn möchte. Endlich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gaſtfreundſchaft, der beſcheidenſten Wohlanſtändigkeit und einer paradieſiſchen Unſchuld. Immer mehr wird Duſchmanta von Liebe durchdrungen! und da es ſich in der kunſtloſeſten Unterredung gleichſam von ſelbſt entwickelt daß ſie nicht des Bramanen, ſondern des berühmten Königs Nauſika Tochter, Tochter einer Nymphe des niedern Himmels ſey, ſo findet er den Wunſch ſeines Herzens erfüllet; er entdeckt ſich durch ſeinen Ring, und da ein Geſchrei über die Nähe eines wüthenden Elephanten die Unterredung trennet, bleibet er zurück im Seufzen der Liebe. Ferne ſey es von mir alle Auftritte ſo zu durchgehen; leſen Sie, und Sie werden in dieſen erſten Scenen alle Symptome der Liebe von der leiſeſten Sehnſucht an, durch alle ſchüchternen Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewißheit, ja was die Liebe zartes, ſelbſt buhlendes und tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt finden. Duſchmanta und Sakontala ſind nach der älteſten, heiligſten Weiſe Gandarwa durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.

Aber nun ſchlinget ſich der Knote. Bei dem Abzuge des Königes erſchallen Trauerſtimmen, die Freundinnen der Sakontala werden beſorgt, wir hören daß ein böſer Gaſt auf ſie, unwiſſend ihr ſelbſt, einen wilden Fluch gelegt habe der auf der Freundin Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr Pflegevater, iſt wieder gekommen, er, der wie ein höherer Geiſt aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein Auszug auf; leſen Sie wie er Sakontala zu ihrer Abreiſe bereitet, wie er ihren Ab-

ſchied den Nymphen kund thut und dieſe antworten; wie ſie ſelbſt Abſchied nimmt von den Pflanzen, von ihrem geliebten Madhawi-Strauch und dem Rehchen. Leſen Sie die Lehren die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt, und nun die Kataſtrophe ihrer Aufnahme. Bemerken Sie durch welche Vorbereitungen das Licht, in dem der König hiebei erſcheinen muß, gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala ſich, wie ſich ihr Führer, wie der Prieſter, wie ſich der König ſelbſt betragen. Die Kataſtrophe rückt fort, der Knote wird zuſammengezogen. Nach der höchſten Beleidigung die einem unſchuldigen Weſen zugefügt werden konnte, werden Sie alle Qualen der Reue, der Liebe, des endloſen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geſchildert und ausgedrückt finden. Geben Sie dabei auf jeden Zug Acht; keiner iſt müßig, ſelbſt nicht die der Erinnerung wiederkommende Biene. Und dann ſehen Sie wie aus der tiefſten Tiefe der Führer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflammte eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum König, zum Gehülfen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet. Kein Wort von mir zerſtöre Ihre Freude ſich mit Duſchmanta auf dem Wagen Matali's, und dann unerwartet an einem Orte zu finden der das Ziel der menſchlichen Phantaſie zu ſeyn ſcheinet. Werfen Sie alſo mein Blatt weg und leſen das Buch, aber nicht europäiſch, d. i. um etwa nur den Ausgang zu wiſſen mit flüchtiger Neugierde, ſondern indiſch, mit fein aufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt; ſodann wünſche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweiter Brief.

Iſt es möglich daß Sie an der Aechtheit der Sakontala anders zweifeln können als ſofern man etwa aus Zartheit des Gemüths an

einem unerwarteten Gute, das vor uns iſt, gleichſam liebend-ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben wann er wolle; ein Europäer war dieſer Dichter Kalidas nicht, darüber dürfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Geſichtskreis herrſcht in dieſem Werke! ein Geſichtskreis über Himmel und Erde. Welch eine eigene Art alles anzuſchauen! Götter und Geiſter, Könige und Hofleute, Einſiedler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde. Und wie tief iſt alles aus der Philoſophie und Religion, der Lebensweiſe und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren Geſchlechterabtheilungen und ſonſtigen Verhältniſſen geſchöpft, ja in dieſe verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das Syſtem und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzuſagen wüßte. Ueberdem iſt die Zeit in welche dieß Stück gehört, auch für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten die darin herrſchen ſind nicht die heutigen Sitten. Das Band das Götter und Menſchen, die ſichtbare und unſichtbare Welt knüpft, iſt ſo ſonderbar geflochten daß wir es, der Denkart unſres Zeitalters nach, zwar anſtaunen und erklären, ſchwerlich aber erfinden und als eigne Schöpfung darſtellen könnten. Führen Sie mir nicht den Macpherſon mit ſeinem Oſſian, oder den unglücklichen Chatterton mit ſeinem Rowley an — Dinge die keine Vergleichung leiden. Macpherſon hat ſeinen Oſſian nicht erfunden, und dem Rowley des kühnen Jünglings ſahe man ſeinen Urſprung eben ſo leicht an als man ihn mancher morgenländiſchen Geſchichte anſieht, die uns die engliſchen Wochenblätter als Einkleidung vortrugen. Wer aber mit indiſcher Genauigkeit und bedeutungsvoller Zartheit eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der große Apollo, oder der indiſche Kriſtnu ſelbſt in wiedererſcheinender Wunderſchönheit. Das Fremde ſelbſt iſt dem Stück ein Siegel der Aechtheit: „wunderbar, unglaublich ſogar, ſagte jener Kirchenvater, aber eben deßhalb iſt's wahr.“

Unglaublich, schreibe ich; aber nur dem mythischen Inhalt nach unglaublich; was die Aechtheit des Stücks betrifft, ist nichts glaubwürdiger als die Art wie es zu uns gelanget. Lesen Sie nochmals die Vorrede Jones, und bemerken wie unschuldig er nur zur Nachfrage nach indischen Schauspielen, die er selbst nicht zu finden glaubte, gekommen sey. Sehen Sie die Rechenschaft an die er von seiner Uebersetzung gibt, „wie er dieß Stück zuerst Wort für Wort ins Lateinische gebracht, wie er es darauf wieder wörtlich ins Englische übersetzt, und zuletzt, ohne irgendeinen wesentlichen Ausdruck ab- oder hinzuzuthun, seiner Uebersetzung nur die fremdartige Steifigkeit benommen und die Arbeit für das Publicum als ein authentisches Bild der alten hinduischen Sitten vollendet habe." Nun ist ja von Herrn Jones sowohl seine Geschicklichkeit, als Treue und Sorgfalt, aus andern Uebersetzungen genugsam bekannt; sein Commentar über die morgenländische Dichtkunst enthält derselben mehrere aus arabischen und persischen Dichtern, bei denen es noch niemanden eingefallen ist an seiner Redlichkeit zu zweifeln. Seine Uebersetzung vom Leben Nadir-Schachs liegt vor uns, und in den Schriften der bengälischen Gesellschaft hat er als Präsident derselben für die Treue und Aechtheit der mitgetheilten Alterthümer auf eine Art gesorgt wie mir sonst kein Beispiel bekannt ist. Sie dürfen, um sich hievon zu überzeugen, nur seine kurzen Anmerkungen zu einer von Wilkins übersetzten Steinschrift, seine Vorlesungen an die Gesellschaft, ja auch nur die fernere Vorrede zur Sakontala lesen. Unbefangen gibt er Anzeige was er von dem Drama der Indier weiß, nennt die besten Stücke die ihm genannt sind, und spricht von den Schauspielen der Indier nicht anders als er von ihren heiligen, juristischen, medicinischen, moralischen, philosophischen Büchern spricht, in seinem Amt, als Vorsteher einer Gesellschaft die er in Bekanntmachung dieser Schätze zum Wetteifer mit andern Nationen anmuntert. Jederzeit hat Herr Jones seine eigenen Nachbildungen

von dem was er wörtlich überſetzte treu unterſchieden, wovon Sie in ſeinem Buch über die morgenländiſche Dichtkunſt ſowohl als in ſeinen eigenen Gedichten den klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. ſeine Hymnen auf einige indiſche Gottheiten, oder andre Gedichte ſolcher Art für Urkunden der Völker ausgegeben, aus denen er ſeine politiſchen Begriffe zog, welches denn auch ſeine Poeſie ſelbſt, die im höchſten Grade engliſch iſt, zeiget. Wo finden Sie nun in der Sakontala den engliſchen Schnitt, den ſonſt dieſe Nation nie verläugnet? Sie führen die Scene der Fiſcher die den Ring bringen, und den luſtigen Mohawya an, und nennen ſie Shakeſpeariſch; aber was iſt Shakeſpeariſch? Iſt es die Natur ſelbſt, ſo ſhakeſpeariſiret dieſe in Indien ſowohl als in England, ſo daß ich gerade im Gegentheil dieſe Scenen im höchſten Grade indiſch nennen möchte. Nichts überhaupt, m. F., verführt mehr als dergleichen Zweifelei, wir mögen ſie bei Griechen, Römern oder Indiern anbringen; ſie verſtopft den Geiſt und gibt dem Geſchmack zuletzt eine falſche, kleinliche Richtung.

Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu treten, müſſen Sie die anderweit bekannt gemachten urkundlichen Schriften der Indier, oder wenigſtens die unzweifelhaften Nachrichten von dieſen Schriften leſen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine Abhandlung bemerke.[1] Wenn Sie dieſen ungeheuern Vorrath indiſcher Literatur zu Bildung der Sprache ſowohl als zum Anbau der verſchiedenſten Zweige des menſchlichen Wiſſens mit Erſtaunen bemerken, wird es Ihnen unerhört ſcheinen daß ein ſo bücherreiches Volk auch Schauſpiele gehabt habe? Werden Sie nicht vielmehr mit mir wünſchen daß ſtatt ihrer unendlichen Religionsbücher der Weda's, Upaweda's, Upanga's u. ſ. man uns mit nützlichern und angenehmern

[1] On the Literature of the Hindous in den Asiat. Researches Vol. I. p. 340. seq. Die däniſchen Miſſionsberichte und viele Reiſende beſtätigen dieſe Anzeige in einzelnen Datis.

Schriften der Indier, vor allen mit ihren beſten Poeſien in jeder Art beſchenke? Dieſe machten uns den Geiſt und Charakter des Volks am meiſten lebendig, wie ich denn gern bekenne aus der einzigen Sakontala mehr wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben als aus allen ihren Upnekats und Bagawadams. Freilich müßten aus ihren ungeheuern epiſchen Gedichten nur Stücke gezogen werden, aus ihrer Sammlung von Poeſien für die niedern Stämme (Saitia oder Kawija-Saſtra) nicht minder; denn warum wollten wir uns nicht gerne zur niedern Claſſe der Sudras geſellen, wenn die Schriften die ſie auch über Theile der Naturwiſſenſchaft und das bürgerliche Leben beſitzen, lehrreicher und unterhaltender ſind als die ewigen Büßungslehren und Göttergeſchichten der Bramanen? Die leichten Poeſien der Indier lobt Herr Jones ſehr, gewiß ein gültiger Richter; ſo auch ihr feines Syſtem der Muſik und vieles andre. Die älteſten und ſchönſten Fabeln ſind bekanntermaßen indiſchen Urſprungs, und der feine Märchengeiſt des Volks zeigt ſich in ſeiner Mythologie genugſam. Daneben iſt die metaphyſiſche und moraliſche Speculation bei ihnen bis zum höchſten Grade getrieben, ſo daß, wenn jedes dieſer Felder mit gehöriger Oekonomie und einer fortgehenden Rückſicht, was für uns Europäer merkwürdig und intereſſant ſey, bearbeitet würde, eine Ernte vielleicht ganz unerwarteter Producte zu hoffen wäre. Sehr ungern las ich's alſo daß Herr Jones, außer dem Geſetzbuch des Menu, künftigen Ueberſetzungen ſo gut als abſagt; ich hoffe aber dennoch daß der Genius ſeiner Natur wider ſeinen Willen in ihn zurückkehren, und, wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, ſie jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die Literatur der Araber, Perſer, Indier ſo wirkſam gemacht hat. Wie? einen Mann von ſeinen Talenten, von ſeiner vielumfaſſenden Sprachkunde, ſeiner Luſt und Liebe zur Erweiterung der Wiſſenſchaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin geſtellet wo er ſtehet,

und er könnte auch bei andern Rückſichten ſeiner edeln Natur entſagen? Das Blatt iſt zu Ende. Haben Sie noch mehrere Zweifel, ſo entdecken Sie mir ſolche unverhohlen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glauben, ich lachen würde, das hatte ich bei der Sakontala ſelbſt gethan; ich hatte ſie nämlich aus Scherz und im Ernſt mit Ariſtoteles Poetik verglichen, und zu bemerken geſucht ob Kalidas, der hundert Jahr vor Chriſto gelebt haben ſoll, den Ariſtoteles recht beherzigt oder Ariſtoteles auf Kalidas gehörige Rückſicht genommen habe. Im Ernſt, m. Fr., halte ich eine ſolche Prüfung nützlich; denn obgleich das Drama aller jetzigen Völker in Europa ſo gut als völlig ohne den Ariſtoteles entſtanden iſt, mithin wir an ihnen unabhängige Punkte der Vergleichung genug haben, ſo war es mir, weil doch eins dieſer Theater vom andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntſchaft mit einander geweſen, ſehr angenehm ein in ſeiner Art vollkommenes Stück eines ganz fremden Theaters zu erblicken, um dasſelbe dem Regelmaß des Ariſtoteles zu nähern. Je mehrere freie Punkte der Vergleichung wir haben, deſto leichter wird uns die Auflöſung der Frage: „was in Ariſtoteles Dichtkunſt bloß Local-Geſchmack oder allgemeines, ewiges Geſetz ſey?“ ein Problem, das, wie ich glaube, noch nie rein aufgelöſet worden. Denn ob Leſſing gleich ſeinen Ariſtoteles gegen die Anmaßungen mehrerer franzöſiſchen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die Rechtmäßigkeit ſeiner Forderungen gründlich gerettet hat, ſo iſt ſolches doch, meines Wiſſens, gegen andre dramatiſche Dichter, z. B. der Engländer und Spanier, noch nicht geſchehen, und doch bin ich überzeugt daß bei jeder ſcharfen Zuſammenhaltung und Prüfung die Wahrheit, auf welcher Seite ſie auch liege, anſehnlich gewinnen würde. Verſuchen wir's alſo mit unſerm Indier!

„Wie aber? Aristoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, sondern nur seine Gattungen, das Trauer- und Lustspiel?“ Dieß kann uns nicht hindern, lassen Sie uns das Wesentliche beider Gattungen betrachten, und es wird sich der Hauptbegriff schon finden.

Das Trauerspiel ist dem griechischen Weltweisen die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen, eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt.

Also die Nachahmung einer Handlung. Diese nennet Aristoteles die Fabel, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, vergleicht sie mit der Zeichnung in den bildenden Künsten, und gibt ihr in der dramatischen Kunst mit allem Recht die oberste Stelle. Er will daß diese Handlung ernsthaft, sodann vollständig sey, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zugleich auch eine Größe habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunft erkläret. Ueber alles dieß ist bei der Sakontala kein Streit, in ihr ist Handlung, d. i. Verknüpfung der Begebenheiten zu Einem Endzweck vom Anfange bis zu Ende. Die Handlung ist ernsthaft, vollständig, sie hat eine Größe, und da Aristoteles selbst sagt daß diese sich nicht durch Regeln bestimmen lasse, sondern nach der Aufmerksamkeit der Zuschauer eingerichtet werden müsse, so können wir's dem Dichter Kalidas zutrauen daß er diese für seine Zuschauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert sich bei dramatischen Stücken dieß Maß der Größe nach Umständen, Gegenden, Zeiten. Uns dünkt zu lang was unsern Vorfahren nicht also dünkte; ein mittelmäßiges französisches Trauerspiel dauert uns Deutschen länger als das längste Stück von Shakespear; oft wird uns in der Vorstellung lang was uns im Lesen sehr kurz ist, oft umgekehrter Weise. Kurz, ein dramatisches Stück sey ein Ganzes von Anfange bis zu

Ende, belebt in allen ſeinen Theilen und Gliedern zu ſeinem dramatiſchen Endzweck; ſo hat es ſein Maß, ſeine Größe in ſich. Sakontala iſt ein ſolches Ganze, das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern die daran Intereſſe fanden, gewiß überſehbar, ja im höchſten Grade befriedigend ſeyn mußte. Die Fabel rollet ſich aufs eigenſte ab; höchſt einfach, ohne Epiſoden fortgeführt, läſſet ſie ſich Zeit, und doch eilt ſie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß zu Ende.

Nicht andere Bewandtniß ſcheint's mit dem andern Theil der Ariſtoteliſchen Erklärung des Trauerſpiels zu haben, in Scenen welche dahin gehören; denn wenn dieß Drama durch Mitleiden und Furcht wirken ſoll — kann es eine zartere und zugleich lebhaftere Theilnehmung geben als die wir gegen Sakontala in allen ihren Begegniſſen fühlen? Aber auch gegen Duſchmanta? Hier, m. Fr., verwirret ſich der Faden der Theorie, den wir nicht zerreißen, ſondern gemach entwickeln wollen, denn eben dadurch wird vielleicht der Unterſchied des Orients und Griechenlands ſichtbar.

Duſchmanta hat den Wald und in ihm ſeine geliebte Sakontala verlaſſen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er als ſeine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen verſprochen. Er hylet ſie nicht; ein böſer Fluch iſt auf ſie gefallen, daß ihr Gemahl ſie vergeſſen, daß er ſie nicht anerkennen werde, bis er den ihr zurückgelaſſenen Ring erblickt; und unglücklicher Weiſe mußte ſie auch dieſen verlieren. Sakontala weiß von dieſem Verhängniſſe nichts; Duſchmanta eben ſo wenig; beide leiden alſo unverſchuldet. Glauben wir dieſes nun ganz und rein wie es der Dichter will und es wahrſcheinlich die Indier glaubten, ſo hat Duſchmanta eben ſo viel Anrecht an unſer Mitleid als Sakontala ſelbſt; und der Dichter hat gewiß nichts verſäumt ihm dieſes zu erwerben. Aeußerſt hat er den König geſchont und geehret; das Verſprechen Sakontala abzuholen iſt nicht vor unſern Augen geſchehen, und ehe ſie ankommt, erblicken

wir ihn unter den edelſten Beſchäftigungen ſeines königlichen Amtes. Sie ſteht vor ihm, er kennet ſie nicht; durch Macht des Schickſals iſt Wald und alles aus ſeinem Gedächtniſſe verſchwunden; alle ſeine Mühe eine Spur davon in ſeiner Seele aufzufinden iſt vergeblich. Selbſt da die Götter ſie weggerückt haben, ſchreibt er's der Zauberei zu. Aber der Ring wird gefunden; auf einmal fällt der Nebel von ſeiner Seele, und er iſt im entſetzlichſten Zuſtande. Kein Vergnügen, ſelbſt keine ſeiner edeln Königsverrichtungen, die Götter allein können ihn daraus reißen. Der Dichter rechnete darauf daß wir dieß alles, wie er es uns vorſtellte, glauben ſollten; Ariſtoteles aber rechnete darauf nicht. Er will daß auf der Bühne alles natürlich geſchehen, und ſich in einem fortgehenden Faden aus der menſchlichen Seele ſelbſt entwickeln ſollte. Die Maſchinen des Wunderbaren erlaubt er nur außerhalb der Handlung; ein Theil von dieſer müßten ſie nie werden, denn in ihr müſſe jede Begebenheit aus der andern natürlich folgen. So dachte Ariſtoteles; der indiſche Dichter konnte nicht ſo denken, oder ſein Held ward abſcheulich; ſelbſt Sakontala konnte ſodann, auch nach allen ausgeſtandenen Qualen der Reue, ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer erſten Liebe lieben. Weislich läßt Kalidas alſo die magiſche Decke der Vergeſſenheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks alles darauf an, um uns in dieſe Reihe von Begebenheiten einer höheren Ordnung einzuführen. Nicht nur ſind Geiſter allenthalben mit im Spiele, ſondern ehe der König in den Wald tritt, iſt Kanna ſchon abweſend, um ein über ſeiner Pflegetochter Sakontala hangendes böſes Schickſal von ihr zu entfernen. Sein Wunſch wird ihm durch die feierliche Verkündigung gewährt daß aus ihrem Schooß ein Götterkind, ein Beherrſcher Indiens, entſpringen werde; und nun iſt er über jedes zwiſchenliegende Hinderniß wie ein höherer Geiſt hinwegſehend ruhig. Dem Ausſpruch der Götter gemäß gibt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehle, und läßt das Verhängniß

walten. Der Grieche forderte eine in jedem Theil natürliche Entwickelung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang derselben an, weßhalb, wenn man sein Werk nicht Drama in griechischem Verstande nennen will, man es ein dramatisirtes Epos nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorstellung gekleidet.

Auf welcher Seite die schärfere Vernunft sey, darüber ist wohl kein Zweifel; eben der schärfere Gebrauch der Vernunft ist's der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat. Der griechische Weise legt es auch bei der Poesie aufs Lernen an, und findet das Grundgesetz seiner vorstellenden Künste, die Nachahmung, nur deßhalb so angenehm, „weil nicht nur die Weltweisen, sondern auch andre Menschen gerne lernen, gern ihre Erkenntniß vermehren." Je zusammenhängender und natürlicher sich nun Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften entwickeln, desto reicheren und reineren Stoff der Erkenntniß gewähret das Drama, daher er auch seinem Trauerspiele den philosophischen Endzweck geben konnte, „durch Furcht und Mitleid eine Reinigung der Leidenschaften zu bewirken." Ein so hohes Ziel hatte das indische Drama nicht. „Wozu eine lange Rede?" sagt der Theater-Director, als Prologus der Sakontala; „wenn Sie mit Ihrem Putze fertig sind, Mädame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen. — Insofern ein erleuchtetes Publicum von unsern theatralischen Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, insofern und nicht weiter setze ich auf diese Talente einen Werth." Die Schauspielerin gibt ihm Recht: sie setzt die Seele der Zuschauer durch Gesang in die Stimmung die fürs Theater gehöret, und der entscheidende Ring fängt vor dem Beschützer aller frohen Künste und seiner erlesenen Versammlung an zu spielen. So unaristotelisch dieß vom Theaterdirector gedacht

ſcheinet, ſo hat es dennoch ſeine wahre Seite. Vergnügen iſt immer der nächſte Zweck aller frohen Künſte, und das unentbehrliche Mittel zu jedem höheren Endzweck. Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus unſre Seelenkräfte, ſo mag man in ihm weder lernen, noch ſeine Leidenſchaften reinigen. Nun hat aber inſonderheit das Wunderbare bei jedem Volke ſein eigenes Maß als Ingrediens zum Gefallen, zur Täuſchung. Auch die Griechen konnten deſſen nicht entbehren, und Ariſtoteles ſelbſt hat deßhalb ausdrücklich ein Gebot geſtellet: „In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen; denn das Wunderbare iſt ſüß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epopöe gehöret;“ da denn alles zuletzt theils auf die Materie, theils auf die Macht des Dichters, theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt, für welche das Drama ſpielet. Was Einem Volke, Einer Zeit unglaublich iſt, iſt's der andern nicht, bei welcher ſodann das Wunderbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuſchauenden erhöhet, ihre Aufmerkſamkeit ſtärkt und ihr Vergnügen, wie ein berauſchender Göttertrank, bis zum höchſten Grade vollendet. So ſcheint es mir mit dieſem und vielleicht mit mehreren indiſchen Stücken geweſen zu ſeyn, weil die Hindu's in dieſem Element lebten. Ihr König, der Stammvater aller Könige ihres Reiches (des erſten Reiches der Erde in ihrer Meinung), reichet dicht an die Region der Götter, auch die Stammmutter derſelben mußte alſo daher entſprungen ſeyn, und nur der entſcheidende Ring des Schickſals konnte ſie beide vermählt haben. In dieſer Region ward das Wunderbarſte natürlich.

Wollen Sie mich, m. Fr., hievon überzeugen, ſo leſen Sie nur wenige Seiten im Bagavadam. Auf allen Blättern desſelben ſind Geiſter und Menſchen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine Schöpfung; inſonderheit gelten die Gebete und Verwünſchungen der Einſiedler und Weiſen als unwiderrufliche Ausſprüche des Schick-

sals.[1] Ja findet sich nicht bei allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unschuld, wo Götter mit Menschen lebten, Engel Patriarchen besuchten? Da ist der Begriff der Ueberirdischen noch nicht so hoch erhöhet, daß nicht eine Nymphe sich zur Umarmung eines Helden herablassen, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron sitzen, auf seinem Wagen fahren, die höchsten Götter des Sternenraums sehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuße des höchsten irdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie! Außer ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen, und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaares der Welt im Paradiese der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten, der höchste epische Geist der letzten Scenen dieses Drama wäre von der Erde verbannt gewesen, und sie gehören gewiß zum Ersten ihrer Art was je der menschliche Geist hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare schlechthin die Belehrung aufhebe; es macht dieselbe nur angenehmer, indem hinter seinem geheimnißreichen Schleier der Verstand gleichsam verstohlen und desto freiwilliger sich selbst belehret. Fragen Sie sich ob nicht, als Sakontala höchst unschuldig nach der Weise Gandarwa des Königs Vermählte ward, Sie sich selbst fürchtend gesagt haben: „Blume der Unschuld, das solltest du nicht thun! Du solltest deinen Vater Kanna erwarten." Oder wenn Sie, zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten ob Ihnen nicht wenigstens

[1] Die Geschichte des Königs Parikschitu, die einen großen Theil des Bagavadam ausmacht, ist, wie Sakontala, ganz darauf gebaut. S. Sammlung asiatischer Originalschriften, Th. I. Zürich 1790.

in der entſetzlichen Scene, da der König ſie ganz und gar verkennet, mithin ſie und das Kind unter ihrem Herzen aufs höchſte kränket, da ſie, eine Königin, die rechtmäßige Gemahlin Duſchmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Beweiſe, von Göttern und Menſchen verlaſſen, in der niedrigſten Geſtalt daſteht, ob Ihnen nicht, damals wenigſtens, die Lehre fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Könige, wäre es auch ein edler Duſchmanta; unter dem Zauberſtabe der Zeit und der Entfernung, unter Chören lobpreiſender Sänger, und im Taumelkreiſe des Hofes verlieren ſie ihr Gedächtniß."

Gewiß müſſen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wunderbare der vorausgeſetzten Verblendung die ſtärkſte Wirkung des tragiſchen Schreckens und Mitleidens hervortreibt, indem der verblendete König aus Unwiſſenheit, ja in der Meinung daß er auf ſeinem heiligen Sitze ſehr rein und edel handle, da er ſich auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht das er nachher ſo ſchwer büßen muß, ja ohne Zwiſchenkunft der Götter nie und nimmer abbüßen würde. Leſen Sie was Ariſtoteles von ſolchen Scenen (Cap. 14) ſagt, und Sie werden die Wirkung des Wunderbaren hier ſehr dramatiſch finden. Es iſt ein Knote, der Auflöſung eines Gottes werth, weil Götter ihn ſelbſt geknüpft haben; Sakontala wird entrückt (wir wiſſen nicht wohin?), aber wir ſahen für ſie keinen andern Ausweg. Auch iſt's der Götter werth daß Duſchmanta, nachdem er unter dem Rauſche ihrer Verblendung ſo lange gelitten hatte, durch ſie aus der tiefſten Tiefe emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Matali unſichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer iſt dieſer Freund des Königs, dieſer weiſe Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr als einſt die Hofbeamten dieſer Art in Europa waren. Dem Könige ſagt er zuweilen die Wahrheit,

gerade hier aber ſagte er ſie ihm nicht, als dieſer, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, die größeſte Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im Walde geweſen, und er ſtand nicht unter dem Zauber der Verblendung. Hinter dem was der König gelitten hat, dünkte mich's alſo die billigſte Strafe daß ſein Freund auch etwas leide, und für ſein Schweigen jetzt aus den Lüften ſeine Stimme erhebe. Da überdem die Thätigkeit des Königs, der ſeinem Freunde beiſpringt, zuerſt durch dieſen Aufruf geweckt wird, bis ſie ihre höhere Beſtimmung findet, ſo ſteht auch als Uebergang dieſer luſtige Auftritt ſehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt ſeine Handlung und die darin verflochtenen Charaktere wo es ſie findet, und in allen Nüancen: Wald und Hof, Komiſches und Tragiſches iſt in ihm; es erſtreckt ſich über Himmel und Erde.

Unvermerkt ſind wir alſo zur Hauptfrage gelanget: „wie ſich Sakontala überhaupt als Drama zu Ariſtoteles Begriffen von der theatraliſchen Poeſie verhalte, und zu welcher Gattung derſelben es gehöre? Iſt es ein Trauer-, ein Luſt- oder ein ſogenanntes Miſchſpiel?“ Ich antworte kurz: ein epiſches Drama.

Alle ſind wir darüber einig, m. Fr., daß das eigentliche Local- und Zeitmäßige der griechiſchen Schaubühne kein Geſetz für alle Orte und Zeiten der Welt ſeyn möge. Denn da wir wiſſen daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entſtanden ſey, und ſich daraus gleichſam zergliedert habe, daß eben dieſes Chores wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Einfache der Handlung in ihm gegeben und vorausgeſetzt war (widrigenfalls ſich beide auf ewig hätten ſcheiden müſſen), ſo darf niemand Zweifel erregen ob, wo kein griechiſcher Chor, kein griechiſcher Markt oder Palaſt ſtattfindet, irgendeine der Beſchränkungen ſtattfinden müſſe, an welche unter andern Umſtänden auch bei den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zuſammenhang der

Theile alſo, Einheit, Fortgang und Intereſſe der Handlung iſt die Seele des Drama; keine kleinliche Rückſicht auf Ort und Zeit, von der auch Ariſtoteles ſehr entfernt war. Selbſt der einfachen Fabel redet dieſer nichts weniger als das Wort; die zuſammengeſetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie ſie es ihm denn auch ihrem Weſen und ihrer Wirkung nach ſeyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterſtück gewöhnlich zu kurz: ſie ſpielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechiſche Komödie zu einfach; ihre Theaterdichter, die von den Griechen borgten, mußten alſo aus mehreren Stücken ein Ganzes zuſammenheften. Alle europäiſchen Nationen endlich brachten, ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechiſchen Zuſchnitt auf die Bühne, und geriethen ſogar, wenn ſie an Ariſtoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten, größtentheils auf ſeltſame Mißverſtändniſſe, Schein-Abfindungen und Complimente. Woher dieß alles? Weil der äußere Zuſchnitt des griechiſchen Theaters uns fremd iſt und bleiben wird, indem wir an ſeinem gottesdienſtlichen oder republicaniſchen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne ſind uns Begebenheiten der Welt; unſer Geſichtskreis iſt erweitert, unſere Theilnehmung zwar gewiß nicht urtheilvoller, feiner, tiefer als ſie es bei den beſten Griechen geweſen ſeyn mochte, aber bedingungsloſer und gleichſam unumſchränkter. Daher die Form der alten ſpaniſchen und engliſchen Stücke; daher auch die Form dieſes indiſchen Drama.

Hat Ariſtoteles dieſe Form nicht gekannt? iſt ſie etwa, wofür man ſie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte ſie wohl; ſteuert aber, wie er kann, dagegen, und ſucht das Drama ſeiner Nation in den Kunſtſchranken zweier unvermiſchter Gattungen, des Trauer- und Luſtſpiels, zu erhalten. „Nach den Regeln der Kunſt," ſagt er, „ſind Trauerſpiele, worin das Glück in Unglück verwandelt wird, die ſchönſten. Die Fabeln von einer

doppelten Zuſammenſetzung, die ſich durch einen entgegengeſetzten Glückswechſel der Tugend- und Laſterhaften enden, ſind minder ſchön, und es iſt nur der Schwachheit der Zuſchauer zuzuſchreiben, wenn man ihnen den erſten Platz zueignet;" denn nicht fürs Trauer-, ſondern fürs Luſtſpiel, meint er, ſchicke es ſich daß die ärgſten Feinde zuletzt als Freunde auseinandergehen. Deßgleichen iſt er ſehr dagegen daß man das Drama zu einer Epopöe verlängere, oder eine Epopöe mit ihren Epiſoden auf die Bühne bringe, u. ſ.

Die Urſache warum Ariſtoteles ſo ſtrenge abſchloß, erhellet von ſelbſt; denn mit dieſer Verlängerung und Vermiſchung des Drama ging nothwendig die Schärfe ſeines ganzen Kunſtbegriffs verloren. Die verlängerte Senne erſchlaffte, das zum Epos erweiterte Drama konnte nicht mehr ſo unverwandt auf jene Leidenſchaften der Furcht und des Mitleids, oder beim Luſtſpiel aufs Lächerliche ausgehen; es miſchten ſich viele und vielerlei Empfindungen durcheinander, und zuletzt artete alles in jene ſchlaffe philanthropiſche Mitempfindung oder in jene kalte Paſſivität der Unterhaltung aus, die eigentlich eine Peſt der dramatiſchen Kunſt iſt. Es wäre viel zu weitläuftig, hier unterſuchen zu wollen wiefern dieſes bei allen Nationen eingetroffen ſey, die ſtatt der Trauer- und Luſtſpiele Märchen, Gemälde des bürgerlichen Lebens oder Abenteuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs- und Denkweiſe auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der Geſchichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre dramatiſche Kunſtgefühl der Griechen blieb manchem Volke ganz fremd. Welchen Platz man einſt den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke bekannt ſind, unter den Theaterliebhabern anweiſen werde, mag die Zeit entſcheiden; genug daß dieß erſte Stück das wir von ihnen kennen, ob es gleich nur ein dramatiſches Epos iſt, in allen weſentlichen

Theilen aufs nächste und feinste an die griechische Kunst gränzet. Um zwei Personen, Sakontala und Duschmanta, windet und schlingt sich alles; die höchste Mannichfaltigkeit ruhet auf der simpelsten Einheit.

Noch hätte ich von den Charakteren und Farben des Stücks einiges zu sagen. Jene sind, nach indischer Art, nicht scharf, aber auch nicht unbedeutend, und jeder in seinem Grade idealisch gezeichnet. Sakontala ist alles was eine indische Blume des Reizes, der Zucht und Tugend seyn kann; sie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duschmanta ist die Summe aller indischen Weltbeherrscher in gepriesenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennlichen Fehlern. Kanna ist das Ideal eines Heiligen und Weisen, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gottheit. Die Göttin Aditi will ihm von den letzten glücklichen Ereignissen Nachricht senden; aber ihr Gemahl spricht: „durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig seyn." Er sinnet nach, und sendet ihm mit seinen Gottes-Gedanken unmittelbare Botschaft; kann etwas erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duschmanta ist wunderschön, indisch und prinzlich geschildert: flos juventutis in principe, princeps juventutis. Die Anerkennung des Vaters ist hier so rührend schön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend schrecklich war; nach der Weise Gandarwa (der seligen Geister) waren sie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bei Hofe verkannte Sakontala gerettet, und da finden sie sich, Duschmanta nach vielen Büßungen und Verdiensten, endlich wieder; das seligste Ehepaar, der Gott des Lichtes mit der Göttin des Tages, Eltern der zwölf Sternenbilder des unermeßlichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrscher Indiens nicht gefeiert werden, und wie dürftig mag

die Tradition geweſen ſeyn, auf die der Dichter baute, die er ſo hoch idealiſirte! [1]

Die Farben des Drama in der Diction, in Gleichniſſen und Bildern ſind die zarteſten und prächtigſten, wie ſie nur jenes Klima mit ſeinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbſt Griechenland ſcheinet arm dagegen, noch mehr ſind's die nordiſchen Länder. Auch die Reize der Muſik ſind nicht vergeſſen, aber ſie ertönen nur hie und da als zarte Anklänge, nicht überſtrömend. Die Indier haben alſo auch das gekannt was Ariſtoteles den gewürzten Ausdruck (λόγον ἡδυσμένον) des Drama nennt, wozu bei den Griechen Rhythmus, Harmonie, Geſang gehörte; denn wie ſehr dieß Drama im Ausdruck gewürzt ſey, werden Sie in der Vorrede zu ihm bemerkt haben. — Doch mein Brief wird ja faſt länger als Ariſtoteles Poetik ſelbſt iſt. Hielten Sie es auch nicht, m. Fr., in mehreren Rückſichten beinahe nothwendig daß Sakontala nicht das einzige überſetzte indiſche Schauſpiel bleibe? Haben Sie eine Stimme die ſo weit gelangt, ſo wenden Sie das Beſte an das Sie vermögen. —

Noch lege ich meinem langen Briefe ein paar Kleinigkeiten bei, die ſich zur Sakontala zwar nur wie einzelne Blüthen zum vollen Amra-Baum oder zur Madhawi-Pflanze verhalten; indeſſen belebet ſie doch alle der Geiſt Eines Klima.

[1] Der Bagawadam ſagt nichts von dieſer Geſchichte als: „Nelens Sohn war Duſchtanden. Auf der Jagd beſchlief dieſer die Sugundelei; ſie brachte den Sorübeminen zur Welt, den der Vater auf die Verſicherung des Agaſſatani für den Seinigen erkannt. Dieſes Kind hieß Baraden, und von ihm ſtammt eure Familie ab." (Sugen nämlich ſpricht zum Könige Parikſchitu). „Baraden war einer der berühmteſten Eroberer; er unterwarf ſich alle Könige der Welt." Dieß iſt das Kind das in der Sakontala mit dem jungen Löwen ſpielet.

Kama's Erſcheinung.[1]

Ueber den Wolken ſchwebte, von Flügeln der Weſte getragen,
Deſſen Wagen, dem rings alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit Einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beſchatten ſtieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall ſang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, ſchmachtenden Blicks, ſcherzten und buhlten um ihn.
Sey mir gegrüßet, o Gott! Du haſt die Holde bezwungen,
Die mit dem ſchüchternen Blick einer Gazelle bezwang,
Ihre Schwanengeſtalt wie die glänzende Sambagomblume
Seiden; die Lippe zart, wie der Tamarei-Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall ſchweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, haſt du im Scherze beſiegt.
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe ſich aufthut,
Thun ſich, blickſt du ſie an, zärtere Seelen dir auf.

Tamajandri.

O wer ſchildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meiſterwerk! In Millionen Jahren
Hatte ſchaffend ſich der Gott geübet,
Und aus aller Herzensfeßlerinnen
Feinſten Reizen ſchuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, ſeine Gattin,
Legten, als ſie die Geſtalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Buſen.

[1] Kama, der Gott der Liebe.

Da erhoben ſich der Wolluſt Hügel,
Rund, wie Wilwamfrüchte, leiſe wallend,
Wie der Ton der ſeufzendſüßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verſchoß er in den Himmel,
Auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
Barg der Gott in deine holden Augen.

VII.

Das Buch der gerechten Mitte, und Exempel der Tage.

Sineſiſch.

Aus der Adraſtea.

Das Buch der gerechten Mitte, Tshong Yong genannt. [1]

Was vom Himmel hinab dem Herzen angeformt ist, heißt die vernünftige Natur; was dieser Natur gemäß ist, heißt Regel; die Herstellung dieser Regel heißt Erziehung.

Sie darf keinen Augenblick mangeln; könnte sie mangeln, wäre sie nicht Regel. Ein Weiser also merkt und wacht auch auf das was nicht gesehen wird; er fürchtet und scheut auch das was man nicht höret.

Denn eben das Geheime und Feine ist tief versteckt; der vollkommene Mann spähet ihm nach im Innersten seiner.

Furcht und Zorn, Traurigkeit und Freude, ehe sie aufschießen, gewähren einen Zustand der Ruhe, den man die Mitte nennt; aufgeschossen im rechten Maß, gemäß der Regel, heißen sie Eintracht. Mitte ist das große Fundament der Welt; Eintracht ist die Regel des Weltalls. Aus beiden entspringt der Bestand der Welt, aller Dinge Fortpflanzung.

Confucius spricht: der Vollkommene hält die Mitte; der Missethäter beleidigt sie. Jener hat und hält sie, weil er vollkommen ist, dieser beleidigt sie aus Frevel.

[1] Confucius Neffe hat es zusammengeordnet. Drei Uebersetzungen sind bei dieser Probe, die der Anfang des Buches ist, gebraucht worden, des P Intorcetta in den Relations de divers voyages, Par. 1672 T. IV. mit dem Commentar darüber in dem Confucius Sinar. Philosophus, Par. 1687, wo dieß Buch der zweite Theil der Scientiae Sinicae magnae ist, und die umschreibende Uebersetzung in den Mémoires concernant l'histoire des Chinois T. I. p. 459. Der Name des Buches heißt: Le juste milieu, oder Medium constanter tenendum. Gleichsam eine Sinesische Adrastea.

Confucius spricht: wie erhaben ist diese Mitte! Von längsther trafen und hielten wenige sie.

Warum treffen und halten so wenige diesen Weg? Die Rohen erreichen ihn nicht; die Klüglinge streben über die Mitte hinaus. Beide bleiben der Vollkommenheit fern: jene, weil sie die Regel nicht erreichen; diese, weil sie über sie hinaus sind.

Alle Menschen essen und trinken; wenige schmecken. Wie zu beklagen ist's daß man die Mitte nicht kennet und hält!

Confucius spricht: Xua, der Kaiser, wie klug war er! Er fragte die Seinigen um Rath, prüfte auch die gewöhnlichen Antworten; zu bösen Rathschlägen schwieg er, die guten lobte er, und wählte zwischen beiden äußersten, sein Volk zu regieren, die Mitte, das Beste. Dadurch ward er eben Xua, der Kaiser.

Confucius spricht: Jedermann sagt: „Ich bin klug!" Sobald Leidenschaft ihn antreibt, geräth er in tausend Netze und Stricke; er fällt in die Grube, und weiß nicht hinaus. Jedermann sagt: „Ich bin klug!" und wenn er von ungefähr die Mitte trifft, weiß er sie kaum Einen Monat zu halten. Hoei, mein Schüler, der war ein Mann! Hatte er irgendeine Tugend erreicht, er hielt sie fest, schloß sie in sich und ließ nie von ihr. Er hielt die Mitte.

Confucius spricht: Man kann Königreiche friedlich und glorreich regieren, Ehren und Gewinn ausschlagen, auf nackten Schwertern einhergehen, und doch noch fern von der Mitte seyn, fern von der Stärke sie fest zu halten.

Was ist Stärke? fragte Xu-lu, Confucius Schüler. Confucius sprach: Fragst du nach Stärke der Nord- oder Südländer? oder was für euch Stärke sey? Die Südländer setzen sie in Gelindigkeit und Sanftmuth. Sanft mit andern umgehen, auch die Widerspänstigen nie zu hart strafen, dieß ist ihnen Stärke, an der ihre Weisen halten. Die Nordländer setzen sie in Härte und Strenge. Auf Lanzen und Panzern schlafen, furchtlos sterben ist ihnen Stärke;

an der halten ihre Tapfern. Der Vollkommene bequemt sich andern, und wird doch nie weich; mitten unter Gekrümmten stehet er aufrecht; o was gehört dazu für Stärke! Wenn im Reiche Tugend und Gesetze gelten, nie stolz zu seyn; werden sie verachtet, sie nie zu verläugnen, selbst nicht mit Todesgefahr, o was gehört dazu für Kraft!

Confucius spricht: Verborgenes erforschen, wunderwürdiges unternehmen, daß es die Nachwelt preise, ist mein Werk nicht. Der Rechtschaffene tritt den Weg an und verfolgt ihn; auf ihm stehen bleiben und ablassen, mag er nicht. Der Rechtschaffene hält sich am Regelmaß der Mitte. Die Welt fliehen, weder gesehen noch erkannt werden und es nicht merken, dieß vermag der Heilige nur.

Die Regel der Vollkommenen ist weit und zart. Männer und Weiber können sie wissen, und doch noch ihre feinste Schärfe nicht kennen. Der Heilige selbst wird finden was er nicht weiß, was er nicht thut.

Weisheit, wie glänzest du in Himmel und Erde! Noch will der Mensch dich verkennen, und murrt über deine Gaben. So erkenne er dich dann mindestens in den erwählten Seelen die du bewohnest. Die Welt ist zu klein für ihre Tugend, die Bosheit der Welt zu schwach gegen dieselbe.

Der Adler schwingt sich in die Wolken; der Delphin stürzt sich in die Tiefe des Meeres, so der Heilige. Er erhebe oder lasse sich nieder, so glänzt an ihm seine Tugend; er schreitet zum Ziele. Wie viel Schritte gehören dazu in den gemeinsten Pflichten! Von Kraft zu Kraft, von Tugend zu Tugend steigend, kommt man zum Gipfel.

Erforsche den Menschen im Menschen; jede Kenntniß die nicht aus ihm kommt, gehört nicht für ihn. Vom Walde selbst, spricht der Dichter, nahm der Forstmann den Stiel zur Art die den Wald fällen sollte; vom Menschen lernt der Weise wie er Menschen leite und bessere.

Fragt euer eigen Herz; beurtheilt nach euch andre. Die erste Regel der Weisheit ist: andern nie zu thun was wir nicht wollten daß sie uns thäten.

Wie weit bin ich noch davon entfernt, sprach Kieu. Ich fordre mehr von meinen Kindern als ich meinen Eltern thue, mehr von meinen Untergebenen als ich meinen Obern leiste; ich erweise meinen ältern Brüdern nicht was ich von meinen jüngern Brüdern erwarte; meine Freunde sind in meinem Herzen nicht das was ich in dem ihrigen zu seyn wünsche. Glücklich ist der der gerechter und treuer ist als ich; tausendmal glücklich, der es an jedem Tage in Thaten, jeden Augenblick im Wort ist! Dessen Worte der That, dessen Thaten den Worten entsprechen, der, wenn ihm diese zu Gebot stehen, sie nie aus vollem Munde schüttet, und wenn ihm an jenen etwas fehlet, sich Gewalt anzuthun das Herz hat — ein solcher Mann, stehet er nicht fest und sicher?

Der Vollkommene lebt seinem Stande gemäß und wünscht keinen andern. Reich und geehrt, arm und verachtet, ein Verbannter, ein Bedrückter wird er seinem Stande gemäß sich würdig betragen, überall zufrieden mit seinem Schicksal. Reich und geehrt, behandelt er die Untern nie unfreundlich; arm und niedrig, schmeichelt er den Obern nie. Vervollkommnend sich selbst, sucht er nie die Schuld seiner Unfälle in andern, und ist daher nie unwillig, nie unzufrieden. Aufwärts klagt er nicht über den Himmel; drunten beschuldigt er Menschen nicht. In Ebenen weilt er, erwartend des Himmels Anordnung; indeß der Unverständige Willkür verlangt und gefährliche Wege wählt.

Confucius spricht: Dem Schützen gleicht der vollkommene Mann; wenn er nicht traf, sucht er den Fehl in sich, in seinem Gewehr, in seiner Kunst, in sich.

Die nach Vollkommenem ſtreben beginnen einen langen Weg; aber vom Nächſten fangen ſie an. Zum Höchſten ſtreben ſie hinauf, aber vom Nächſten. Erkennt der Pöbel das Nächſte?

Die Ode ſingt:

Nicht lieblicher tönt die Harmonie der Laute,
Als der Gattin Sinn, die Eintracht liebt.
Wo Brüder mit einander friedlich wohnen,
Da wächst die Freude des Hauſes. Seliges Haus,
Wo deine Gattin ſich an Söhnen und Töchtern
Und Enkeln erfreut, da freun ſich Vater und Mutter
Harmoniſch glücklich im ſpätſten Alter noch.

Exempel der Tage. [1]

1.

Das größeste Uebel des Staats: die Ratte in der Bildsäule.

Hoan-Kong fragte einst seinen Minister, den Koang-Tschong, wofür man sich wohl in einem Staat am meisten fürchten müsse? Koang-Tschong antwortete: „Prinz, nach meiner Einsicht hat man nichts mehr zu fürchten als was man nennet: die Ratte in der Bildsäule."

Hoan-Kong verstand diese Vergleichung nicht; Koang-Tschong erklärte sie ihm also:

„Ihr wisset, Prinz, daß man an vielen Orten dem Geiste des Orts Bildsäulen aufzurichten pflegt; diese hölzernen Statuen sind inwendig hohl und von außen bemalet. Eine Ratte hatte sich in eine hineingearbeitet, und man wußte nicht wie man sie verjagen sollte. Feuer dabei zu gebrauchen getrauete man sich nicht, aus Furcht daß solches das Holz der Statue angreife; die Bildsäule ins Wasser zu setzen getrauete man sich auch nicht, aus Furcht man möchte die Farben an ihr auslöschen. Und so bedeckte und beschützte die Ehrerbietung die man vor der Bildsäule hatte, die — Ratte."

„„Und wer sind diese Ratten im Staat?"" fragte Hoan-Kong. „Leute," sprach der Minister, „die weder Verdienst noch Tugend haben, und gleichwohl die Gunst des Fürsten genießen.

[1] So nennen die Sinesen ihre Staats- und Sitten-Erzählungen, die oft voll lehrenden Witzes und Scharfsinns sind.

Sie verderben alles; man ſiehet es, und ſeufzet darüber; man weiß aber nicht wie man ſie angreifen, wie man ihnen beikommen ſoll. Sie ſind die Ratten in der Bildſäule."

2.
Das Pferd und der König.

Kin-Tſeng, der König von Tſi, hatte ein ſchönes Pferd welches er beſonders liebte. Durch ein Verſehen des Stallknechts ſtarb das Pferd; der König ward darüber ſo zornig daß er eine Lanze ergriff den Knecht damit zu durchbohren.

Glücklicherweiſe war Yan-Tſe gegenwärtig, der ihm alſo zuſprach: „Prinz! bald wäre dieſer Menſch des Todes geweſen, ohne von der Größe ſeines Verbrechens überzeugt zu ſeyn."

„Ueberzeuge ihn alſo", ſprach Kin-Tſong.

Darauf ergriff Yan-Tſe die Lanze, wendete ſich zum Verbrecher und ſprach:

„Kind des Unglücks! ſiehe das ſind deine Verbrechen; höre ſie ſorgſam. Zuerſt biſt du Schuld am Tode des Pferdes, deſſen Verpflegung dir der König aufgetragen hatte. Du mußt alſo ſterben. Fürs andre biſt du Schuld daß der König, mein Herr, wegen des verſtorbenen Pferdes ſich ſo entrüſtet hat daß er ſelbſt Hand an dich legen wollte. Siehe das iſt ein neues Verbrechen, größer als das vorige. Endlich muß es das ganze Land mit allen umliegenden Gegenden erfahren daß der König, mein Herr, um eines Pferdes willen einen Menſchen getödtet hat; dadurch verliert er ſeinen guten Namen. Siehe, du Unglücksſohn! das iſt dein größtes Verbrechen: ſo viel andre Dinge ziehet es nach ſich! Erkenneſt du es?"

„O laß ihn gehen!" rief der König. „Um ſeinetwillen will ich meinen guten Namen nicht verlieren. Ihm ſey vergeben."

3.
Der Verzweifelnde.

Als Kung-Tsee (Confucius) in seiner frohesten Jugend, begleitet von einer Menge junger Lehrlinge, an die Gränzen des Reichs Tsi, wohin er ehrenvoll eingeladen war, gelangte, hörte er die Stimme eines Verzweifelnden, der, unter einem Baume sitzend, sich selbst entleiben wollte. Er stieg hinab vom Wagen und redete ihn freundlich an. „Sohn des Unglücks," sprach er, „entdecke mir was dich quälet; vielleicht kann ich dir helfen. Ohne Zweifel erlittest du viel Gram." —

„Viel Gram," antwortete der Verzweifelnde, und sah ihn zuerst stumm an. „Deinem Mitleid will ich ihn erzählen, und dann — sterben."

„Von meiner Jugend an studirte ich; dann wollte ich reisen. Ich reisete, verließ mein väterliches Haus, irrete alle Königreiche zwischen den vier Meeren durch, kam zurück, da starb mein Vater, da starb meine Mutter, für die ich nichts gethan hatte. — Erster Gram."

„Auf meinen Reisen hatte ich gesucht Weisheit zu erlangen, Menschen erkennen zu lernen. Ich glaubte, ich wäre so weit mich und andre zu führen. Als die Zeit der Trauer vorbei war, reisete ich, bot dem Könige von Tsi meine Dienste an, und er verschmähete sie; er wollte mich sogar nicht anhören. — Zweiter Gram."

„Ich hatte Freunde in meinem Vaterlande und in der Fremde; ich glaubte daß ich mich auf sie verlassen könnte. Verschmäht vom Könige, wandte ich mich zu ihnen, und fand bei ihnen statt mitleidender Freundschaft Gleichgültigkeit und Verachtung. — Dritter Gram."

„Endlich der grausamste von allen. Ich hatte einen Sohn, die erste Frucht meiner jugendlichen Ehe; und dieser Sohn, statt seine

kindlichen Pflichten gegen mich zu erfüllen, irrt in der Welt umher, spricht daß er weder Vater noch Mutter habe." —

„Das alles stellte sich meiner Seele in letzter Nacht so schwarz dar. Wie? sprach ich zu mir, du wolltest ein Weiser seyn und andre zur Weisheit führen; du glaubtest dich über die Pflichten gemeiner Menschen erhoben, und warst weder ein guter Sohn, noch ein guter Unterthan; denn du hast nichts gethan, weder für deine Eltern, noch für deinen Fürsten, noch für dein Vaterland, noch für die Gesellschaft. Kein guter Vater warst du sogar, da du die Erziehung deines Sohnes vernachlässigtest, und ihn zum schlechten Menschen machtest. — Dieß alles sagte ich mir, haßte mein Leben, und begab mich an diesen einsamen Ort. Laß mich sterben."

„Freund," sprach Kung-Tsee, „nicht also. Das größeste Uebel des Lebens ist am Leben zu verzweifeln; der Schaden ersetzt sich nie. Vom ersten Fußtritt an in dein Leben hast du dich verirret; du wolltest ein Weiser werden, ehe du ein Mensch warst. Die nächsten Pflichten um dich mußtest du erfüllen, ehe du in die entfernteren tratest; daher alle dein Unglück."

„Indeß, mein Freund, halte nicht alles verloren. Ein heiliger Spruch ist allen Lebenden in die Brust geschrieben, und hat sich durch alle Jahrhunderte bewähret; an ihn glaube! „So lange man lebt, muß man an nichts verzweifeln!" Auf, Freund! Traurigkeit verwandelt sich in Freude. Kehre zurück ins Leben, und kenne von jetzt an seinen Werth. Nutze jeden Augenblick desselben, und du wirst, belehrt durch deine eigenen Fehler, weise und glücklich werden."

Gerührt wandte sich Kung-Tsee zu seinem Heere junger Schüler die alle Weise werden wollten, und sprach: „Lernt an fremdem Unglück."

Er stieg in seinen Wagen, und bald sahe man die Zahl seiner Schüler um dreizehn vermindert. Sie entfernten sich still, und gingen

hin Menſchen zu werden, ehe ſie Weiſe und ehe ſie Gelehrte wurden. Auch der Verzweifelnde ermannte ſich, und koſtete, neu-verjüngt, den erquickenden Trank des Lebens.

4.
Der Drache und der Strom.

Als Kung-Tſee ſich im Reiche der Tſcheus aufhielt, beſuchte er den berühmten Stifter der Secte Tao, den Philoſophen Lao-Kium. Auf einem Ruhebett empfing ihn dieſer, und bewegte ſich kaum als Kung-Tſee mit einigen ſeiner Schüler vor ihn trat. „Ich habe von Euch ſprechen hören," redete er Kung-Tſee an: „man ſagt daß Ihr die Maximen der alten Könige, Weiſen und Geſetzgeber den Menſchen unſerer Zeit einprägen wollt, und Euch deßhalb viel Mühe gebet. Nutzloſe Mühe! Menſchen ins Leben zurückzurufen, die nicht mehr ſind. Der Weiſe bekümmert ſich um ſich ſelbſt, und um die Zeit worin er lebet. Iſt dieſe ihm günſtig, ſo nutzet er ſie; wo nicht, ſo ziehet er ſich in die Stille, und läßt die Welt gehen wie ſie geht. Wer einen Schatz hat, theilt ihn nicht jedermann mit; er bewahrt und nutzt ihn für ſich ſelbſt. Mache es auch alſo, junger Mann; ſo handelſt du weiſe. Jetzt, ſcheinet es, biſt du anmaßend. Was ſollen uns die Muſter der Alten?"

So fuhr Lao-Kium fort; Kung-Tſee hörte aufmerkſam zu, und als er ſich wegbegeben, ſprach er zu ſeinen Begleitern, die ihn um ſein Urtheil vom Weltweiſen Lao-Kium fragten: „Geſehen habe ich den Lao-Kium, kenne ihn aber ebenſowenig als — den Drachen.[1] Der Fiſch, weiß ich, ſchwimmt; das Thier der Erde geht oder kriecht; die Vögel fliegen; was der Drache thut, weiß ich

[1] Der Drache iſt das Sinnbild der höchſten Weisheit und Macht im Kaiſerthum Sina.

nicht. Auch wie man Thiere, Fiſche, Vögel fängt, weiß ich etwa; aber wie man den Drachen fängt, habe ich nie noch erforſchet.“ —

So ſprach er, und kam an einen Strom, vor dem er wie andächtig ſtille ſtand. „Seht, ſprach er, die rinnenden Wellen! Sie rinnen Tag und Nacht, bis ſie ſich alle im großen Weltmeer vereinen. So wir. Von Yao und Schuns Zeiten kam die Lehre der Weisheit zu uns herab; laſſet uns andern ſie geben, damit dieſe auf ihre Nachkommen ſie fortpflanzen bis ans Ende der Zeiten. Wir haben empfangen, wir wollen geben, und uns nicht zu den Weiſen zählen die für ſich allein da ſind. Das wenige das wir mittheilen können an Wiſſenſchaft und Tugend, wird uns nicht arm, ſondern in andern reich machen. Menſchen und Zeiten ſind für einander; der fabelhafte Drache lebe für ſich allein. Denkt daran, Freunde! Wir ſind die Wellen im Strome der Zeiten.“

5.
Der Vogelſteller.

Auf einem Spaziergange kam Kung-Tſee mit ſeinen Schülern an einen Vogelherd; ſie ſahen dem Vogelſteller zu wie er die im Netze gefangenen Vögel in Käfige vertheilte. Es waren junge Vögel; ängſtlich ſuchten ſie ihre Freiheit, aber vergeblich.

„Ich ſehe lauter junge Gefangene, ſprach Kung-Tſee zum Vogelſteller; wo ſind die Alten?“

„Die Alten? ſprach dieſer, die ſind zu klug und mißtrauiſch als daß ſie ſich fangen ließen. Nach allen Seiten blicken ſie umher und nahen keinem Netz, keinem Käfige. Die jungen die ſich zu ihnen halten machen es wie ſie, und entgehen jeder Gefahr. Nur die vorwitzigen, die ſich von ihnen trennen, fängt man, und einige alte etwa die den jungen nachfliegen.“

Kung-Tsee sah seine Schüler an. „Habt ihr gehört was dieser Mann sagt? Wie bei den Vögeln, so bei den Menschen. Anmaßende Kühnheit, ungemessenes Zutrauen auf sich, Stolz auf die kleine Wissenschaft, auf das wenige Verdienst was sie erlangt hat, treibt unvorsichtig die Jugend ins Verderben. Sie versteht alles, sie ist über nichts verlegen. Keinen Aelteren darf sie zu Rath ziehen, da sie alles besser weiß als die Alten. So fliegt sie ihren eignen Weg ins erste beste Netz das sie auffängt."

„Einige Alte bewundern die aufsprühenden Funken der Jugend, vertrauen sich ihr, folgen ihr sogar, reden und handeln wie sie, und finden am Ende sich mit ihr in Einem Netze gefangen; das thörichte Alter neben der thörichten Jugend. Denkt, meine Freunde, an das was der Vogelsteller sagte."

6.
Die Klagende.

Mit zwei oder drei seiner Schüler reisete Kung-Tsee durch das Gebirge Tay-Tschan. Sie hörten eine klagende Stimme in den Gebirgen; sogleich ward Tsee-Kung gesandt sich um die Ursache des Jammers zu erkundigen. Er kam zurück mit der Antwort:

„Es ist die Stimme einer Unglücklichen. Ich bin, sprach sie, ein Weib die der Schmerz verzehrt. Drei geliebte Personen habe ich in dieser Wüste verloren, meinen Schwiegervater, meinen Gemahl und meinen Sohn; alle drei zerfleischte hier ein Tiger."

„Und du wagest dich hieher?" sprach ich zu ihr. „Fürchtest du nicht auch daß dich der Tiger verzehre? Warum an einem so gefährlichen Orte wohnen, in den Gebirgen? Wähle dir einen andern."

„Das geschieht nie," antwortete sie. „Im Flecken wo ich wohne herrscht Freundschaft und Erbarmen; man stehet einander bei, man hilft sich und genießt Friede. In der Ebene, habe ich gehört, sind

die Menſchen feindſelig auf einander und böſe; in den Gebirgen hier lebt man einträchtig und glücklich. Ach! lieber in die Klauen des Tigers fallen als in die Hände und Zähne böſer Menſchen! Ich kam hieher den Tod der Meinigen zu beweinen, meinem Schmerz Luft zu ſchaffen und meinen Thränen. Laß mich fortweinen! Es iſt Schmerz was aus mir klagt; kein Murren, keine Beſchwerde gegen den Himmel." Sie wandte ſich von mir, und dort — ſeufzet ſie noch.

Gerührt ſaß Kung-Tſee in ſeinem Wagen, unbeweglich. „Die Unglückliche," ſprach er endlich, „ſollte allen Unglücklichen ein Muſter ſeyn, zu klagen ohne ſich zu beklagen, durch Thränen ſich Linderung zu verſchaffen, nicht murrend ſich zu empören. Sie hat ſich den Geſetzen des Himmels unterworfen, und ſagt uns über Tiger und Menſchen eine traurige Wahrheit. Aber ſie ſpricht auch von guten Menſchen in dieſen Gebirgen; wohlan, Freunde! wir wollen ſie beſuchen, uns ihrer freuen, und uns über die Menſchen in der Ebene tröſten." So fuhr er weiter.

7.

Die Katze und die Maus.

Als Kung-Tſee einſt von ſeinem Nachmittagsſchlummer erwachte, nahm er, ſeiner Gewohnheit nach, das Inſtrument Kin ſogleich zur Hand, griff aber auf ihm ſo leiſe, ſchwache, und wie es ſeinen Schülern vorkam, traurige Töne, daß dieſe, die im Vorzimmer waren, ihn für krank oder mißmuthig hielten. Beſtürzt trat Tſeng-Tſee zu ihm und entdeckte ihm ſeiner Freunde Beſorgniß.

„Ich danke euch für eure Theilnehmung an meinem Befinden," ſprach Kung-Tſee, „und eben ſo für die Aufmerkſamkeit die ihr auf die Töne der Muſik wendet. Sie ſind nicht leer verhallende Luft-

hauche die einige Augenblicke dem Ohre schmeicheln, sodann aber ohne Spur verschwinden; Griffel sind sie, die der Seele eingraben was durch sie gesagt werden sollte. Aber beruhigt euch. Meine Töne waren nur schwach, nicht traurig. Eben sah ich, als ich erwachte, die Katze und eine Maus in gegenseitiger Aufmerksamkeit auf einander. Den Ausgang dieser Aufmerksamkeit wollte ich erwarten, und beide Parteien darin nicht stören: darum griff ich die Töne so leise."

„Nicht wahr, meine Freunde, ihr würdet nie auf diese Ursache gekommen seyn, wenn ihr mich nicht gefragt hättet? Ihr hättet mir vielleicht gar eine wichtige Materie, eine schwere Aufgabe Schuld gegeben, die mein Inneres beschäftigte? So geht es bei tausend Vermuthungen im Laufe des Lebens. Trauet ihnen nie blind, schreibt keiner Zerstreuung, keiner gedankenvollen Miene zu viel zu, die vielleicht auch nur an die Katze und Maus denket. In allen Vermuthungen aber die euch, vielleicht vergebens, ängstigen, grübelt nicht für euch selbst, sondern, wo es seyn darf, fraget."

8.

Der Eimer.

Auf dem großen Platz worauf uralters der Kaiser der Tscheus mit seinen Großen über die Wohlfahrt des Reichs rathschlagete, war in der Mitte ein Brunn, und neben dem Thron stand ein Eimer. Als Kung-Tsee diesen alten Reichspalast durchging, fragte er den Mandarin, der ihm seine Denkwürdigkeiten erklären sollte, um die Bedeutung des Eimers. „Der Eimer heißt Y," sprach der unwissend-stolze Mandarin, „d. i. Werkzeug der Verzeihung. Verzeihen soll der Sohn des Himmels, der Kaiser; dieß ist seine erste Tugend."

Kung-Tsee, lächelnd über die Auslegung sowohl als über die Staats- und Sittenlehre, trat zum Brunnen mit dem Eimer. Sanft ließ er ihn hinab, und da der von Binsen geflochtene Eimer leicht war, schwamm er auf der Oberfläche des Wassers, kein Tropfe kam in ihn. „Leeret ihn aus!“ sprach Kung-Tsee zu den Nächsten die um ihn standen. „Ausleeren?“ sagten diese; „er ist leer!“ —

„Also,“ fuhr Kung-Tsee fort, „muß man es auf eine andre Art angreifen, wenn man in diesem Gefäß Wasser aus dem Brunnen haben will.“ Mit Macht ließ er ihn von der Höhe hinab in den Brunnen werfen. Der Eimer füllte sich und ging unter. „Wo ist er? sprach Kung-Tsee, und sah in die Tiefe als ob er ihn mit den Augen suchte. „Vergebens suchst du ihn,“ rief man ihm zu; „der Brunn ist tief, er liegt am dunkeln Boden.“

Da zog Kung-Tsee den binsenen Eimer empor, leerte ihn und sprach: „Jetzt will ich die wahre Art zeigen diesen Eimer zu füllen und zu gebrauchen.“ Langsam doch kräftig ließ er ihn am Seil, woran er hing, nieder; im Gleichgewicht schwebte der Eimer halb über, halb unter dem Wasser, und füllete sich zur Hälfte. „Seht,“ sprach er zu den Umstehenden, „das Bild einer guten Regierung und überhaupt des Glücks in allen Dingen. Ein Fürst der die Geschäfte zu weich angreift, bringt keines zu Stande; eine Obrigkeit, ein Hausvater der seine Untergebenen nach Belieben schalten und walten läßt — sie sind der obenhin schwimmende Eimer, in dem kein Tropfe Wassers war.“

„Dagegen — übereilt und übertreibt man alle Geschäfte, handelt man leidenschaftlich, im Zorn oder in andern Affecten, so wirkt man freilich mächtig, gewiß aber auch verderblich. Das war der Eimer den man hoch hinab mit aller Gewalt in den Brunnen stieß; er füllte sich gleich, ging aber auch unter. Man sah nicht mehr wo er war.“

„Ein Regent, eine Obrigkeit, ein Hausvater, jeder Mensch endlich der auf seinem Platz zu stehen weiß, und ihn würdig ausfüllt; nie zu gelinde, nie zu strenge, nachgebend und kräftig, fordernd das was ihm gebührt auf die leichteste Weise — er ist der halbgefüllte Eimer, im Gleichgewicht schwebend. Er schwamm nicht unnütz über den Wellen, noch sank er überfüllt zur Tiefe hinunter. Dieß ist der Sinn des binsenen Eimers am Thron. Uralters that man bei jeder Thronbesteigung vor dem neuen Monarchen was ich jetzt gethan habe, und zeigte ihm damit das einzige Mittel sein Reich glücklich und wohl zu regieren — die Mitte, das Maß. Ich habe nur einen alten Gebrauch ausgelegt; nutze ihn jeder nach seiner Weise."

Bescheiden trat er zurück; der Mandarin schämte sich; die Umstehenden gaben ihm Beifall. Er selbst nutzte diese Erfahrung, bauete seine Sitten- und Staatslehre darauf; er schrieb sein Buch Tschong-Yong, die rechte Mitte. Gleichschwebend senkte er den binsenen Eimer in den Brunnen der Weisheit.

9.

Die veränderte Zeit.

Als Kung-Tsee (Confucius) seine Staatsbedienung im Königreich Lu niedergelegt hatte, und, um anderswo nützlich zu werden, durch mehrere Provinzen zog, begegnete ihm im Königreiche Tsu ein Einwohner desselben, Tie-Yu. Um Staatsbedienungen zu entgehen, stellte dieser sich schwach; so ging er neben dem Wagen des Kung-Tsee und sang:

„Adler! Adler! wohin ist dein scharfer Blick?
Da das Reich einst blühete, sah man dich;
Du verschwandst als seine Größe sank,
Und unterschiedst die Zeiten.

Anjetzt, zu welcher Zeit,
Zu welchen Sitten erſcheineſt du?
Das Vergangene ruft niemand zurück;
Doch in die Zukunft kann man ſchaun,
Und ſie durch Vorſicht ändern.
Adler, fleuch!
Wer jetzt am Ruder ſteht,
Darf weder ſeiner Würde Glanz behaupten,
Noch iſt ſein Name ſicher, ſein Glück und ſein Leben ſelbſt."

Confucius ſtieg vom Wagen, wollte ihn ſprechen; er war aber im Gedränge verſchwunden.

*

Er reiſete weiter, aus dem Königreiche Tſu ins Königreich Tſai, und kam an einen Strom. In einiger Ferne ſah er zwei Feldarbeiter; zu denen ſchickte er ſeinen Schüler Tſu-lu, um ſich nach einer Furt durch den Strom zu erkundigen. Scham-Tſu (ſo hieß der eine) fragte: „wer der Mann im Wagen ſey?" und als er Kung-Tſee nennen hörte, ſprach er: „Der fragt mich? Hat er den Fluß nicht ſchon genug hin und her erprobet?" Er trieb ſeine Ochſen an und zeigte ihm die Furt nicht.

Tſu-lu ging zum andern. Kie-Nie (ſo hieß er), als er den Namen Kung-Tſee hörte, hielt er den Pflug ſtill und ſprach zu Tſu-lu: „Freund, wenn ich unſre Zeiten und Sitten betrachte, ſo dünken ſie mir ein herabſtürzender Strom, den niemand hemmen mag; je tiefer hinab, deſto reißender wird er und ſtärker. Euer Lehrer reist hin und her Staatsübeln zu ſteuern, ſtatt der Verwirrung Ordnung herbeizuführen und eine gute Regierung; vergebens mühet er ſich. Die Zeiten werden ärger und ärger. Und ihr, was ziehet ihr mit ihm? Thätet ihr nicht beſſer zu mir zu kommen, der ich mich Ehren und Würden entzog, und hier mein Feld pflüge?" Er trieb ſeine Ochſen an, und zeigte ihm die Furt nicht.

Tſu-lu ging zum Wagen zurück, wiederholte ſeinem Lehrer was dieſe beiden Ackerleute geſagt hatten: „Wie (ſprach Kung-Tſee ſeufzend), iſt's ſo weit daß der Menſch ſtatt mit Menſchen mit Ochſen und Vögeln lebe? Wohnt nicht jede Gattung bei ihres Gleichen? und iſt dieß nicht Naturordnung? Wenn ich mit den verſchiedenen Völkern meines Landes nicht leben darf, mit wem ſoll ich dann leben?"

„Man ſagt und klagt daß Zeiten und Sitten böſe ſind und ſchlechter werden; wären ſie gut, ſo dürfte ich nicht umherreiſen ſie zu beſſern." Er ſuchte ſich eine Furt durch den Fluß und fuhr weiter.

Tſu-lu blieb auf dem Wege zurück. Er begegnete einem Greis der einen Korb auf ſeinem Stabe trug. „Begegnetet Ihr keinem Wagen?" fragte er den Alten. „Ei, ſprach dieſer, Ihr ſeyd ein junger, ſtarker Mann; Ihr ſolltet etwas beſſeres thun als Eurem Meiſter nachziehn. An ihn denket Ihr allein, und wiſſet übrigens kaum Reis und Erbſen, Gerſte und Weizen zu unterſcheiden." Hiemit ſetzte er den Korb nieder, und jätete Unkraut aus auf ſeinem Ackerlande.

Tſu-lu ſetzte ſich zu ihm, und erfuhr daß auch er, einſt ein Staatsdiener, ſich der Zeiten wegen hieher aufs Land gezogen habe. Er führte ihn in ſein Haus, wo alles wohl eingerichtet war, ſtellete ihm ſeine Kinder vor, bewirthete ihn und ließ ihn, mitleidig über die Mühe die ſich Kung-Tſee gebe, von ſich. Als Tſu-lu ſeinen Meiſter wieder fand, erzählte er ihm alles; Kung-Tſee aber ſchickte ihn zurück an den ländlichen Weiſen und ließ ihm ſagen: „Wenn verſtändige und geſchickte Männer ſich dem Staat entziehen, handeln ſie darin recht oder unrecht? Deine Kinder erziehſt du zu guten Sitten; haſt du keine Pflichten gegen die Verfaſſung die dich erzog? Du zerſtörſt alſo an deinem Theil die große

Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft. Nicht um ſich zu bereichern, noch um ſich zu erheben, ſondern um gerecht und billig zu ſeyn, dient ein Weiſer dem Staat.“ Tſu-lu kam mit dieſer Antwort in das Haus des Greiſes; der war aber nicht daheim, ſondern auf dem Felde bei ſeiner Arbeit.

10.
Die beſte Art der Vorſtellung.

Tſchuang-Vang, König von Tſou, entſchloß ſich einen ungeheuer großen Wall aufführen zu laſſen. Dieſe unnütze Arbeit forderte viele Koſten und eine ermattende Mühe der Soldaten und Landleute; mehrere Reichsbeamte thaten alſo dagegen Vorſtellung, aber umſonſt. Der hohe Wall ward betrieben.

Tſchu-yu-ki, ein Mann von Geiſt, der ſich aufs Land begeben hatte, erfuhr was bei Hofe vorging, und indem er den Acker bauete, ſprach er mit ſeinem Pfluge: „Pflug, ich will hingehen und den König ſehen!“ Und antwortete ſich ſelbſt im Namen des Pfluges: „wie, biſt du deines Lebens ſatt? So viel große und verdiente Männer ſind mit dem Tode belohnt worden, und du?“ — Er antwortete ſich ſelbſt wieder: „Ei wenn die vornehmen Herren hinter dem Pflüge gegangen wären wie ich, würden ſie es vielleicht anders gemacht haben.“ Sofort ließ er den Pflug ſtehen, und ging dem Könige ſeine Meinung zu ſagen.

Kaum trat er hinein, ſo ſprach der König, der ihn kannte: „ohne Zweifel will mir Tſchu-yu-ki auch eine Vorſtellung thun!“

„Gewiß nicht, gnädiger Herr (ſprach dieſer), wie käme mir das in den Sinn? Zwar iſt mir nicht unbekannt was man zu ſagen pflegt, daß große Herren auch gnädige Herren ſeyn müſſen. Eben ſo wahr iſt's auch daß, wie nur eine gute Erde den Thau aufnimmt, von dem ſie befruchtet wird, und nur ein gerades Holz

zu einem Richtmaß taugt, also auch weise und tugendhafte Regenten gerne Vorstellungen hören. Wahr ist es auch daß die Leute reden als ob Eure Majestät ein Werk unternommen das Dero Unterthanen zu großer Last gereichet. Aber wer bin ich daß ich Eurer Majestät Gegenvorstellungen thun wollte? Nein, sage ich nochmals, das sey ferne von mir."

Drauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Dienern des Kaisers, und fuhr also zu reden fort: „So unwissend ich auch bin, habe ich doch sagen hören daß der König von Yu um sein Reich gekommen weil er dem Rathe des Kong-Tschi-Ki nicht gefolget. Aus eben dem Grunde ward Tsin eine Beute des Königs von Tsu. Auch Son würde den Tsao nicht überwältigt haben, wenn dieser dem Hi-fu gefolgt wäre. Kurz, wir zählen drei Kaiser und sechs Könige die darum zu Grunde gegangen weil sie die Vorstellungen kluger Leute nicht leiden konnten." Kaum hatte er dieß gesagt, so eilete er zur Thür —

Aber der König ließ ihn zurückholen. „Seyd ohne Furcht," sprach er; „Eure Vorstellung hat Eindruck auf mich gemacht. Was mir bisher gesagt ward, und wie es mir gesagt ward, reizte mich zum Zorn; Ihr sagtet mir nichts das mich hätte entrüsten können. Ihr habt mir Exempel vorgehalten die eben so wahr als treffend sind; ich stehe von meinem Vorhaben ab." Und sogleich ward Befehl gegeben die Arbeit liegen zu lassen. Ja, was noch mehr, der sonst so unleidliche Gebieter machte bekannt daß er die als seine Brüder ansehen würde die ihm nützliche Vorstellungen übergäben. Im ganzen Reich erwarb ihm dieß Ruhm und Zutrauen; das Volk pries ihn in Liedern, und — diese Aenderung hatte ein Landmann bewirket.

11.
Der Stärkere über den Starken.

Als der König von U den Vorsatz gefaßt hatte die Staaten von King anzugreifen, und seinen Vorsatz öffentlich bekannt machte, ließ er zugleich wissen daß wer ihm deßhalb eine Gegenvorstellung zu thun wagte, es mit dem Leben büßen sollte.

Sao-y-Tse, der die Gefahren dieses Feldzuges einsah, sann auf ein Mittel sie dem Könige zu zeigen. Er ging deßhalb mit seinem Bogen früh in den Garten; der Morgenthau durchdrang sein Kleid, und als er in der gewöhnlichen Stunde mit andern im Dienst vor den König trat, bemerkte es der König. „Woher bist du," fragte er, „so naß und triefend?"

„Prinz," antwortete er, „ich komme eben aus dem Garten wo ich etwas sonderbares gesehen habe. Eine Heuschrecke saß auf dem Baum, die, als sie sich am Morgenthau erlabt hatte, fröhlich ihren Gesang anstimmte. Hinter ihr saß ein Heuschreckenfresser den sie nicht sah; hätte sie ihn gesehen, sie würde so ruhig nicht gesungen haben. Ich aber sah den Heuschreckenfresser; verstohlen schlich er herbei, lauerte auf sie, und glaubte sie schon ertappt zu haben. Er sah den über ihm schwebenden gelben Vogel nicht der auf ihn Jagd machte; ich aber sah den Vogel. Schon längte er seinen Hals, den Heuschreckenfresser zu verschlingen, und sah mich nicht, der unter dem Baum stand und eben — den Pfeil auf ihn abdrücken wollte. Indem ich dieß alles sah, dachte ich bei mir selbst: „ihr armen Thiere, alle beschäftigt mit der nahen Beute, glaubt ihr derselben schon gewiß zu seyn, und seht die Gefahr nicht die über euch schwebet? Sähet ihr sie, ihr vergäßet der Beute, und eiltet euch selbst zu retten und euer Leben."

„Ich weiß was du sagen willst," sprach der König. „Man lasse das Reich King in Ruhe; wir haben mit uns zu thun."

12.
Eigne und fremde Schuld.

Kin-Tſong, König von Tſi (er der den Aufſeher ſeines Lieblingspferdes mit eigner Hand erſtechen wollte),[1] als er eines Tages reichlich getrunken hatte, warf ſeinen Königsſchmuck bei Seite, ſetzte ſich nachläſſig hin, ergriff ein muſikaliſch Inſtrument und fragte die um ihn waren: ob ein tugendhafter König ſich nicht auch ein Vergnügen machen dürfe? „Warum nicht?" antworteten ſie insgeſammt. „Wohlan," ſagte Kin-Tſong, ſo laßt eilig den Wagen anſpannen und Yen-Tſe herholen daß er an unſerer Freude theilnehme."

Sogleich erſchien Yen-Tſe in Ceremonienkleidern. „Wir haben es uns bequem gemacht (ſagte der König, als Yen-Tſe vor ihn trat), vergeſſen der Geſchäfte und genießen eine fröhliche Stunde. Habe es auch ſo gut wie wir, Yen-Tſe, lege ab deine Kleider." „Vergeben Sir mir, gnädiger Herr," ſprach Yen-Tſe, „das darf ich nicht; es iſt wider unſre Gebräuche. Man nimmt es für eine gewiſſe Regel an daß ein Kaiſer, der ſich ſelbſt vergißt, das Reich nicht lange behalten könne; dieß gilt auch von Königen, Fürſten, Dienern des Staats und Hausvätern. Im Tſchi-kung heißet's: es ſey einem Menſchen beſſer daß er jung ſterbe als daß er die Gebräuche beleidige."

Kin-Tſong ward ſchamroth, ſtand auf, und ſagte: „Ich bin ein Menſch ohne Wohlſtand; ich geſtehe es; aber woher kommt's? Weil ich ſolche Leute um mich habe. Sie haben alle an meinem Fehler Theil."

„Prinz," antwortete Yen-Tſe, „ihr Antheil an dieſem Fehler wird ſo groß nicht ſeyn. Wenn ein Regent die Gebräuche in Ehren hält, ſo ſind die ihm Gleichgeſinnten gern um ihn; die andern gehen

[1] Siehe S. 207.

ihm gern aus den Augen. Eben so natürlich geschieht das Gegentheil, wenn der Regent sich vergißt. Strafen Sie ja nicht Ihr Versehen an Fremden." „Du hast Recht," antwortete Kin-Tsong, legte sein königlichen Kleider wieder an, dankte Yen-Tse, und ließ ihn wieder heimfahren; gab auch fortan auf sich Acht, und genoß von denen die um ihn waren Achtung.

13.
Der treue Diener auch im Tode.

„Die Fehler der Regenten," sagt Lieu-hiang sind alle von Folgen; es sind Schritte die dem Verderben entgegenführen. Solche Fehler sehen und dazu schweigen, wenn man berechtigt ist dagegen zu reden, ist eben so viel als die Wohlfahrt seines Herrn nicht lieben, mithin kein getreuer, eifriggesinnter Diener seyn."

„Dieser Eifer aber hat seine Gränzen. Die allgemeine Regel ist, daß wenn man dreimal Vorstellung gethan und nicht gehört worden ist, man sein Amt niederlege und sich entferne. Geschieht dieß nicht, so setzt man Ehre und Leben in Gefahr; ein Verlust dem man billig zuvorkommen sollte. Schweigt man dagegen wenn ein Regent große Fehler begeht, so setzt man ihn sammt dem Staat in Gefahr; dann muß man bei einem wahren Eifer sein Leben selbst nicht achten. Nur darauf kommt es an daß man das Gemüth des Herrn kenne, die Umstände reiflich erwäge und sich alles zu Nutz mache, sowohl sich selbst zu sichern als dem Regenten und dem Staat nützlich zu seyn."

Liu-Kong, als er den Staat von Uei regierte, bediente sich in geheimen Geschäften des Mi-tse-toan, der ein Mensch ohne Verdienste und Tugend war, dagegen der verständige und tugendhafte Kiu-pe-yu keinen Antheil daran haben durfte. Su-tsiu, damals Minister, gab sich alle Mühe jenen zu entfernen, diesen

dem Prinzen zu nähern; alles aber umſonſt. Als er dem Tode nahe war, rief er ſeinen Sohn zu ſich und ſagte: „ich befehle dir hiemit daß nach meinem Tode die Trauerceremonien am gewöhnlichen Orte nicht gehalten werden, ich bin dieſer Ehre nicht werth. Ich bin nicht ſo geſchickt geweſen meinem Herren den wichtigſten Dienſt zu leiſten, den Mi-tſe-toan von ihm zu entfernen. Wähle alſo nur den nordlichen Saal dazu; und auch der iſt zu viel für mich.“

Als Su-tſiu todt war, erſchien der Fürſt bei der Trauerceremonie. Da er ſahe daß man nicht den gewöhnlichen Saal dazu gewählet, fragte er den Sohn um die Urſache, der ihm dann Wort für Wort erzählte was der Vater auf ſeinem Todtenlager geſagt und verordnet. Lin-Kong ſtampfte mit dem Fuß, veränderte die Geſtalt und ſagte, gleich einem der aus tiefem Schlaf erwacht: „mein Lehrer hat ſich in ſeinem Leben umſonſt bemüht mir einen treuen Diener zu verſchaffen und einen Böſewicht von mir zu entfernen. Er hat ſich keine Mühe verdrießen laſſen, und ſelbſt nach dem Tode ein Mittel gefunden ſeine Vorſtellung an mich zu wiederholen. Das heißt ein unermüdeter Eifer.“ Augenblicklich ließ er den Saal zu den Ceremonien ändern, ſchaffte den Mi-tſe-toan weg und nahm den Kiu-pe-yu zum Miniſter an. Das ganze Reich freuete ſich über dieſe Veränderung und befand ſich dabei wohl.

14.
Die Stiefmutter.

Unter der Regierung des Sven-Vang fanden die Wächter des Schloſſes einen eben erſchlagenen Mann auf dem Felde, und einige Schritte davon zwei Brüder, die man als wahrſcheinliche Urheber des Mordes gefänglich einzog. Da der Todte nur Eine Wunde hatte, die alſo auch nur Einen Thäter vermuthen ließ, ent-

ſtand die Frage, welcher von beiden der Thäter ſey? Keiner der Brüder wollte die Schuld auf den andern kommen laſſen; jeder ſagte: er ſey der Mörder. Die Sache kam vor den König.

„Beiden das Leben zu ſchenken," ſprach er, „hieße Mördern Gnade widerfahren laſſen; beide tödten zu laſſen, da nur Einer den Mord verübt haben kann, wäre wider die Geſetze und grauſam. Am beſten muß ſie die Mutter kennen; Einer muß ſterben; ihr Urtheil entſcheide."

In Thränen brach die Mutter aus, da ihr der Befehl des Königs überbracht ward. „Indeſſen, wenn ich wählen ſoll und muß," ſprach ſie, „ſo ſterbe — der Jüngſte. Der Aeltere lebe."

Der Richter wunderte ſich daß wider die Gewohnheit der Mütter, die den Jüngſten gewöhnlich am meiſten lieben, dieſe Mutter den Aelteſten wähle; darauf ſprach ſie alſo: „Der dem ich das Leben rette, iſt nicht mein leiblicher Sohn; er war meinem verſtorbenen Mann in der erſten Ehe geboren. Ihn wie meinen Sohn zu achten, verſprach ich dem Vater, und habe bisher mein Wort gehalten. Verletzen würde ich's, wenn ich jetzt zum Schaden des Aelteſten aus Mutter-Zärtlichkeit mein Kind, den Jüngſten, wählte. Ich fühle was mir die Wahl koſtet." Weinen und Seufzen erſtickten die Worte.

Als dem Könige die Wahl der Mutter berichtet ward, ſchenkte er beiden Söhnen das Leben.

15.

Umgang der Jünglinge.

King-kuang, eine edle Frau, hatte nach dem Tode des Gemahls ihren Sohn Uen-pe ſorgfältig erzogen. Sie ließ ihn ſtudiren, und als er nach geendigten Studien wieder nach Hauſe kam, gab ſie auf ſein Betragen Acht, vorzüglich auch mit wem er

umginge. Da ſie ſah daß alle ſeine Geſellſchafter ihm mit ungemeiner Höflichkeit begegneten, ſchloß ſie daraus daß ſie an Jahren ſo wenig als ſonſt ihm gleich ſeyn müßten, mithin er von ihnen nichts lernen könne.

Alſo als einſt ſich die Geſellſchaft entfernt hatte, ſprach ſie zu ihrem Sohn: „Als Kaiſer Vu-vang einſt aus dem Audienzzimmer trat, ging ihm eins ſeiner Kniebänder los, ſein Strumpfband fiel nieder. Er ſah um ſich und ward keinen gewahr, dem er glaubte befehlen zu können daß er ihm das Strumpfband aufhübe; lauter verdiente, ehrwürdige Männer waren ſeine Geſellſchaft. Er bückte ſich daher ſchnell und hob es ſelbſt auf. Huen-kung hatte fortwährend drei Freunde um ſich, und außer ihnen fünf Bediente die auf ſeine Fehler Acht geben mußten. Er hörte ſie an, und jeden der ihm darüber etwas ſagte. Tſcheu-kong ehrte die Alten; er beſuchte ſie in ihren Häuſern auch in den kleinſten Straßen, und ſchickte ihnen von ſeiner Tafel. Dieſe drei großen Männer waren Prinzen und betrugen ſich alſo. Dadurch ward es ihnen leicht ihren Rang zu vergeſſen und täglich vortrefflicher zu werden. Ihr hingegen, mein Sohn, ſo jung und noch ohne Bedienung, Ihr machet es anders. Ich ſehe lauter Leute um Euch die Euch in allem weichen, Euch für ihren Obern erkennen; ohne Zweifel alle jünger als Ihr, und noch nicht einmal ſo weit gekommen als Ihr kamet. Was kann Euch ein ſolcher Umgang nützen?“

Uen-pe nahm den Verweis mit Dank an und änderte ſeine Geſellſchaft. Er hielt ſich fortan zu ältern, verſtändigen, wichtigen Männern, begleitete ſie und war die Stütze worauf ſie ſich lehnten. King-kuang, ſeine Mutter, hatte darüber große Freude. „Sehet meinen Sohn,“ ſprach ſie; „jetzt bekommt er ſeine rechte Geſtalt; er wird ein Mann.“

16.
Der Ich-Philoſoph.

Eines Tages ging Uang-yong-ming mit einigen ſeiner Schüler durch die Hallen wo zwei Sackträger mit einander zankten. „Du haſt weder Vernunft noch Gewiſſen," ſchrie der eine; „du keins von beiden," ſchrie der andre noch lauter. „Du biſt ein Betrüger!" rief jener; „du haſt ein Herz voll Ränke (ſprach dieſer), aus dem Gerechtigkeit und Billigkeit verbannt iſt."

Uang-yong-ming wandte ſich zu ſeinen Schülern. „Höret ihr," ſprach er, „dieſe Sackträger führen die Sprache der Philoſophie." „Philoſophie? (erwiederte einer derſelben) ich höre ja nichts als ſchreien und ſchimpfen." „Wie?" ſprach Uang-yong-ming, „höret ihr nicht daß ſie alle Augenblicke die Worte wiederholen: Vernunft, Gewiſſen, Herz, Gerechtigkeit? Wenn das nicht Philoſophie iſt, was iſt's denn?" „Es mag Philoſophie ſeyn, was braucht's denn aber beim Philoſophiren des Schreiens, des Schimpfens?" „Das kommt daher," antwortete der Lehrer, „weil jeder von dieſen beiden nichts als des Gegners Fehler gewahr wird, die ſeinigen aber nicht ſiehet. O wie viel haben ſie ihres Gleichen!"

„Das größte Uebel eines Menſchen," fuhr er fort, „iſt Hochmuth. Iſt ein Sohn hoffärtig, ſo iſt er nicht ehrerbietig gegen ſeine Eltern; ein ſtolzer Unterthan hört auf ein guter Unterthan zu ſeyn. Ein ſtolzer Vater verliert den Vaterſinn; ein ſtolzer Freund die Geſinnung des Freundes. Was Tſun und Tanſchu wurden, wurden ſie durch Stolz; alle ihre Fehler waren Früchte dieſes faulen Baumes. Ihr die ihr nach Weisheit ſtrebet, entfernt euch keinen Augenblick von der himmliſchen Vernunft, die das Weſen unſrer Seele ausmacht; ſie iſt an ihr ſelbſt rein und erleuchtet, und damit ſie dieß bleibe, müßt ihr in allem das Ich von ihr entfernen.

Das iſt genug. Verſchwindet dieſes nicht aus dem Grunde eures Herzens, ſo ſprießet der Stolz empor, die Wurzel aller Laſter. Woher waren unſre Vorfahren ſo tugendhaft und beliebt? Weil ſie das Ich unterdrückten; da ward ihnen die Demuth leicht, der Grund aller Tugend."

17.
Treue im Dienſt.

Als Kung-Tſee an die Gränzen des Diſtricts Schan-Fu kam, dem ſein geweſener Schüler Ming-Tſe als Mandarin vorſtand, ſchickte er U-ma-ki voraus, um ſich nach dem Zuſtand der Provinz zu erkundigen. U-ma-ki traf auf einen Fiſcher der eben das Netz gezogen hatte, die gefangenen Fiſche ſonderte, und viele derſelben in den Strom zurückwarf. „Warum thuſt du dieß?" fragte U-ma-ki, „und machſt einen Theil der Arbeit vergeblich?" „Weil unſer Mandarin es ſo befohlen, die kleinen Fiſche in ihr Waſſer zurückzuwerfen, damit ſie größer werden. Hätte ich lauter kleine Fiſche gefangen gehabt, ich hätte es eben ſo gemacht; meine Arbeit ſollte mir nicht leid gethan haben."

„Gute Verfaſſung," ſagte Kung-Tſee, da er dieß hörte, „gute Verfaſſung, wo der Untergebene dem Befehlenden zutraut daß er ihm nur gutes befehle, und wo dieſer ihm nur ſolches befehlen will. Da gebietet man angenehm; da dient man freudig und mit Luſt." Er wandte ſeinen Wagen weiter.

18.
Des Feldherrn Tafel.

Als Tſu und Tſin gegen einander kriegten, gerieth die Armee des Reichs Tſu in einen Mangel an Lebensmitteln. Tſe-ſa, ihr

Feldherr, ſchickte deßhalb einen Courier an den König, dem er zugleich einen Gruß an ſeine Mutter auftrug. „Wie geht's der Armee?“ fragte dieſe, ſobald der Courier eintrat. — „Schlecht (antwortete er), da ihr Lebensmittel mangeln; die Erbſen werden dem Soldaten zugezählet.“ „Und euer General, fuhr ſie fort, wie lebt dieſer?“ „Auch ſchmal; er hat Abends und Morgens nichts als Kräuter, ein wenig verdorben Fleiſch und ziemlich ſchwarzen Reis.“ Sie ließ den Courier ziehen, und als einige Zeit darauf ihr Sohn Tſe-ſa als Ueberwinder zurückkam, verſchloß ſie ihm die Thür ihres Hauſes.

Tſe-ſa, beſtürzt über dieſen Empfang, bat vertraute Freunde, ſeine Mutter um die Urſache desſelben zu befragen. „Sohn,“ redete ſie ihn an, „wiſſet ihr nicht was König Yue that als er gegen Ou Krieg führte? Als er auf ſeinem Zuge ein Geſchenk von Wein empfing, theilte er's mit ſeinen Soldaten; ſo in einem andern Feldzuge den Sack trocknen Reiſes und Fleiſches den man ihm reichte. Weder von Wein noch Reis behielt er für ſich das geringſte. Und Ihr, mein Sohn, konntet Morgens und Abends Tafel halten, indeß Euren Soldaten täglich einige Erbſen zugezählt wurden? Tſe-ſa mag immerhin überwunden haben; in meinen Augen iſt er kein vollkommener Feldherr.“ Tſe-ſa ſchämte ſich, und bekannte ſein Unrecht. Die Thür der Mutter ward ihm geöffnet.

Beilage.

Montesquieu von den Sineſen.[1]

„Die ſineſiſchen Geſetzgeber gingen weiter als Lykurg; Religion, Geſetze, Sitten und Lebensweiſe miſchten ſich in einander. Die Vorſchriften, welche dieſe vier Hauptpunkte betrafen, nannte man heilige Gebräuche; auf der genauen Beobachtung dieſer Gebräuche beruhete die ſineſiſche Regierung. Mit Erlernung derſelben brachte man ſeine Jugend zu, und verwandte ſeine ganze Lebenszeit darauf ſie in Ausübung zu bringen. Die Gelehrten gaben darin Unterricht, die Obrigkeiten predigten ſie; und da ſie alle kleinen Handlungen des Lebens umfaßten, ſo wurde, wenn man Mittel fand ſie genau ins Werk zu richten, Sina gut regieret.

„Zwei Dinge halfen dazu, dieſe Gebräuche dem Herzen und Geiſt der Sineſer leicht einzuprägen. Das erſte iſt ihre Schreibart. Da dieſe äußerſt zuſammengeſetzt iſt, ſo machte ſie daß während einem großen Theil des Lebens der Geiſt einzig beſchäftigt war dieſe Gebräuche kennen zu lernen, weil man leſen lernen mußte, um in Büchern und aus Büchern dieſe Gebräuche zu lernen. Das zweite war daß dieſe Gebräuche nichts geiſtiges enthielten, ſondern bloß Regeln einer gemeinen Ausübung waren; ſo trafen ſie den Geiſt leichter und griffen tiefer in ihn ein als wenn ſie etwas intellectuelles geweſen wären.

„Daher verlor Sina ſeine Geſetze nicht als es erobert ward. Da Lebensart, Sitten, Geſetze und Religion bei ihnen eins und

[1] Esprit des lois L. XIX. Chap. XVII.

dasſelbe waren, ſo ließ ſich dieß alles nicht auf einmal ändern; und da doch einer, entweder der Ueberwundene oder der Ueberwinder, ändern mußte, ſo war es in Sina immer der letzte. Denn weil ſeine Lebensart und Sitten, ſeine Geſetze und Religion nicht eins waren, ſo ward es ihm leichter ſich nach und nach dem überwundnen Volk, als dieſem ſich ihm zu bequemen.

„Daher auch das Chriſtenthum ſchwerlich je in Sina aufkommen wird. Die Gelübde der Jungfrauſchaft, die Verſammlungen der Weiber in den Kirchen, ihr nothwendiger Zuſammenhang mit den Dienern der Religion, ihre Theilnahme an den Sacramenten, die Ohrenbeicht, die letzte Oelung, die Heirath einer einzigen Frau, alles dieß kehrt die Lebensart und Sitten des Landes um, und ſtößt eben ſo ſehr gegen Religion und Geſetze des Reichs an. Die chriſtliche Religion durch ihr Gebot der Liebe, durch ihren öffentlichen Gottesdienſt, durch eine gemeinſchaftliche Theilnehmung an den Sacramenten ſcheint alles vereinigen zu wollen; die Gebräuche der Sineſer wollen daß ſich alles ſondere.

„Und da dieſe Sonderung am Geiſt des Deſpotismus hängt, ſo wird damit auch eine der Urſachen klar warum die Monarchie oder eine gemäßigte Regierung ſich mit dem Chriſtenthum beſſer vertrage als der Deſpotismus.“

VIII.

Ueber den Werth morgenländiſcher Erzählungen,

zur Bildung der Jugend.

Ueber den Werth morgenländiſcher Erzählungen, zur Bildung der Jugend. [1]

Im Frühlinge des Lebens, wenn unſre junge Einbildungskraft aufwacht, ſind wir ungemein geneigt uns eine Welt zu denken die nicht um uns iſt. In der die uns umgibt finden wir uns enge, und den Gang der Dinge um uns her alltäglich; wir haſchen alſo gern nach dem Wunderbaren, ſetzen uns in Zeiten die nicht mehr ſind, in Länder die wir weder geſehen haben noch ſehen werden, ja wir fühlen eine Freude darin jedem Außerordentlichen das uns vorkommt den Zuſatz einer Rieſengröße zu geben, oder es mit allen den Farben auszuſchmücken die unſer Herz daran liebet. Ein großer Theil vom Anmuthigen der Jugend liegt hierin; in dem Zauberglanz friſcher Eindrücke nämlich, in der blendenden Größe die uns das Neue der Welt gewähret.

Auch dieſe Anlage in uns iſt eine Gabe des Schöpfers, der jedes ſeiner Geſchöpfe bei jedem Schritt ſeines kurzen Daſeyns hienieden mit den Fähigkeiten verſah, die für dieſes und für ſeine folgenden Zeitalter gehörten. Denn im menſchlichen Leben entwickelt ſich ein Zuſtand aus dem andern: wie ſich die Tage ketten, ſo ketten ſich auch unſere Gedanken, und was der Frühling nicht ſäete, kann der Sommer nicht reifen, der Herbſt nicht ernten, der Winter nicht genießen. Wie eine volle Knoſpe bricht alſo unſer Daſeyn zur Zeit der Jugend hervor, damit es die ſpätern Jahre des Lebens reifen. Unſere Gedanken und Wünſche reichen in ihr weiter hinaus als unſere Hände je reichen werden.

[1] Dieſer Aufſatz ſteht als Vorrede zum erſten Theil der Palmblätter, Gotha 1786, bei Ettinger, der ſchönſten Sammlung erleſener morgenländiſcher Erzählungen. Anm. d. Herausg.

Glücklich iſt dieſe Zeit der Jugend, auch in ihrem erſten ſchönen Traum glücklich. Sie ahnet viel, denn ſie kennet noch wenig; ſie hoffet viel, denn ſie iſt noch nie von den Schranken zurückgeſtoßen die unſere beſten Hoffnungen einſchränken. Wir haben alſo dem Schöpfer für dieſen Morgen voll ſchöner Bilder, für dieß Paradies unſchuldiger Hoffnungen und Wünſche ſehr zu danken. Aber wir haben auch Fleiß anzuwenden daß wir dieß Paradies Gottes bauen, und uns nicht in Wolken verlieren die bei ihrer ſchönen Geſtalt zuletzt in fürchterliche Ungewitter ausbrechen könnten. Nichts hat der Menſch in ſich ſo ſehr zu bezähmen als ſeine Einbildungskraft, die beweglichſte und zugleich die gefährlichſte aller menſchlichen Gemüthsgaben. Tauſend Uebel des Lebens die uns in ſpätern Jahren verfolgen, ja die wir mit uns in unſerer Bruſt umhertragen, entſprangen daher daß wir in der Jugend unſere Phantaſie verwöhnten, daß wir uns Luftgeſtalten ſchufen die für dieſes Leben keinen Beſtand haben, weil wir ſie übel zuſammenſetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu uns von dem ſüßen Truge vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menſchen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit ſich ſelbſt und mit andern gequälte und betrogene Kinder. Worauf ſollen wir alſo unſere jugendliche Einbildungskraft richten damit ſie ihres Ziels nicht verfehle, und in der gehörigen Laufbahn bleibe? Jedermann ſagt: auf Beiſpiele des Guten und Edlen; allein wo ſind dieſe? Wären ſie im gemeinen Leben vor uns, wären ſie auf allen Straßen, in allen Handlungen und Geſchäften ſo zahlreich daß wir nicht anders als ſie überall ſehen und ihnen gleichförmig handeln müßten, ſo lebten wir freilich in einer wahren Tugendſchule; denn nichts wirkt, auch ohne daß wir es gewahr werden, auf unſer jugendliches Gemüth mehr als das Beiſpiel derer mit denen wir leben. Dreimal glücklich iſt die aufblühende Seele, der, als ſie noch Knoſpe war, der Himmel eine ſo ſchöne Stelle verlieh! Vorbilder des Guten und Edlen ſtanden um den aufmerkſamen Jüngling, und drückten

ſich mit der liebevollen Gewalt der Tugend ſo ſanft und zugleich ſo mächtig in ſein Herz daß er, ohne es zu wiſſen, ihnen gleichförmig handeln lernte, und auch ſo handeln wird wenn ihre körperlichen Geſtalten ſich längſt ſeinem Auge, ja vielleicht ſeinem Gedächtniß ſelbſt entzogen haben. Aber woher ſollen wir dieſe Tugendbilder nehmen wenn ſie nicht da ſind? oder was ſollen wir, wenn ſie fehlen, an ihre Stelle ſetzen? Goldene Sittenſprüche und Regeln ſind freilich von unſchätzbarem Werth: frühzeitig gelernt, geben ſie unſerm Geiſt, wenigſtens unſerm Gedächtniß einen ſchönen Vorrath zukünftiger Bemerkungen auf die Reiſe des Lebens; allein wieviel fehlt ihnen noch daß ſie mit aller Macht des Beiſpiels wirken! Aus einzelnen Erfahrungen wurden ſie gezogen; in dieſe müſſen ſie alſo zuerſt zurückkehren, und ſich mit der Geſchichte gleichſam umkleiden, ehe ſie nur als lebendige Weſen vor uns erſcheinen, geſchweige zu unſerm innerſten Bewußtſeyn ſprechen, und unſerm Geiſt oder Herzen ihr Bild eindrücken könnten; außerdem bleiben ſie bloße Schattengeſtalten oder ſind leere Töne. Es iſt alſo bei ihnen, inſonderheit wenn ſie auswendig gelernt werden, Maß und Vorſicht nicht genug zu empfehlen; denn ein Kind das viele Sittenſprüche auf der Zunge hat, ohne ſie weder dem Verſtande eingeprägt, noch mit der Anwendung verbunden zu haben, wird gar bald einem dürren Gewächs gleich, das man ſtatt eigener Früchte mit fremden Perlen bekränzte.

Alſo werde die Sittenlehre in Handlung geſetzt, oder ſie entſpringe vielmehr ſelbſt aus Handlung; und hier bieten ſich zuerſt die Einkleidungen an, die man äſopiſche Fabeln nennt. Nicht weil Aeſop dieſe Gattung des Unterrichts erfunden, heißen ſie alſo; denn ſowohl im Orient als bei allen auch nur halb gebildeten Völkern der Erde hat der menſchliche Verſtand dieſe angenehme Hülle, unter der er ſelbſt zu Begriffen gelangte, werthgehalten und gebrauchet. Nur weil die Griechen der äſopiſchen Fabel den wiſſenſchaftlichen Umriß gaben, und weil wir aus ihrer Hand eine gute Anzahl ſolcher Dich-

tungen empfingen die Aesops Namen tragen, hat die ganze Gattung sich unter diesen Namen gezogen, statt dessen man eben sowohl orientalische, Lockmannische oder Pilpaische Fabeln sagen könnte.

Und allerdings hat diese Einkleidung insonderheit für Kinder einen großen Reiz. Indem sie Gegenstände der Natur, insonderheit Thiere, sprechen und handeln sehen, wird ihr Hang zum Neuen und Wunderbaren aufgeregt, und mit einer oft unerwarteten nützlichen Lehre sehr angenehm befriedigt. Sie empfangen Unterricht von Lehrern, deren Zurechtweisung sie gern annehmen, und je mehr kleine Züge von Sitten der Thiere und ihrer Lebensweise in die Fabel verflochten werden, desto mehr wird diese ein Blatt aus der lehrenden Naturgeschichte.

Indessen ist's auch bei dieser wie bei allen dichterischen Einkleidungen sichtbar, daß sie ihre engen Gränzen und einen sehr beschränkten Spielraum habe. Nicht jede Lehre die für die Jugend gehört, kann einem Thier in den Mund gelegt oder in seiner Handlungsweise ausgedrückt werden; ja ich wage es zu sagen, die edelsten eigentlichen Lehren für die menschliche Tugend können es gar nicht. Erfahrungssätze und Regeln der Klugheit, wie z. B. der Stärkere den Schwächern unterdrückt, der Schwächere sich durch Klugheit und List vertheidigt und dergleichen, finden im Reich der Fabel eine Menge der lehrendsten Beispiele; wahre Großmuth aber, eine Tugend die wählt, sich selbst bestimmt und Leidenschaften überwindet, liegt, wie jedermann weiß, eigentlich gar nicht im Charakter der Thiere. Also müßte die Denkart dieser erhöhet, ihre Sitten müßten völlig humanisirt werden, wenn sie dergleichen Lehren anschaubar machen sollen; dann aber ist's leicht begreiflich daß, je menschlicher die Fabel auf diese Weise wird, desto mehr ihr Reiz und ihre eindringende Kraft selbst verschwinde. Nur auf der Einfalt, ja gleichsam auf der naturhistorischen Wahrheit des vorgestellten Beispiels beruhet diese. Der Fuchs, der Löwe, der Tiger spricht nicht mehr

überredend für mich, ſobald er nicht mehr in ſeinem Charakter ſpricht und handelt. Es iſt der verkleidete Moraliſt der, ohne damit täuſchen zu können, die Geſtalt des Thiers annimmt, und beſſer thäte wenn er die Lehre die mir kein Thier ſagen kann, auf eine beſſere Weiſe als Menſch ſagte. Der Menſch iſt des Menſchen erſter und vorzüglichſter Lehrer, und da dieſer ihn abermals mehr durch ſein Beiſpiel als durch ſeine Worte unterrichten kann, ſo entſtehet die Frage: „woher ſind die unterrichtendſten Beiſpiele des Menſchen zu nehmen?“ Ohne Zweifel aus der Geſchichte, wird man ſagen; aber auch hinzuſetzen müſſen, wenn die gewöhnliche Geſchichte ſolche liefert. Da unſre Geſchichte aber ſich meiſtentheils mit ganz andern Thaten ganz anderer Menſchen beſchäftigt als die zum Unterricht der Jugend dienen; da ſie, der hergebrachten Gewohnheit nach, am weitläuftigſten iſt, Thaten der Könige zu beſchreiben die ſie ſelbſt niemals gethan haben, oder ihre Feldzüge und Eroberungen zu ſchildern, die für die Jugend ſelten ein erbauliches Bild ſind, da ihre Begebenheiten entweder ſo ſehr an die Fabeln gränzen daß es einer Offenbarung bedürfte in jedem Fall die Wahrheit von der Lüge zu ſcheiden, oder in ihr endlich alles mit ſeinen politiſchen Rückſichten ſo verwebt iſt daß es einer herkuliſchen Mühe brauchte aus dieſer dunkeln Tiefe Gold zu finden: ſo ſiehet ſich der Unterricht der Menſchen leider auch hier meiſtens der eigenen Compoſition überlaſſen, wie er die Geſchichte ſtellen und wenden will, damit ſie zur Bildung des Geiſtes und Herzens nur einigermaßen einiges Gute enthalte.

Man hat ſich alſo auf allerlei Art zu helfen geſucht, um aus der großen Menge deſſen was in der Geſchichte für die Jugend unverſtändlich oder wenig erbaulich wäre, Gutes zu ſammeln und zu bereiten. Plutarche haben Lebensbeſchreibungen herausgeſucht, und ſchon Xenophon hat, auf Sokrates Wink, kein Bedenken getragen, das Leben ſeines Cyrus zu einer Cyropädie zu verſchönen. Ja wem ſind nicht durch alle Zeitalter die vielen Geſchichten bekannt,

die nur deßwegen ſich mit der Fabel miſchten damit ſie doch wenigſtens lehrreich würden, und ein Ganzes zu Stande brächten, das das Stückwerk der bürgerlichen Geſchichte uns ſelten darſtellt. Es war eine Zeit da dieſe Geſchicht-Romane ſehr im Gebrauch waren; allein eine beſſere Zeit hat auch hier die Wahrheit von der lehrreichen Lüge geſondert. Wer erdichten will dichte ganz, wer Geſchichte ſchreiben will habe das Herz die Wahrheit nackt zu zeigen.

Denn was wäre es endlich was das Chronologiſche der Geſchichte zur Bildung des Herzens beitrüge? Gewinnet eine edle That irgend etwas belehrendes dadurch wenn ich weiß daß ſie Philippus in Macedonien und kein andrer gethan habe? Der Chronolog zähle ſeine Jahre, der Kritiker berichtige ſeine Documente, der Politiker ſtelle ſie in Zuſammenhang ſeiner Welthändel, und der Philoſoph forſche ihrer allgemeinen Verbindung nach, dem Moraliſten ſind Facta nur Facta, Begebenheiten nur Begebenheiten. Er ſondert ſie aus, und erzählt ſie wie man eine Fabel oder ein Märchen erzählt, damit ſie eine unterrichtende Lehre anſchaulich machen als menſchliche Beiſpiele. Wenn ſeine Geſchichte ganz außer der Zeit, in einem erdichteten Lande ſich zutrüge — und ſie iſt menſchlich wahr, unterrichtend, anſchaulich, rührend, deſto beſſer für ihn! deſto reiner iſt die Wirkung ſeiner Geſchichte.

Daß nun unter dieſen moraliſchen Begebenheiten, ſie mögen wahr oder erdichtet ſeyn, die morgenländiſche Erzählung einen vorzüglich-ſchönen Platz einnehme, darüber darf man nur das Gefühl der Jugend fragen. Ich bin mir der Zeit noch wohl bewußt, da ich in meiner Kindheit die Gellertſche Erzählung las:

„Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat u. ſ. w."

und wie tief mich damals ihre hohe Einfalt rührte. Auch iſt's nicht der Glanz des Wunderbaren allein der in den morgenländiſchen Dichtungen das Auge des Jünglings an ſich ziehet, und ſein Gemüth wie mit einer goldnen Flamme beſtrahlet; vielmehr iſt's der reine

Umriß, die hohe Simplicität der Gestalten und Wahrheiten selbst, die sich ihm unvergeßlich eindrückt. Unsere Geschichte schleicht unter einem Gewirr kleiner und feiner Bestimmungen, des Standes, der Lebensart, der Zeit, des Orts, der Personen einher; dort sind wenige Gestalten bestimmt ins Große gezeichnet. Der Sultan ist Sultan, der Sklave ein Sklave, das Weib ein Weib, der Mann ein Mann. So ist's mit den andern Charakteren des Richters, des Höflings, des Einsiedlers, des Zauberers; sie sind alle so bestimmt als die Thiercharaktere der äsopischen Fabel. Dazu ist die Lehre, auf welche die Erzählung angelegt ist, selten von der kleinlichen Art die in unsern, insonderheit artigen Erzählungen herrschet. Die Dichtung ist kühn und groß; die Lehre die in ihr dargestellt wird ungemein und rührend. Der Ton endlich ist wie in allen orientalischen Schriften, ja der Bibel selbst, morgenländisch, d. i. einfach, groß und edel. Und eben diese ungesuchte Aehnlichkeit mit dem Ton der biblischen Geschichte sollte sie uns, wie mich dünkt, für die Jugend noch mehr empfehlen; denn einmal ist diese doch an einen solchen Ton gewöhnt, der seiner hohen und edlen Einfalt wegen mächtig auf sie wirket. Warum sollte man also nicht fortgehen und ihr mehr menschliche Laster, mehr menschliche Tugenden und Lehren in einer ähnlichen Gestalt zeigen? Ich habe mich also gewundert warum man diese trefflichen Proben der morgenländischen menschlichen Fabel, die hie und da zerstreuet und zum Theil mit manchem Unrath bedeckt liegen, nicht längst für die Jugend gesammelt und sie ihr nach ihrer Weise erzählt habe? Die besten englischen Wochenschriften, der Zuschauer, der Abenteurer u. s., haben einige derselben zu ihrem Zweck zu nutzen gewußt, und die oben angeführte Erzählung Gellerts ist aus dem Zuschauer genommen, der sie in wenigen Reihen sehr einfach vorträgt. Einigen davon hat man ein schönes poetisches Gewand gegeben, unter denen ich nur Abdallah und Balsora nennen darf, die in Wielands früheren poetischen

Schriften einen reizenden Platz einnehmen. Das alles aber gilt nur die eine und die andere Geschichte; die meisten waren unübersetzt oder schlecht erzählt, oder standen in Sammlungen wo man sie wie der Hahn die Perle aufsuchte — —

Hier sind sie nun gesammelt und durchgängig neu erzählet. Zur Sammlung habe ich Anleitung gegeben; die Erzählung der Geschichten ist der Leser einem andern Verfasser schuldig. Er hat sie für die Jugend eingerichtet, sie also auch vorzüglich klar und verständlich erzählt, insonderheit aber sie von jenem falschen Schwulst entladen, den die Europäer lange Zeit für morgenländische Erhabenheit hielten. An ihrer wesentlichen Gestalt ist nirgend etwas geändert; daher jede Erzählung auch die Farbe ihres Vaterlandes beibehalten mußte. Sobald aber bei einigen derselben unsere Nachbarn die Lieblingsfarbe ihrer Sehart dazu gemischt, und Scherz oder Betrachtungen hingepflanzt hatten wo der Morgenländer nicht scherzt, und schwerlich also betrachtet, so wird kein Leser es übel deuten, wenn er in Erzählungen für die Jugend diese falsche Schminke nicht findet. Die Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Werth der Reinigkeit haben.

Für welche Jugend übrigens diese Erzählungen seyen, muß ihr Inhalt selbst sagen; nach Jahren läßt sich so etwas nicht bestimmen und anordnen. Jeder Lehrer wird wissen was für seinen Lehrling gehört; jede Mutter wird wissen was sie ihrem Kinde daraus vorerzählen oder es selbst lesen lassen soll. Für verschiedene ist hier verschiedenes; ich hoffe aber nichts schlechtes. Und so dankt denn, ihr Kinder, die ihr diese Erzählungen leset oder hört und euch daran freuet; danket dem der euch diese Palmblätter sammelte, ihre Geschichten euch vorerzählte, und am schönsten belohnt ist wenn ihr jedem Edeln und Guten, das sie euch vorstellen, mit unablässigem stillen Eifer nachzufolgen strebet.

Weimar, den 25. Febr. 1786.

IX.

Der fliegende Wagen

oder

die ungebrauchte und mißbrauchte Macht.

Ein morgenländiſches Märchen.

Einem Taglöhner zu Bagdad, der in den Gärten der Reichen arbeitete, war in seiner Kindheit geweissagt daß aus ihm was großes werden würde. Da er nun nicht wußte wie er's anfangen sollte um etwas großes zu werden, geizte er und lebte kärglich. Schon hatte er sich von seinem Taglohn funfzehn goldne Denare gesammelt, die er, wenn er nach geendetem Tagewerk in seine gemiethete kleine Kammer zurückkam und seine Brodrinden gegessen hatte, vor Schlafengehen überzählte, und stets dabei ausrief: wie wird aus mir etwas großes? als an einem Feiertage, nachdem er seine Denare überzählet hatte, ihm der Gedanke einkam auf den Markt zu gehen, damit er die Herrlichkeiten der Welt, die nicht sein waren, wenigstens überschauen könnte. Er gaffte hin und her, bis ein Ausrufer vorüberging, der, einen hölzernen Wagen hinter sich ziehend, rief: „Wer kauft? wer kauft einen Wunderwagen auf dem man was großes wird für siebzehn Denare?" Dem Taglöhner fiel der Ruf auf als ob er ihm gälte, zumal da die Summe für die der Wunderwagen ausgeboten ward, der die er bei sich trug fast gleich kam. Er ließ sich mit dem Ausrufer ein in den Handel, gab ihm einen Denar Mäklerlohn, und erstand den Wagen für vierzehn Denare, vergaß aber zu fragen worin die Wunderkraft desselben bestehe, und wie man auf ihm etwas großes werde? Froh über seinen Kauf schleppte er ihn nach Hause. Als der Abend kam, und er seine Brodrinden gegessen hatte, seine geliebten Denare aber nicht mehr überzählen konnte, setzte er sich wehmüthig in den Wagen, schlug sich vor die Stirn und sprach: „Thor, der ich bin! Was soll ich mit dir, unglückliche Maschine, die mir den Schatz meines Lebens geraubt hat? Wer hindert mich daß ich dich nicht zerschlage und ins Feuer werfe, da niemand mich lehrt wie ich in dir was großes werde? Morgen früh will ich den Ausrufer aufsuchen, und meine

Denare zurückfordern. Weigert er ſich, ſo ziehe ich ihn vor den Kadi.“ Zornig ging er zu Bette, und ſchlief unſanft bis ihm im Traum ein Geiſt erſchien und ihm die liebliche Stimme: „Wunderwagen! auf dem man was großes wird,“ vors Gemüth brachte. Mit dem erſten Strahl der Morgenröthe ſprang er auf und eilte zum Markte, wo er den Ausrufer ſogleich fand.

„Gib mir meine Denare zurück,“ redete er ihn an, „und nimm deinen Wagen, oder ſage mir deſſen Wunderkräfte; wo nicht, ſo führe ich dich als einen Betrüger zum Richter.“ „Die Wunderkräfte weiß ich ſelbſt nicht,“ antwortete der Ausrufer, „komm aber zu dem der ihn mir zum Ausbot gegeben hatte, und frage ihn ſelbſt.“ Er führte ihn zu einem Künſtler der im Gerücht der Zauberei ſtand, und als ihn der Taglöhner eben ſo hart wie den Mäkler angeredet hatte, antwortete ruhig der Künſtler: „Haſt du mich denn ſchon über die Eigenſchaften des Wagens befragt? Du kaufteſt ihn ohne ſie wiſſen zu wollen, und ich dürfte ſie dir jetzt verſchweigen. Das will ich aber nicht. Nimm dieſe Gerte, ſetze dich nach Untergang der Sonne in den Wagen (denn am Tage hat er keine Kraft), berühre ihn mit der Gerte und ſprich: „Wagen, flieg auf! Wagen, flieg auf!“ Nenne ihm dann den Ort wohin du willſt, und du wirſt ſeine Wunderkraft erfahren.“ Freudig verließ der Tagelöhner den Künſtler, konnte den Untergang der Sonne kaum erwarten, als er ſchon, die Gerte in der Hand, im Wagen ſaß, und die magiſchen Worte ausſprach, ohne ſelbſt noch zu wiſſen wohin die Reiſe gehen ſollte? Plötzlich hob ſich der Wagen höher und höher, faſt ſchon bis zur Milchſtraße empor. „Zum Garten des Sultans hinunter,“ ſprach er ſchnell zum Wagen, und der Wagen ſenkte ſich ſanft nieder.

Auf einer Terraſſe vor einem offenen Fenſter blieb er ſtehen; der Tagelöhner ſah und ſtieg zum Fenſter hinein; es war das Schlafzimmer der Tochter des Sultans; ſie ſchlief bei einer brennenden Lampe. Wie war dem Tagelöhner als er vor ihr ſtand! und

wie war ihr als sie augenblicks erwachte! In der Tracht worin er erschien, glaubte sie einen Räuber vor sich zu sehen, und bot ihm sogleich alle ihre Kostbarkeiten an, wenn er sich entfernte. „Ich bin nicht für den du mich hältst," sprach der Mann mit der Gerte; „Israel bin ich, der Engel des Todes. Ich komme deine Seele zu nehmen, und deines Vaters, deiner Mutter, der Veziere, der Generale, des ganzen Hofes und Hauses Seelen." Erschrocken fiel ihm die schöne Prinzessin zu Füßen: „Womit, womit hat mein guter Vater dieß schreckliche Gericht verdient?" „„Er und du können es von allen abwenden," sprach der falsche Israel: „„denn Liebe zu dir zog mich in diesen Palast. Vermählt dein Vater dich mir förmlich, so bleibst du, so bleiben alle am Leben, und wir genießen hier im Palast fröhliche Tage. Nächsten Freitag erscheine ich hier um dieselbe Stunde. Rettet euer Leben." Er sprach's und ging zum Fenster, wo auf der Terrasse sein Wagen stand. Stolz setzte er sich hinein. „Nach Hause," rief er, und schlug mit der Gerte. Der Wagen hob sich; die Prinzessin sah ihn auffahren, höher und höher bis er nahe der Milchstraße ihrem Auge verschwand. Keinen Augenblick zweifelte sie daß der Erschienene der Engel des Todes gewesen; kein Schlaf kam ihr mehr in die Augen, und am Morgen erzählte sie die Geschichte.

Sogleich wurden die Veziere versammelt; der Sultan der zuerst alles für einen Traum halten wollte, trug ihnen die Sache vor; „Herr," riefen sie einstimmig, „setze dein und unser aller Leben nicht in Gefahr; mache Anstalt auf die Zeit wenn er kommt, und vermähle ihm deine Tochter." Die Prinzessin ward gerufen; aus Liebe zum Vater und weil der Engel ihr seine Neigung zu ihr bekannt, auch nicht so schrecklich erschienen war als sie ihn sich sonst immer gedacht hatte, ließ sie sich das Opfer gefallen; alle Anstalten wurden gemacht, und unter den verschiedensten Gemüthsbewegungen der Theilnehmenden Tag und Stunde erwartet.

Indeſſen machte ſich Haſſan, ſo hieß der Taglöhner, auch zum Vermählungsfeſte bereit. Aus dem Zimmer der Prinzeſſin hatte er eine Perlenſchnur entwandt, und durch den Verkauf Einer Perle gewann er ſo viel daß er ſich anſchaffen konnte was er zu ſeiner hochzeitlichen Erſcheinung nöthig glaubte. Er kaufte ſich einen grünſeidenen Talar, einen Gürtel um die Bruſt, und Zeuge von allerlei Farben, ſeinen Wagen auszuſchmücken der ihm ſehr nackt ſchien. Ueber den Sitz wölbte er eine Art von Cuppole, ſetzte darauf zwei Laternen mit Lichtern; vor allem aber flocht er aus den geſtohlnen Perlen ſich ſelbſt eine Krone. Majeſtätiſch ſetzte er ſich, als die Stunde nahte, in den Wagen, und rief: „zur Terraſſe des Sultans.“ Der Wagen hob ſich, die Lichter brannten, viel falſche Steine ſchimmerten auf dem Verdeck des Wagens; ſo ſchwebte er eine Zeitlang über der Terraſſe, auf welcher der Sultan mit den Vezieren und allen Großen ſeines Hofes verſammelt ſtand, ihn zu empfangen. Als ſie den ſchwebenden funkelnden Wagen ſahen, fiel alles nieder. „Sey gnädig deinen Knechten!“ riefen ſie mit Einer Stimme, als Iſrael ſtolz aus dem Wagen trat und die Rechte der Tochter vom Vater begehrte. Dieſer gab ſie ihm; ſie ſchieden in ihre Gemächer, der Sultan mit ſeinem Hofgeſinde in die ſeinen. So lebte Haſſan acht fröhliche Tage mit ſeiner reizenden jungen Gemahlin, verſenkt und ertrunken in Ergötzungen von Speiſe und Trank, von Muſik und Liebe, unbekümmert um den Wagen den er auf der Terraſſe gelaſſen und was aus ihm geworden.

Ein ſchrecklich Ende hatte dieſer genommen. Ein Küchenjunge hatte ihn geſehen, zerhackt und verbrannt; mit ſeinen Lappen hatte er ſich bekleidet.

Kaum waren die erſten acht Tage des Wohllebens vorüber, als Haſſan wie aus einem Traum erwachte. Er ward gewahr daß einige Verſchnittene ihn ſcharf bemerkten; vorzüglich nahm einer ihn ins Auge, deſſen er ſich ſelbſt als ſeines ehemaligen Bekannten

erinnerte. Sodann trat Furcht, entdeckt zu werden, an die Stelle der Wolluſt und Freude; er frug nach ſeinem Wagen, und als er deſſen Schickſal erfuhr, wie fürchterlich tobte er! Vergeſſend der Perſon die er zu ſpielen hatte, ſah die Prinzeſſin nur den groben Tagelöhner in ihm der wüthete und auffuhr. Ihn zu beſänftigen, ließ ſie aus den Schätzen ihres Vaters einen goldnen Wagen heranfahren, geſchmückt mit Perlen und Diamanten, den ſie ihm anbot. „Meinſt du," ſchrie er, „daß ich Eures Erdenguts begehre; von himmliſcher Natur war mein Wagen; den ſchaffe mir wieder!" Aber er war in Aſche verwandelt, und dem fürchtenden Haſſan blieb nichts übrig als — die nächſte Nacht zu entwiſchen, damit er nicht entdeckt würde.

Zurück in ſeine arme Kammer gelangt, und auch hier voll Angſt, in den Kleidern die er an ſich trug, entdeckt zu werden, verſchloß er ſich einige Tage, bis ihn zuletzt der Hunger wild aufbrachte. Schon wollte er ſich das Leben nehmen, als — augenblicks die Erde bebte, und ein Genius vor ihm ſtand, furchtbar im Anblick. Sein Haupt in den Wolken, den Fuß auf der Erde, ſprach er wie Wirbelwinde zu Haſſan, der auf dem Angeſicht vor ihm lag: „Elender dem ich dienen mußte! Ich der Genius der Lüfte. Wo iſt der Wagen, an den ich gebannt war? in die Elemente iſt er zurückgekehrt, und du, unwerth des Geſchenkes, vergaßeſt ihn ſchändlich. Wohlan! mich haſt du dadurch befreiet, und zum Dank erſcheine ich dir in einem Augenblick der dein Leben endigen ſollte. Nimm dieſe Kappe und dieſen Ring; die Kappe macht dich unſichtbar; der Ring, wenn du ihn drückſt, ſchafft dir in jeder Gefahr Hülfe. Nur habe ihrer beſſer Acht als des Wagens. Du ſpielſt eine gefährliche Rolle, indem du den Namen des Todesengels angenommen haſt, und haſt deine Rolle bisher ſchlecht geſpielet. Hüte dich vor ihm, und falle nicht in ſein Amt. Meine Elemente dienten deinem Wagen; aus meiner Hand empfängſt du dieſe

Geſchenke. Kein tödtender Geiſt bin ich, ſondern ein belebender Geiſt. Belebe!" Der Genius verſchwand in die Lüfte. Mehr von den Geſchenken des Geiſtes als von ſeiner Lehre durchdrungen, erhob ſich Haſſan, ſteckte den Ring an, und drückte die Nebelkappe ſich auf, freudig. Er verſuchte ſich in die Straßen; niemand ſah ihn. Er kam vor des Sultans Palaſt, ging durch viele Gemächer; niemand bemerkte ihn. Im Zimmer der Prinzeſſin ſaß er nieder; ſie ſah ihn nicht, bis er — die Kappe hinwegſchob. „Ei, mein Gemahl!" ſprang ſie auf und lief ihm in die Arme, „wo kommſt du her? wo warſt du ſo lange? Biſt du noch unwillig des Wagens wegen? bin ich Unſchuldige noch unter deinem Zorn?" „Denke mir daran nicht mehr," ſprach der vermeinte Iſrael. „Die Geſchäfte meines Berufs ſind zu vielfach und traurig. Von ſolchen komme ich her; ſchaffe mir Speiſe." Sogleich wurden die Tiſche bepflanzt mit den köſtlichſten der Speiſen und Getränke; der Engel des Todes aß und trank ſich ſatt und fröhlich. Er wurde gar freundlich.

Deſto üblereu Verdacht faßten die Veziere, als ſie ſeine plötzliche Rückkunft erfuhren; ſie hatten mancherlei auskundſchaftet. „Geruhe Eure Herrlichkeit," ſprach in der erſten Seſſion des Divans der erſte Vezier zum Sultan, der ihnen die frohe Wiederkunft ſeines genialiſchen Schwiegerſohnes kund that, „geruhe, erhabener Monarch, ihn nur durch etwas zu erproben. Was dir gefällt, begehre von ihm; er kann, wenn er der wahre Iſrael iſt, er wird es dir nicht weigern."

„So hätte ich dann," ſprach der Sultan (es war Winter), „etwa einen Appetit nach friſch gewachſenen Aepfeln." „Die werden Eurer Hoheit unendlich wohlthun!" ſprach der Leibarzt und eilte zur Prinzeſſin, ihr den Wunſch ihres Vaters und des geſammten Divans Bitte zu eröffnen. „Nichts weiter?" ſprach Iſrael. „Hören iſt gehorchen! Sage es deinem Vater im vollen Divan." — Als Narzane (ſo hieß die Prinzeſſin) freudenvoll dahin eilte, drückte Iſrael

den Ring, ein Genius trat hervor, der Befehl ward gegeben und — die Aepfel lagen da; eine Menge Aepfel, weiß und gelb und roth, von mancherlei Art, in jeder Stufe des Wachsthums. Das Gemach duftete von Gerüchen des Paradieses. „Weißt du, woher ich sie holte?“ sprach der Genius, indem er sie ausschüttete. „Weit her! Aus den Gärten der Peri's, wo Früchte das ganze Jahr durch blühen, wachsen und reifen.“ Er verschwand; eben als er verschwunden war, trat die Prinzessin herein und sah die Früchte. Und als sie ihr Vater sah, wie staunte er! „So lange habe ich regiert,“ sprach er, „ließ jedes Jahr die besten Früchte Syriens kommen, und nie sah ich eine dieser Früchte.“ Er dankte dem Schwiegersohn, füllete den Busen und Kleid mit ihnen, und eilte zurück in den Divan. „Nie,“ sprach er, „sage mir jemand etwas gegen Israel, hier ist der Beweis seiner Wahrheit; wer von Euch schafft mir, und zwar in Einem Nu, solche Früchte?“

Jetzt lebte das Ehepaar ruhig fort, ohne daß Hassan den mindesten Gebrauch seines Hutes und Ringes weder zum Bösen noch zum Guten machte. Er ließ sich's wohl seyn, und weil er doch auch gebildet seyn mußte, ward er — ein Gönner der schönen Künste; weiter focht ihn nichts an, bis abermals ein Nothfall ihn zwang an seinen Ring zu denken, ein trauriger Fall, der dem Sultan begegnete daß ihm seine geliebteste Sklavin vom Geisterkönige der Abendröthe entführt ward. Ein schrecklicher Unfall.

Als Nika nämlich, so hieß die Lieblingssängerin des Sultans, an einem schönen Abende vor ihm saß, und die Laute rührte, begleitete sie den Ton des Saitenspiels mit so anmuthigen Tönen daß der König des Geisterreichs der Abendröthe selbst, von ihrem lieblichen Gesange herbeigezaubert, ungesehen ihrem Anblick, in den Strahlen seines Lichtes verborgen, vor ihnen weilte. Und weil eben die Hochzeitnacht seines Sohnes einbrach, den er mit der ältesten Tochter seines Bruders, des Geisterkönigs der Morgenröthe,

vermählen wollte, ſchlüpfte er ſie auf ſeinem letzten Strahl hinweg, in der Idee ſie dem ſchlummernden Sultan Morgens in der früheſten Frühe wieder zu geben, wenn ſie indeß ſeine Hochzeitgeſellſchaft mit dem Zauber ihrer Stimme und ihrer Saiten ergötzt hätte. Der Anſchlag mißlang; vor der Abſendung durch einen der Genien der Morgenröthe hatte ſich ein ſchwarzer Schattengeiſt ihrer bemächtigt und ſie fünf Klafter tief in der Erde in ſeine Höhle verborgen. Die Geiſter weder des Morgen- noch Abendroths wußten ihren Aufenthalt; denn dahin drang keine ihrer Strahlen. Der alldurchdringende Genius der Lüfte allein wußte ihn, und glücklicher Weiſe war er's dem der Wagen gehört hatte, deß der Ring war, der die Verborgene wieder ſchaffen konnte.

Als der Sultan ſie vermißte, und niemand ſagen konnte wohin ſie ſey, entſtand eine allgemeine Trauer bei Hofe. Der Sultan, ſeines Lebens überdrüſſig, entzog ſich den Geſchäften und ward unſichtbar. Ein allgemeines Mißvergnügen entſtand, der Aufruhr war nah, als — ſein erſter Vezier vor ihn trat: „Herr, erinnere dich deines Schwiegerſohnes! Ohne Zweifel iſt der Engel des Todes hiebei mit im Spiel.“ Die Prinzeſſin ward gerufen; an Iſrael erging die vorige Bitte, und „hören iſt gehorchen!“ antwortete er; „gehe hin und tröſte deinen Vater.“ Er ſtrich den Ring; der Genius erſchien; dieſer, da er die Entführte nirgend fand, wandte ſich zum Geiſt der Lüfte, und mit Einem Stoß hatte dieſer ſie aus dem Abgrunde herauf, den ſchwarzen Erdgeiſt tödtend. Auf Schwingen des Zephyrs ſetzte er ſie, die Laute in der Hand, auf ihren Sopha nieder. Sie rührte die Saiten, der König hörte den Geſang und flog zu ihr; die Prinzeſſin gleichfalls. Sie erzählte ihnen ihre Wundergeſchichte.

Indeß ſtand der Genius der Lüfte, der ſie wiedergebracht hatte, ernſt vor Haſſan da: „Du biſt meinem Rathe nicht gefolget. Wozu haſt du meine Geſchenke gebraucht die ich dir anvertraute? Nur dem

Müßiggange, dem Hunger und der Wolluſt haſt du gedienet. Fürchte dich! dir nahet ein Unfall!" Er entſchwand, eben als die Prinzeſſin eintrat, ihrem Gemahl dankend, ihm die Freude des Vaters verkündend. Dieſer, der ſich vor Dank nicht zu laſſen wußte, bot ihm ſein Königreich an und machte ihn zuletzt — zum Mitregenten. Ach, wäre er's nie geworden!

Denn jetzt ſammelten ſich um ihn Schlangen und Hyänen des Neides, der Verfolgung. Die Schlangen züngelten ihm Argwohn ins Ohr; die Hyäne ſtiftete Aufruhr. „Wie? einem unbekannten Fremden, einem Betrüger, einem Zauberer ſollten wir dienen?" Die Beziere regten nicht nur Volk und Heer, ſondern auch einen mächtigen Nachbar auf, der das Reich bekämpfte und bis vor die Hauptſtadt drang; ſie mit dem Heere ſchlugen ſich zu ihm. Haſſan voll Zornes und voll Verzweiflung drückte ſeinen Ring; der Genius der Lüfte ſtand vor ihm. „Du haſt meinen Rath nicht befolget," redete er ihn an, ernſt drohend, „und nicht gebraucht meine Geſchenke. Als König der Völker ſollte der Hut dich decken, um unſichtbar alle Klagen und Beſchwerden deines Volkes zu hören; der Ring an deinem Finger ſollte ſie abthun; denn das ganze Geiſterreich ſtand zu deinen Befehlen. Deine Zeit iſt vorüber; was willſt du?" „Waffen und Harniſch," rief Haſſan, „daß ich mich an meinen Feinden räche, und deinen brennenden Diener Sammiel,[1] der mich begleite." „Sofort," ſprach der Geiſt der Lüfte, „biſt du aus meiner Hand, in der Gewalt des wahren Jeſraels, deſſen Namen du ſtahleſt." Weg war der Ring von ſeinem Finger, weg die Kappe aus ſeinem Buſen; verſchwunden war der Geiſt der Lüfte, und Sammiel ſtand vor ihm mit Schwert und Harniſch. Er kleidete ihn an, ſie ſchritten hinaus ins Lager. Wohin ſie traten, lagen Leichen umher; keinem Flehenden ward vergeben.

Als Lager und Feld eine Todtenſtätte waren, auf der Haſſan

[1] Der brennende Wind der Wüſte.

wild umherblickte, senkte sich eine schwarze Wolke vom Himmel nieder; Jesrael, der wahre Engel des Todes, stand vor ihm mit dem flammenden Schwert. Du hast meinen Namen gemißbraucht, Elender, und mein Amt unberufen verwaltet. Empfange den Lohn." Er berührte ihn mit dem flammenden Schwert, und Hassan, voll der empfindlichsten Schmerzen, brannte zu einem Haufen stinkender Asche hinunter. „Du, Sammiel, sprach der Engel des Todes, was hast du unter Menschen? Entweich in die Wüste."

So traurig endete die Geschichte auf diesem Helden- und Siegesfelde; dagegen trat der belebende Genius der Lüfte in Gestalt eines blühenden Jünglings zum erschrockenen Sultan und seiner trauernden Tochter ein. „Traure nicht, Narzane, fasse dich, König; eines Unwürdigen seyd ihr los, der meine Geschenke nicht zu brauchen wußte. Auch eurer treulosen Diener seyd ihr los; sie liegen auf dem Felde. Vermähle dich, Tochter, mit einem Edlen, der deiner Gemüthsart gleich sey. Am Hochzeittage will ich dir erscheinen, und du, guter Sultan, sollst in Glück und Friede regieren. An Hassan machte ich eine unglückliche Probe, die euch zu erstatten meine Pflicht ist." Hiemit berührte er der Nika Instrument, die Laute; sie erklang; auf dem lieblichsten Klang ihrer Saiten schwebte er langsam davon. Begeistert ergriff Narzane die Laute und sang:

Himmlische Gaben, ach wie selten,
Wie selten nützen wir euch.
Geister, höret uns nicht, wenn wir verlangen und wünschen!
Aber auch ungewünscht
Bleibe zu großes Glück
Uns fern!
Nicht mit dem Ringe, nicht mit dem Hut
Wird uns ein größeres Herz.

Früchte

aus den ſogenannt

goldenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts.

Einleitung.

Man ist gewohnt das Zeitalter Ludwigs XIV. so wie der Königin Anna in England goldene Zeitalter der Literatur zu nennen; Zeiten Saturns, goldne Zeiten für die Menschheit waren weder das eine noch das andre. Kriege verwüsteten Europa; in Staatssachen Parteigeist, in Religionssachen Haß und Verfolgung, zwischen den Classen der Menschen Entzweiung, Aussaugung oder Niederdrückung der untern Stände durch die obern, ein falscher Nationalhaß, eine falsche Nationallehre, ein Streben nach blendendem Schimmer, nach Bequemlichkeit, Witz und Vergnügen bezeichnen den Anfang des verwichenen Jahrhunderts, auch an den lichtesten Plätzen unsrer westlichen cultivirten Welt; die schweren Folgen davon fielen größtentheils auf den zahlreichsten, den arbeitenden Theil der Nationen. Er mußte leiden und darben, indeß wenige im Glanz der Ehre oder im Ueberfluß üppiger Freude lebten. „Als Ludwig XIV. starb, sagt ein Augenzeuge,[1] schien das zerrüttete, gedrückte, verzweifelnde Volk seinen Tod als eine Befreiung zu fühlen; die Aus-

[1] Mémoires du Duc de St. Simon, T. I. p. 264.

länder, ob sie wohl hoch erfreut darüber waren, endlich eines Monarchen los zu seyn der ihnen so lange Zeit hin Gesetze gegeben, und der ihnen durch eine Art Wunder in dem Moment entkommen war in dem sie am sichersten auf seine Unterjochung rechneten, sie betrugen sich anständiger bei seinem Tode als die Franzosen." Gewiß lagen diese und andere hochgerühmte goldne Zeiten Rousseau vor als er in seiner beredten Declamation gegen Künste und Wissenschaften die Frage aufwarf: ob und wie viel diese zum Wohl der Menschheit beigetragen hätten oder beitrügen?

Nicht also uneingeschränkt auf Wohlseyn unsres Geschlechts oder auch nur einer Nation verbreitet sich der Glanz des Worts gülden, sondern nur auf das was dazu ein Werkzeug seyn sollte, auf Künste und Wissenschaften. Wie hoch nun standen diese in dem genannten Zeitalter? Sind ihre Productionen unübertrefflich ewige Muster in jeder Art? Stehen sie ältern Zeitaltern der Griechen, der Römer, der Italiener, Engländer u. s. vor? Sind sie seitdem übertroffen worden? oder bleiben sie, Corneille und Racine, Molière und Lafontaine, Boileau, Fontenelle, Addison, Swift, Gay, Pope u. s. stehende Muster für alle künftigen Zeiten? Ein Jahrhundert weiter gerückt, können wir diese Fragen reiner und sichrer beantworten, als man sie in den Zeiten Ludwigs und der Anna selbst durch Streitigkeiten und Bücherkriege beantworten konnte.

Wären sie aber auch wichtig, diese Fragen? Mich dünkt es. Denn gibt es nicht noch auf der einen Seite einen Hofgeschmack (de la vieille cour), der über das Zeitalter Ludwigs nichts erhabeneres, über Addison und Pope nichts kunstmäßigeres kennet? Auf der andern Seite, wem sind die neueren Horden unbekannt,

die dieſe einſt ſo berühmten Werke des Geſchmacks für wenig mehr als für Knabenſpiele und abgekommene Tanzübungen achten? Stillnachdenkend erhebe die Göttin hier ihren Arm und meſſe und wäge. Jede verlebte Zeit, jede Nation, alle gelten ihr gleich; Athen und Rom, Paris, Twikenham und Tibur. Ihre Greife ſchreiten über Völker, Länder und Zeiten.

Gäbe es aber auch einen Maßſtab des Wahren, Schönen, Guten für alle Völker, für alle Zeiten? Daran laſſet uns nie zweifeln. Was bloß auf Nationalgeſchmack, auf ſogenanntpatriotiſcher Parteilichkeit, auf Coketterie und eigenſinnigem Humor, oder gar auf Wahnſinn, Frechheit und Ueppigkeit beruhet, fliegt auf der großen Wage, die über allen Völkern ſchwebt, bald aufwärts. An jenem Läuterungsfeuer das Zeiten nach Zeiten immer feiner durchglüht, hält es bald die Probe nicht aus und verdampfet.

Kaum gibt es etwas unterrichtenderes, kaum aber auch etwas ſchwereres als ein ſolches Gericht über die Todten, und zwar über die größeſten Geiſter der Vorwelt. Den Prunk ihrer Zeit abgelegt, Geiſt vor dem Geiſt ſtehen ſie da. Die Tuba eines leeren Rufs iſt verhallet: die entfernte Echo murmelt vielleicht etwas ganz anderes als was ihre Nähe jauchzte. Vollends die Irrwiſche, die Sternſchnuppen? Ein Klümpchen Schlamm liegen ſie am Boden.

Aber die ewigen Gedanken bleiben; mit den Jahrhunderten entwölken ſie ſich, immer heller aufglänzend. Auch die weſentlichen Formen der Künſte des Schönen dauren; faſt nur im Bedeutungsloſen oder in Zuſätzen der Unform ändern ſich ihre Geſtalten. Ungeheuer viele Namen trägt nach jener ſchönen Fabel Arioſts [1] der muntergeſchäftige Greis, die Zeit, in den Strom der Vergeſſenheit,

[1] Orlando furioso Canto XXXV.

um welchen mit großem Geschrei unaufhörlich Raben, Elstern und gierige Geier schwärmen. Hie und da erhaschen sie einen hingeworfenen Namen mit Klaue oder Schnabel, lassen ihn aber bald wieder sinken; zwei heilige, weiße Schwäne wachen über wenige große Namen, fangen sie auf, und tragen sie zum Tempel der Unsterblichkeit hinüber.

1.

Geſchichte.

Unter Ludwig XIV. exiſtirte ſie nicht. Hiſtoriographen beſoldete er; weiſe aber unterließen ſie es ihr Amt zu verwalten. Er nahm ſie mit zu Felde ſeine Thaten zu ſehen; Boileau ſtieß laut in die Drommete: „Großer König, höre auf zu ſiegen, oder ich — höre auf zu ſchreiben" (an dergleichen Lob war Ludwigs Ohr gewöhnt); der Satiren- und Odenmacher ſchrieb aber keine Geſchichte. Racine, der zarte, blöde Racine, fiel faſt in Ohnmacht als er in Gegenwart des Königs und der Maintenon den Namen Scarron als eines Poſſenreißers unvorſichtig genannt hatte; und als der König in einem von ihm namenlos aufgeſetzten, der Maintenon anvertrauten Memorial über die damalige Noth Frankreichs, ihn höchſtungnädig erkannte, grämte ſich der arme Dichter zu Tode. Racine alſo ſchrieb keine Geſchichte. Pater Daniel, ein Jeſuit, verſtand das Ding beſſer. In ſeiner Geſchichte von Frankreich machte er von der Familie d'Aubigné, zu der ſich die Maintenon zählte, eine ſo glänzende Erwähnung daß ſein Buch bei den Höflingen, und durch ſie weiterhin ſchnellen Lauf gewann. Er ward königlicher Hiſtoriograph, und genoß ſeine Penſion ſchweigend.

Wie kann man auch nur denken daß ein Monarch wie Ludwig bei ſeinen Lebzeiten einen Geſchichtſchreiber habe? Iſt die erſte Pflicht dieſes, Wahrheit zu ſagen, Falſches nicht zu ſagen, mit kühner Hand Glanz und Schimmer hinweg zu thun wo dieſe die Begebenheiten

entstellen, Charaktere verfälschen; wie war ein Geschichtschreiber an einem Hofe, unter einer Regierung denkbar, die ganz Schimmer, Schimmer von so betäubender, blendender Kraft war, daß er die Welt um sich her zu einer Zauberhöhle machte, in welcher allenthalben nur der Name des großen Monarchen glänzte. Das einzige Wort Ludwigs: l'Etat c'est moi! verbot unter seinen Augen alle Geschichte.

Und wie fernhin reichten diese Augen! Er der die Holländer einiger öffentlichen Spöttereien wegen mit einer fürchterlichen Kriegsmacht anfiel, er der Bussi-Rabutin eines ungezognen Couplets wegen verbannte, und des Telemachs wegen Fenelons unversöhnlicher Feind war; ein Machthaber wie er litt keine Geschichte.

Keine andre wenigstens als die ihm aus seinen eignen, auf seine eignen Kosten dargebracht ward, eine metallische goldne; aus Denkmünzen die er auf sich hatte prägen lassen, mit Aufschriften dazu er eine eigne Akademie bestellt hatte; eine vollwichtiggoldne Geschichte. [1]

Desto hämischer neckten ihn dafür seine Feinde; desto lauter schrien seine Verfolgten. Von beiden Seiten war also keine Geschichte zu erwarten, die in gemäßigtem Licht einen ruhigen Anblick fordert.

Aber die Scenen rücken vorbei; die Zeiten ändern sich und erscheinen in ihren Folgen; dann erst beginnt eine vergleichende Geschichte. Verzweifle niemand daran daß wir oder unsre Nachkommen die großen Begebenheiten unsrer Zeit nicht auch als Geschichte sollten kennen lernen. Auch sie werden in die Entfernung treten, in der allein sie ein Maß mit reinem Anblick gewähren. Was im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Ludwig, Wilhelm, Eugen, Marlborough und andre, waren in Mitte des Jahrhunderts andre Helden; alle haben ihr Maß gefunden. Die schädlichste Krankheit der Geschichte ist ein epidemischer Zeit-

[1] Histoire métallique de Louis XIV.

und Nationalwahnsinn, zu dem in allen Zeitaltern die schwache Menschheit geneigt ist. Nichts dünkt uns wichtiger als die Gegenwart, nichts seltner und größer als was wir erleben. Treten nun zu diesem engen Gefühl noch aufblühender Nationalstolz, alte Vorurtheile von mancherlei Art, Verachtung andrer Völker und Zeiten, von außen anmaßende Unternehmungen, Eroberungen, Siege, vor allem endlich jene behagliche oder vornehme Selbstgefälligkeit hinzu, die sich selbst als den Mittelpunkt der Welt auf dem Gipfel der Vollkommenheit wähnet, und nach dieser Voraussetzung alles beäuget: so kommt in dieß ganze chinesische Gemälde eine Verzogenheit der Begebenheiten und Figuren, die bei angewandtem Talent zwar unterhalten, vielleicht auch bezaubern kann, am Ende aber doch ermüdet. Wir fühlen uns durch die glänzende Darstellung getäuscht, und sind unwillig über diese Täuschung; denn die Folgezeit hat den falschen Firniß abgestrichen, die Begebenheiten anders gerückt, und die Gestalten rein modelliret. Wie wenige Geschichten des vorigen und der ihm vorangegangenen Jahrhunderte lassen sich jetzt noch mit zustimmendem Urtheil vom Werth der Dinge lesen! Anmaßungen, Entwürfe, Schlachten, Lobsprüche, Siege — alles hat mit dem Ende des Jahrhunderts ein andres Maß erhalten; und wer bürgt uns dafür, ja wer darf es sich anmaßen daß er dieß Maß schon in der bestimmtesten Reinheit der Absichten und der Schätzung der Dinge habe? Auf jeden Fall indeß sind wir weiter.

Die Geschichte Wilhelms von Oranien und der Königin Anna hatte, obwohl aus andern Ursachen, dasselbe Schicksal. Die Gährung der Whigs und Tories, die hundert Dinge in einander mischten, und ihre Bestrebungen mit jedem neuen Minister änderten, ja die oft selbst nicht wußten was sie wollten, machten lange Zeit jede reine Ansicht der Begebenheiten und Charaktere unmöglich. Swifts Geschichte der letzten Jahre dieser Königin ist das trockenste seiner Werke, und da es das aufrichtigste seyn will, doch auch ein-

seitig, parteilich. Es gehört ein Erwachen dazu den Traum und Drang der Begebenheiten zu ordnen wenn er — geträumt ist.

Wie viel gehört überhaupt zum leicht ausgesprochenen Wort Geschichte neuerer Zeiten. Ein schätzbarer Schulmann ließ eine Rede über den Satz halten, „daß die neuere Geschichte zwar angenehmer, bei weitem aber ungewisser sey als die alte,“ [1] und führte zu dessen Bestärkung als ein eifriger Verehrer der alten manche Gründe an. Das Ungewisse bei Seite gesetzt, in welches sich die alte und neue Geschichte verhältnißmäßig wohl theilen möchte, ist die neuere Geschichte viel zusammengesetzter und verflochtner als die alte. Die Führung unsrer Geschäfte, ihre Hülfswerkzeuge und Maschinen, noch mehr die Entwürfe und Charaktere der jüngeren Welt haben jene plane Evidenz verloren, die uns in der Geschichte der Griechen und Römer bezaubernd festhält. Alle Begebenheiten Europa's laufen in einander, und ihre ersten Triebfedern sind oft wo man sie am wenigsten sucht, im dunkelsten Winkel, nicht etwa eines Cabinets, sondern einer Gesindstube oder in einem noch heimlichern Raume. Die Register eines Staats (Departemente genannt) tönen oft in einem solchen Gewirr, oder eins, gewöhnlich das Kriegswesen, ruft allen andern so laut vor, daß eine Geschichte der Zeit, d. i. eine Harmonie zu ziehen, gewiß das Werk nur eines Orpheus, Amphions, oder gar eines himmlischen Genius seyn möchte. Hätte Boulainvilliers z. E. aus den zweiundvierzig Foliobänden von Berichten, die über den Zustand Frankreichs auf Befehl des Herzogs von Bourgogne einlangten, ein Gemälde entwerfen wollen, wie aristokratisch wäre es geworden! Hätte Bossuet eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, welch eine clericalische Gestalt würde sie gewonnen haben, da z. B. der Abt de Choisy seinen König zu einem förmlichen David und Salomo machte. Die jüngste, späteste Tochter Mnemosynens ist die Muse einer wahren Geschichte

[1] Joh. Mich. Heinzens kleine deutsche Schriften. Th. II. S. 228.

wenn wir in Mitte oder zu Ende des Jahrhunderts an ſie oder an Vorläuferinnen derſelben kommen werden: mit welcher Freude wollen wir ſie begrüßen! mit welcher hoffnungsreichen Ausſicht auf zukünftige Zeiten wollen wir ſie umarmen!

Damit wird den Geſchichtsforſchern Frankreichs und Englands unter Ludwig, Wilhelm und Anna an ihren Verdienſten nichts geraubet. Sie übten ſich in ältern Zeiträumen, über die ſie frei ſchreiben durften. Der brave [1] Mezerai in Frankreich, Rapin de Thoiras in England thaten ſo viel ſie konnten; St. Reals Geſchichte der Verſchwörung in Venedig, du Bos Geſchichte der Ligue von Cambrai, Vertots Revolutionen mehrerer Völker, Rollin u. ſ. werden immer noch mit Wohlgefallen geleſen. Die zum Apparat der Geſchichte in Bibliotheken, Sammlungen oder in hiſtoriſcher Kritik beigetragen, le Long, Lauriere, Launoy, Mabillon und ſo viel andre Sammler in Frankreich und den britanniſchen Inſeln ſind durch ihre Mühe oder durch ihre Kritik ſehr ſchätzbar. Die Akademie der Aufſchriften lieferte treffliche Discuſſionen über die alte und mittlere Geſchichte, inſonderheit Frankreichs; aus Furcht der Unſicherheit in den nächſten Gegenden beſuchte die hiſtoriſche Muſe entlegnere Reviere. „Wie werden Sie es machen, fragte der Herzog von Bourgogne den Abt Choiſy, um zu ſagen daß Karl der Sechste närriſch war?" „Monſeigneur, antwortete dieſer, ich werde ſagen: er war närriſch." So als Ludwig XIV. den Geſchichtſchreiber Mezerai fragte: „warum er Ludwig XI. zum Tyrannen gemacht habe?" antwortete dieſer demüthig: Sire, pourquoi l'était-il? Damit hatte das Geſpräch ein Ende; beim grand Alcandre ſelbſt wäre es damit nicht beendet geweſen.

[1] Allzu verkannte. M.

Geſchichte und Dichtkunſt.

Ein Muſengeſpräch in der vaticaniſchen Rotonda.

Im ſchönen Muſentempel, wo ich einſt
Anſchauend in Begeiſtrung mich verlor,
„Jungfräuliche Geſtalten, ſprach ich, lebtet —
Wo lebtet ihr? Der reinen Menſchheit Bilder,
Woher nahm euch der hohe Genius?“

Da füllte des entzückten Phöbus mich,
Des ſchönen Jünglings Päan; und das Chor
Der Muſen mit Geſang und Flötenton,
Pſalterion und Leier ſtimmten ein;
Kalliope mit aufgeſchlagnem Buch,
Euterp' und Erato, Terpſichore,
Thalia; nur die Muſe der Geſchichte
Saß ſchweigend da mit weggewandtem Blick.

Ich nahete mich ihr, und Geiſt zu Geiſt
Verſtand ſie mich, antwortete mir ſanft:
„Du wunderſt, Fremdling, dich, daß ich im Chor
Der lauten Schweſtern ſchweig'? Ich horche zu
Und merk' auf unſres hohen Führers Anklang,
Und lern' an jeder lebendem Geſang.
Kalliope ſtellt meinem Ohr vor Augen
Was einſt geſchah. Umfang und Ziel und Zweck,
Das Maß der Gegenwart und Leidenſchaft,
Lern' ich aus ihrer und der Schweſtern Weiſe;
Doch ſteht auch ſchweigend dort Melpomene,
Die ihren Fels hinanſteigt; ſiehe dort
Urania mit ihrem Stabe, mit
Erhobnem Finger Polyhymnia,

Sie lehren mich die höhre Harmonie
Der Weltbegebenheiten. Horch!"

Ich hörte -

Welch einen andern als der Leier Klang,
Als Flöt' und Cither und Psalterion!
„O Klio," sprach ich —

„Nenne mich nicht Klio,
Die Preisende; denn meine Tuba gab
Ich längst der Fama, die, die Wangen voll
Von Athem, Lob verkündet. Meine Mutter
War Mneme; [1] ihre liebste Schwester hieß
Melete; [2] und Aide [3] war die jüngste,
Ihr aller Mutter war Mnemosyne. [4]
Die Schwestern, die Aidens Abkunft sind
(So sagt der Götterspruch), sie werden einst
Im Ansehn sinken; denn Mnemosyne
Mit ihren Töchtern, Mneme meine Mutter,
Melete und Aide, die drei höchsten
Und hehresten der Musen, kehren einst
Dem bessern menschlichen Geschlecht zurück.
Und sie erwarten meine nähern Schwestern,
Die Schweigenden; hier Polyhymnia,
Die mir der alten Gotteslehre Weisheit;
Urania, die mir der Welten Bau,
Der Zeiten Ordnung; dort Melpomene,
Die Heldenseelen mir als Heldin zeigt:

[1] Bleibendes Andenken.
[2] Ueberlegendes Nachdenken.
[3] Die Sängerin.
[4] Gedächtniß, Erinnerung.

Wir hoffen auf die Kommenden; und ich
(Dieß iſt mein Amt) blick' in die Gegenwart,
Und horch' aus dem Vergangenen die Zukunft;
Denkwürdiges nur ſchreib' ich; Spiel und Tand,
Thaliens Masken, gehen mir vorüber.
Sey Fremdling, unſer Freund, und lern auch du
Der Weltbegebenheiten Melodie
Erſt hören, dann verſtehn und lieben!"

Sie
Saß lebend vor mir; veilchenblau ihr Kleid,
Dunkelroth ihr Gewand mit blauem Saum,
Ihr Ohr und Armſchmuck helles reines Gold. [1]
So ſaß vor mir die Königin und ſchwieg.

Ihr Horchen aus der Fern', ihr ſtiller Blick
Tief in die Zukunft; was ſie zu mir ſprach
Und vorverkündet', bleibt im Herzen mir.

Nicht Klio mit der Tuba ehr' ich fürder,
Die heil'gen Töchter der Mnemoſyne,
Melete, Mneme und Aide, ſie
Sind meine Muſen. Wenn die Menſchheit einſt
Vom Traum erwacht, und jener ſchöne Jüngling
Nicht müßig mehr Eidechſen ſpießet; [2] wenn
Er Muſenführer, Hirt, der Menſchheit Arzt
Und ihr Befreier, ſeinen Päan ſingt —
Sind der geſammten Menſchheit Muſen ſie.

[1] In einem bekannten Herculaniſchen Gemälde iſt die Muſe der Geſchichte ſo gekleidet.

[2] Am Eingang der Rotunda ſtanden der Schlaf an der einen, Apollo der Eidechstödter an der andern Seite.

Baco von der Geſchichte.[1]

Unter menſchlichen Schriften ragt an Würde und Anſehn die bürgerliche Geſchichte hoch hervor. Ihrer Treue nämlich ſind die Beiſpiele der Vorfahren, der Wechſel der Dinge, die Grundveſten bürgerlicher Klugheit, der Menſchen Name und Gerücht anvertrauet. Zu ihrer Würde tritt ihre Schwierigkeit, die eben ſo groß iſt. Denn den Geiſt in das Vergangene zurückziehen und ihn gleichſam alt machen, die Bewegungen der Zeiten, die Charaktere der Perſonen, der Rathſchläge Gefahren, der Handlungen (als wären ſie Gewäſſer) verborgene Leitungen; das Innere äußerer Vorwände, die Geheimniſſe der Regierung mit Fleiß zu erforſchen, ſie treu und frei zu erzählen, hell endlich vor Augen zu ſtellen, dazu gehört große Mühe und ein großes Urtheil, inſonderheit da alles Alte ungewiß, das Neuere mit Gefahr umwunden iſt. Daher dann auch dieſer Geſchichte viel Fehler umherſtehn, indem einige ſtatt ihrer dürftige, gemeine, ſogar unanſtändige Erzählungen vortragen, andre Particularberichte und Geſchwätz darüber eilfertig in ungleichem Gewebe zuſammenflicken, andre die Titel der Begebenheiten nur durchlaufen; wiederum andre jede Kleinigkeit, die zur Sache nichts thut, verfolgen; einige aus gar zu großer Nachſicht gegen ihren eigenen Witz vieles kühn erdichten; andre zwar nicht das Gepräge ihres Geiſtes, deſto mehr aber ihrer Affecten den Begebenheiten eindrücken und zufügen; ihrer Partei wohl eingedenk, über die Dinge ſelbſt aber untreue Zeugen. Manche, die ſich in der Politik gar wohl gefallen, bringen allenthalben Staatsklugheit an, und da ſie zu dieſer Oſtentation Auswege ſuchen, unterbrechen ſie gar zu leichtſinnig den Faden der Erzählung; andre ſchalten lange Reden und Predigten, wohl auch lange Actenſtücke ein, mit wenigem Urtheil, ſo daß offenbar unter allen menſchlichen Schriften nichts ſeltener iſt als eine eigentliche geſetzmäßige, vollkommene Geſchichte.

[1] De augmentis scientiarum L. II. Cap. 5.

2.
Denkwürdigkeiten (Mémoires.)

Je ärmer an Geſchichte (im hohen Sinne des Worts) der Anbruch des vergangenen Jahrhunderts war, deſto reicher war er in Frankreich und England, zumal im erſten Lande, an ſogenannten Denkwürdigkeiten (Mémoires). Was iſt in ihnen für unſre Zeit brauchbar? worin ſind ſie auch für uns Muſter?

Frankreich konnte ſich trefflicher Memoires, faſt von den Zeiten des wieder in Gang kommenden Schreibens rühmen. Der Mönchschroniken nicht zu gedenken; wer kann das Leben Ludwigs des Heiligen von Joinville leſen, ohne den gutmüthigen König, mit deſſen Lebensweiſe man völlig vertraut wird, zu lieben? Nach Froiſſard und andern war im 15ten Jahrhundert bereits Philipp de Comines durch ſeine darſtellenden trefflichen Denkwürdigkeiten ein Muſter dieſer Gattung von Schriften für ſeine Sprache worden. Ludwig den Eilften, ſowie Karl den Kühnen ſiehet man in ihnen denken, handeln, leben; er traf in einen Zeitpunkt großer Begebenheiten, war beiden ſo ſcharf contraſtirenden Führern derſelben nah, und wägt, naiv erzählend, wie auf der Vernunftwage, ihre Geſinnung, ihr Betragen, ihr Schickſal. Werke ſolcher Art machen im ſtillen auf Jahrhunderte Eindruck; noch jetzt wird Comines in ſeiner beſten Ausgabe [1] wie ein belehrender Roman geleſen. [2]

Fortan fehlten unter den folgenden Königen Denkwürdigkeiten ihrer Zeit, von vortrefflichen Männern geſchrieben, nicht; inſonderheit waren die Zeiten der Kriege ſeit Franz I., noch mehr die Zeiten der Ligue daran fruchtbar. Die Memoires von Bellay, Thuans Geſchichte ſeiner Zeit, Boivin, Caſtelnau, Tavannes, Monluc, d'Etoiles, Mornay, d'Aubigné, und wie viele andere! ſind

[1] Mémoires de Messire Philippe de Comines, Ausgabe des Langlet du Fresnoy Par. 1747. 4. Vol. 4.

[2] Er iſt der einzige welcher Ludwig den Eilften zeigt wie er war. M.

in ihrer Art schätzbare Schriften. Wem sind die Mémoires de Sully unbekannt?. Unter Ludwig XIII. die Berichte von d'Avrigny, dem Marschall d'Etrées, Bassompierre u. s. Jeder ausgezeichnete Mann hatte in diesen verwirrten Zeiten seinen Memoire-Schreiber gefunden, oder er schrieb seine Begebenheiten und Ansichten der Dinge selbst.

Auf dieser sprachreichen lichten Höhe stand die Vorzeit Frankreichs, als Ludwig XVI. minderjährig auf den Thron kam. Die Zeiten der Fronde begannen und endeten mit einem Reichthum von Denkwürdigkeiten, die eifrig, fein, zierlich dargestellt und erzählet, Leser jeglicher Art und entgegengesetzter Parteien vergnügten. Die Memoires des Cardinals de Retz z. B. wird man lesen solange die französische Sprache dauert. Sie schildern den Lärmen um Nichts, der auf einen jour de barricade (ein Sperren der Gassen), auf nichts höheres hinausging, sammt dem nächtlichen Zusammenlaufen, Unruhen und Intriguen; bei diesen die Charaktere der Theilnehmer und Theilnehmerinnen in mancherlei Rang und Stande so lebendig daß man sich in ihrer Mitte befindet, und wenn man die bekannten Bildnisse dieser Personen dabei im Sinn hat, mit ihnen gleichsam mitlebet; selten zwar thätig mit ihnen, desto öfter aber wundernd und staunend, verabscheuend und bisweilen hochachtend. Der störende Cardinal, der nach einem Leben voll Unruhe zu nichts gekommen war, eigentlich auch zu nichts hatte kommen wollen, konnte in seinem hohen Alter besseres nichts thun als in Ruhe leben und seine Schulden bezahlen. Die Memoires von Joly, Rochefoucault, Gourville, der Herzogin von Nemours u. s., die der Erzählung des Cardinals als ergänzende Berichtigungen zur Seite gehen, bringen in diesen Winkel der Geschichte viel Licht der Menschenkenntniß, wenngleich nicht immer der Menschenliebe.

Als Ludwig selbst den Scepter ergriff, änderte sich der Ton solcher Denkwürdigkeiten nach jeder Weise des Hofes. Die galanten

Abenteuer des Königs mit dem immer troſtloſen Ende ſeiner-Maitreſſen gaben galante und traurige Memoires; die Kriegs- und Staatsbegebenheiten, das oft veränderte Hofleben von Zeiten der Königin-Vormünderin an durch alle Lebensperioden ihres verliebten, ehrſüchtigen, dann verwelkten und devoten Sohnes, mit allen Glücks- und Unglücksfällen der Höflinge und Miniſter, ihrer Werkzeuge und Diener, gaben Denkwürdigkeiten in der ſeltſamſten Miſchung. Und da von dieſem allen in der Claſſe von Menſchen die damals für die einzig gebildete galt, allgemein geſprochen ward; da man die Bildniſſe der Perſonen dieſer Memoires damals an Höfen und in Schlöſſern aufſtellte, ſo galten ihre Memoires ſelbſt als Muſter des Geſchmacks und der feineren Lebensart allenthalben. Welche zierliche Bibliothek beſitzt nicht Denkwürdigkeiten einer Motteville, M'ont-penſier, d'Aunoi, Maintenon, eines Buſſi-Rabutin u. ſ.? Welcher Kriegsmann der alten, galanten Zeit hätte ſich nicht um die Memoires vom großen Condé, von Turenne, Vauban, Villars, Berwick, Luxembourg, Catinat u. ſ.; welcher Seemann nicht um die Denkwürdigkeiten Forbins, Tourville, du Gué Trouins; welcher Staatsmann nicht um die Berichte eines d'Avaux, d'Eſtrades und die Erzählungen eines Montglat, Bouillon u. ſ. bekümmert! Selbſt die Denkwürdigkeiten die in den Zeiten der Revolution, alſo ein Jahrhundert ſpäter erſchienen, und den Hof Ludwigs betreffen,[1] fanden eine Leſewelt als ob Ludwig noch lebte und herrſchte. Ueberhaupt iſt durch die franzöſiſchen Memoires die Sprache, der Geſchmack, die Denkart Frankreichs mehr als durch irgendeine andere Gattung von Schriften thätig in die Welt verbeitetet.

Was ſie nicht bewirkten, thaten Briefe, Bourſault, le Pais, Voiture, Fontenelle hatten durch witzige, galante, naive Briefe einen Geſchmack an dieſen Näſchereien des entfernten und

[1] Von St. Simon, Noailles, Richelieu, du Clos u. ſ.

nähern Umgangs vorbereitet; an der Sevigne Briefen glaubte man endlich das Muster wie mütterlicher Liebe, so der feinsten weiblichen Schreibart zu finden. Die vornehme Delicateſſe in ihnen gefiel am meiſten; wenigſtens ihre Phraſen ahmte man ſtandesmäßig nach. Und wer könnte den Briefen der Maintenon, Fenelons, ja ſeines Vorbildes ſchon, des heiligen Franz von Sales, ihrer ſchönen Vernunft, ihres zarten Ausdrucks wegen, den innigſten Beifall verſagen?

Wie ſtehen nun alle dieſe Productionen am Ende des Jahrhunderts? ſind ſie ausſchließend ewige Muſter?

Einen gewiſſen Ton der Farben, ſowie den Firniß damaliger Galanterie hat die Hand der Zeit ziemlich ſcharf abgeſtrichen als man unter dem Herzog Regenten und der nachkommenden Regierung ihre Folgen erlebte, ſo daß man in Frankreich dieſes Tons längſt ſatt war und ihn längſt lächerlich gemacht hatte, als man ihn in Deutſchland noch nachahmte. Zur Kunſt ein ſchönes Nichts zu ſagen, gehörte eigens die Behendigkeit, der Glanz und die ſcheinbare Präciſion der franzöſiſchen Sprache; die herzliche Biederkeit oder, wo dieſe fehlte, der ſchwerfällige Ernſt der Deutſchen machte jene leuchtenden Blitze oft zu unſanften Donnerſchlägen.

Die Manier, Charaktere zu zeichnen wie ſie im Zeitalter Ludwigs Mode war, gründete ſich gleichfalls auf den Bau der Sprache, ſowie auf den Ton der damaligen Lebensart und Unterhaltung. Eine gewiſſe Metaphyſik, die der franzöſiſchen Sprache von jeher eigen geworden war, ſodann auch die Flüchtigkeit des Hofcharakters der Eine Perſon oder Sache von mehreren Seiten zu beäugen und mit einem neuen Ausdruck ſie treffend und noch treffender zu bezeichnen ſtrebte, gab den vielen Abſtufungen und Lichtbrechungen der Begriffe Raum, die der franzöſiſchen Sprache ſogar eine eigene Interpunction gaben; denn wie ſie laſſen ſich weder

Griechen noch Römer interpunktiren. Faſt alle Sprachen Europa's ſind ihnen indeß bei Annahme des Baues ihrer Schreibart gefolget. Wie die Begriffe zerlegt und geſpalten werden, ſo auch der Ausdruck. Daß dieſe überfeine Schilderung der Charaktere von fremden Nationen mißlich nachgeahmt werde, iſt durch ſich ſelbſt klar; in lebhaft geſchriebenen franzöſiſchen Memoires thut ſie keine üble Wirkung. Mit friſchen Farben wollte man die Perſonen ſeiner Bekanntſchaft malen; zu einer Galanacht gehörte alſo auch — Schminke.

Soviel die Farben; anlangend aber den Zweck und die Seele ſolcher Memoires, wer könnte daran etwas tadeln? Jeder Menſch der Denkwürdigkeiten erlebt oder verrichtet, hat das Recht ſie zu erzählen; je verſtändiger, je unterhaltender, um deſto beſſer. Wer ihm nicht zuhören will, verlaſſe die Geſellſchaft. An einem ſtummen **Memento mori**, als Inbegriff ſeines ganzen Lebens, mag ein Carthäuſer ſich erbauen; Leben iſt Aeußerung ſeiner Kraft; von dem aber was Seele und Hand wirkt, will auch das bewegliche Ruder der Vernunft, die Zunge reden. Durch dieß Sprechen über ſich klärt ſich der Handelnde ſelbſt auf; er lernt ſich als einen Fremden im Spiegel beſchauen, und was Shaftesbury ſo hoch anräth, theilen. Zwei Perſonen werden aus ihm, der gehandelt hat und der ſeine Handlungen jetzt erzählt oder beſchreibet. Zudem iſt in ſolchen Erzählungen der Erzähler gewöhnlich der kleinſte Theil der Geſchichte. Die Perſonen mit denen er bekannt ward, die Charaktere die auf ſeinen Lebensweg trafen und ſein Schickſal beſtimmten, die Begebenheiten in welche er, meiſtens unwillkürlich, verflochten ward (denn wer beſtimmet ſich ſelbſt Ort und Zeit, Umſtände und Zufälle ſeiner Exiſtenz?), und wie er, ſich dabei nahm, wie nach Jahren er ſie jetzt ſelbſt anſieht — dieß macht gewöhnlich das Intereſſanteſte ſolcher Legenden. Der gemeinſte Menſch kann in Umſtände, in eine Verbindung mit Perſonen gerathen die gerade er mit dem ſchlichteſten Blick anſieht, da ſie ſich gegen ihn am un-

verhohlensten äußern. Gourville, des Kammerdieners von Rochefoucault, Memoires sind oft merkwürdiger als die seines Herrn. [1]

In Memoires kommt zum Vorschein was sonst nirgend ans Licht tritt, ja wovon manche Philosophie und Politik kaum träumet. Jetzt ein Abgrund von so wunderlichem Aberglauben als man diesem vernünftigen, jenem großen Mann a priori unmöglich zutrauen würde; jetzt in Kleinigkeiten oder gar in Führung der ganzen Lebensweise eine Eigenheit die zuweilen dem Wahnsinn nahe gränzet; Schwachheiten und Größen die uns überraschen, die man dem menschlichen Gemüth kaum zutrauet; in allem endlich ein Spiel der Verhängnisse und Zufälle, das eitle Menschen sich schwer eingestehen, und das doch in jede Scene des Menschenlebens so mächtig wirket. An reifüberdachten, wohlgeschriebenen Memoires bereichert sich also nicht etwa nur die Psychologie und die kahle Geschichte; vielmehr und inniger der überlegende Verstand, die praktische Personen-, Sachen- und Weltkenntniß.

Ja, wer wollte dem Herzen seinen Antheil an ihnen versagen? Liebend oder hassend lesen wir sie, indem wir immer doch ferne Zeiten, verlebte Personen mit den unsern vergleichen. Aus einer verschwundenen Welt erscheinen sie uns, um uns zum bessern Genuß und Gebrauch der gegenwärtigen, unseres Standes und Lebens zu erwecken, zu stärken. Mancher Jüngling ist durch das Lesen der Denkwürdigkeiten eines Mannes von großer Natur selbst zu einem nicht gemeinen Mann worden. Manchen Niedergedrückten, Trostlosen hat eine einzige Stelle solcher Lebensbegebenheiten, Ein Entschluß, oft nur Ein Wort in ihnen wie ein himmlischer Genius aufgerichtet. Wenn aus irgendeiner Gattung von Schriften Gleichmuth, das nil admirari [2] und das noch schwerere nunquam de-

[1] So auch die von la Porte. M.

[2] Nichts zu sehr bewundern.

sperare[1] zu lernen ist, so wäre es aus dieser; die meisten derselben sind ein fortgehender Commentar der Oden und Briefe des Horaz über die einzige praktische Lebensweisheit warnend oder lehrend. Ja wenn ein Mensch noch einiger Aufrichtigkeit und Wahrheit fähig, wenn der Eitelste von hundert Lügen deren er sich selbst überredet, der Trägste von gewohnten Hinlässigkeiten die ihn ins Verderben stürzten, noch zu retten, zu heilen ist; wodurch wären sie es als durch Memoires über sich selbst? durch einen ernsten Zurück- und Durchgang seines eigenen, wie verlebten Lebens!

Wenn einer Nation, so wäre der unsrigen zuzurufen: „Schreibt Denkwürdigkeiten ihr stillen, fleißigen, zu bescheidenen, zu furchtsamen Germanen! Ihr stehet hierin andern Nationen weit nach. Diese erhoben ihre Helden, ihre Entdecker, ihre ausgezeichneten Männer und Frauen auf Schwanen- oder Adlerfittigen in die Wolken; ihr lasset sie matt und vergessen im Staube." Unsere alten Biographien sind nicht gesammelt; die französischen, englischen sind es. Der prächtigen Ausgabe Thuans sollte unser Sleidan entgegengestellt werden; das Unternehmen kam nicht zu Stande. Eine **Biographia Germanica**, wie die Britten eine **Britannicam** haben, ist, soviel seit Leibnitz davon gesprochen ward, ein unerfüllter Wunsch geblieben; an selbstgeschriebenen Lebensbegebenheiten sind wir Deutsche sehr dürftig. Selten schrieben unsere Helden, denn viele konnten nicht schreiben; die Cultur, die schon zu den Zeiten Franz I, Heinrichs IV, der Elisabeth, Frankreich und England zum sprechenden Nationalruhm belebte, war Deutschland in seinen obern reichen Ständen fast fremde. Unsere Domherren schrieben nicht; unser Adel spielte und jagte. Treufleißige Geschäftsmänner dagegen ermatteten und verlagen unter dem Joch ihrer vielvertheilten Geschäfte und unter dem noch schwereren bleiernen

[1] Nie zu verzweifeln.

Joch des deutschen Pedantismus. Sprachen sie von sich selbst, so war's von ihrer Treue, ihrer Religiosität, ihrem Diensteifer, von der Bürde die sie zu tragen, von den Kämpfen die sie zu bestehen, von der Ungnade der sie zu entweichen hatten — Trauriges Leben! Der vielverdiente Moser in seinem patriotischen Archiv hat uns mehrere dergleichen Castra Doloris dargestellt, die die Brust zusammendrücken, statt daß sie sie erweitern und erheben sollten, ja die zuletzt den Seufzer zurücklassen: anch'io sono *** [1] Mit wie freierem Blick sehen Franzosen, Engländer, Italiener, Schweden auch unter Monarchien umher, urtheilen und scheuen sich nicht beurtheilt zu werden. Das Gefühl daß sie einem Vaterlande, daß sie sich selbst zugehören und von der Anwendung ihres Lebens sich und der Welt Rechenschaft schuldig sind, gab ihnen Muth zum Urtheile. Wenn dagegen in einen Deutschen von Stande zuweilen das Gefühl daß er ein merkwürdiges Ding sey, fuhr, wie abenteuerlich spreizte er sich meistens in seinem vornehm niedrigen Wahne! In Ahnen lebte er, die er aufstellt, in längst verblichnen Schattenbildern; und erröthet nicht sich selbst dem Publicum als einen Thoren darzustellen, da es einen weisen verständigen Mann erwartete, der mit Rücksicht auf andere, auf die ganze gebildete Welt, anständigbescheiden von sich rede. Im siebenzehnten bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die sogenannten Lebensläufe hinter den Leichenpredigten und Epicedien das steife Maß deutscher Denkwürdigkeiten; nachher verloren sich auch diese, da dann hie und da eine freche Selbstlobpreisung oder eine erkaufte Lobpreisung durch andere ans Licht trat, glorreich anzuschauen, ekel zu lesen. Die deutschen Gelehrten endlich — sie in ihrem mühseligen Kreise vertraten hierin fast noch einzig den Ruhm der Nation. Sie lobten und befehdeten einander auch im Grabe; durch beides ward das wahre Verdienst von den Händen der Zeit gesichtet und erprobet. — Aber auch

[1] Auch ich bin ein ***

unter ihnen, wie wenige ſind die von ſich ſelbſt zu ſchreiben wagten! und die meiſten derſelben erzählten ein wie trauriges, mühvolles Leben!

Denkwürdigkeiten ſein ſelbſt müſſen, zu welchem Stande man auch gehöre, rein menſchlich geſchrieben ſeyn; nur dann intereſſiren ſie den Menſchen. Uns Deutſchen, zumal bei unſrem Charakter, unſern Sitten, unſerer Verfaſſung und Lebensweiſe iſt dieſe Gemüthlichkeit unentbehrlich, ja vielleicht unablеglich. Der galante Scherz mit ſich ſelbſt und der Welt, geſchweige mit der Politik, iſt uns ſelten gegeben. Menſchliche Denkwürdigkeiten aber, wem wären ſie unterſagt? ja von wem würden ſie, ſeiner eigenen Bildung wegen, nicht gefordert?

Maß der Adraſtea in Denkwürdigkeiten ſeiner ſelbſt.

1. Niemand erröthe beſchämt oder zitternd daß er von und über ſich, ſelbſt ſchreibe; als ein Vernunftweſen iſt er Rechenſchaft über ſich, ſich ſelbſt ſchuldig. Wozu er von der Natur beſtimmt ſey? was er geworden? weßhalb nicht mehr? was ihn daran verhindert? wer ihm dazu geholfen? Fragen, deren ſich keiner überheben ſollte. Jede Pflanze, jeder Baum hätte, wenn er Vernunft beſäße, das Recht alſo zu fragen; in ſeinem Namen thut's der Naturforſcher, der Haushalter. Naturforſcher und Haushalter über uns ſelbſt ſind wir, mit angebornen, unveräußerlichen Naturrechten.

2. Sogleich treten uns bei dieſen Fragen eine Menge Gegenſtände vor, die unſere Aufmerkſamkeit fordern. Wir gaben und verſagten uns unſere Fähigkeiten und Neigungen nicht ſelbſt; wir riefen uns nicht an die Stelle, wo wir von Kindheit auf unſere

Bildung oder Mißbildung erhielten. Was uns hier förderte oder aufhielt, wirkt aufs ganze Leben; die Hinderniſſe die uns in den Weg traten, ſammt dem Schaden der uns daher erwuchs, ſind unerſetzbar; ſie dauren fort, drücken vielleicht auch andere und mißbilden ſie. Daß ſie abgethan werden, dazu ſind wir ihnen alſo unſere Beihülfe ſchuldig. Wenn mit Nennung der Namen, mit treuer Bezeichnung der Lage der Sache und Umſtände ſich hundert anklagende Stimmen allmählich erheben, ſo beſtürmen, ſo zerreißen ſie, hart wie es ſey, das Ohr der tauben Fühlloſigkeit endlich. Gedrängt wird ſie, aus öffentlicher Beſchämung zu thun was ſie aus edel freiem Willen nicht thun mochte; ſie muß die drückendſten Hinderniſſe der Menſchenbildung hinwegthun; ſie muß beſſern. Die aus dem Fegfeuer jugendlicher Qualen ertönenden Stimmen haben ſie dazu gezwungen, ja überwältigt.

3. Dankbar zeichne der Selbſtbiograph die Schutzengel ſeines Lebens aus, die ihm meiſtens ſo unvermuthet, troſtreich begegneten, ihn retteten, ihm forthalfen. Nicht nur iſt dieß das angenehmſte Geſchäft dankbarer Erinnerung die auf den lichteſten Augenblicken des jugendlichen Lebens am liebſten weilet, ſondern eben dieſe gefühlvolle Auszeichnung erhebt andre Gleichbedrängte, ruft andre Gleichedle zu hülfreichen Schutzengeln der Verlaſſenen auf. Wie Undankbarkeit das ſchändlichſte Laſter im Leben eines Menſchen iſt, ſo wird Dankbarkeit der ſüße Weihrauch, der auch das Widrigſte im Leben mit Erquickung begabet. Noth und Mühe ſind dem Zurückdenkenden wie ein Traum vorüber; die Feſſeln der Pein ſind von unſern Händen hinweg; der lichte Befreier ſteht vor uns, unſerm Herzen eingeprägt, unſrer Erinnerung unauslöſchlich. Milde Gabe des Himmels! Balſam den ein mitfühlender Geiſt dem leidenden Geſchlecht der Sterblichen durch das Geſetz gab daß in der Erinnerung das Bittre ſelbſt ſüß werde, wenn wir es wohl anwandten, und daß in unſerm Leben uns nichts ſo aufrichtet,

ſtärkt und belebet als das genoſſene Mitgefühl andrer. Wie Sterne einer andern Welt erſchienen uns dieſe Edeln; wie Sterne einer andern Welt glänzen ſie ewig in unſerm Herzen, erquickend, erwärmend. Niemand iſt der auch in den frembeſten Lebensbeſchreibungen dergleichen Erſcheinungen nicht mit Wohlgefallen leſe; ſanft bezaubert lieben und loben wir an andern was wir ſelbſt vielleicht nicht leiſten konnten. Wohlan! andre höhere Gemüther werden es leiſten; und du munterteſt ſie dazu an.

4. Ueber Fehler der Jugend hüpfe man nicht hinweg; ihre Folgen ziehen ſich durchs ganze Leben. Dieß baut ſeine Alter wie Stockwerke über einander; unter dem Dache wohnt ſich unſicher, wenn der Grund des Gebäudes ſchlecht gelegt ward. Vorzüglich bemerke man den geheimen Feind der uns mitfolgte, unſre liebſte Eigenheit, ſobald ſie wieder Plan und Regel war. Sie zeichnete uns immer aus, machte uns oft anſtoßen, noch mehr vergeſſen, noch mehr verſäumen. In jugendlichen Jahren ſehen die Menſchen ihr nach, bewundern ſie gar lächelnd, im ernſteren Alter richten und ſtrafen ſie ſolche deſto unerbittlicher, deſto ſchärfer. Wohl ihm, den hierin die Vorſehung nicht verzärtelte, dem ſie frühe, ſcharfe Cenſoren weckte! und wohl ihm der das ſcharfe Regelmaß dieſer Cenſur nutzte! Verzärtelte Lieblinge des Schickſals ſind in ſpätern Jahren ſich und andern zur Laſt; ihre nicht abgeriebenen Ecken und Breiten drücken und verwunden. Dagegen iſt nichts liebenswürdigeres als die gelehrige, ſanfte Gemüthsart eines Menſchen der ſich ſelbſt überwinden, ſich ſelbſt ablegen, der das Joch in ſeiner Jugend tragen lernte. Non ignara mali, miseris succurrere disco,[1] iſt vielleicht die zarteſte Sentenz, die je eine menſchliche Lippe ſprach; mit den innigſten Banden ziehet ſie ſchwache an ſtarke, hülfloſe an hülfreiche Menſchen, und macht beide durch einander glücklich.

[1] Selbſt bekannt mit dem Unglück, lernt' ich Unglücklichen beiſtehn. Virgil.

5. Es ist ein Naturgesetz im Gange des menschlichen Schicksals, daß, wie früher oder später jeder Fehler in seinen Folgen sichtbar werden muß, alle Unregelmäßigkeiten unsres Charakters durch Anstöße uns fühlbar werden; denn auf Ordnung und Harmonie ist die Welt gebauet. Gegenseits ist auch kein edles Bestreben, das sich nicht durch sich und in seinen Folgen lohne; vor allem lohnen Wohlwollen, Großmuth, Liebe. Daß man noch so manche wilde Zweifel gegen die Vorsehung in Ansehung der moralischen Welt heget, kommt daher, weil man diese selten recht aufdecken und das innere Leben der Menschen enträthseln mag. Durch Selbstbiographien kommt es an den Tag; und o wie wird durch sie die Vorsehung gerechtfertigt! Ein selbstgeschriebener Brief Tibers von den Qualen seines Gemüths auf seiner wollustreichen Insel sagt hierüber mehr als eine lange Declamation sagen könnte. — Schritt für Schritt wird in unserm Leben der stille Gang der Adrastea merkbar. Da ist keine Schuld die sich nicht strafe, kein Gutes das sich nicht lohne, wir sind uns sogar bewußt was unabgebüßt noch auf unsrer Rechnung stehe, und seinen Augenblick der Einforderung erwarte, wofür und wogegen uns dieß oder jenes komme, womit wir es verdient oder veranlaßt haben, wie es wegzutilgen sey u. s. Immer nur durch überwindenden, nie ersinkenden Muth, durch Zutrauen und Hoffnung. Nur Tugenden höherer Ordnung in jeder Art verbessern begangene Fehler, und bringen oft ein reineres Gute hervor.

Diese Führung der Adrastea im menschlichen Leben, die manche Blüthe abwirft, um Früchte zu reifen, sie sey das Augenmerk jedes moralischen Selbstbeobachters und Geschichtschreibers. Nicht uns leben wir, sondern dem Ganzen; das Ganze wirkt auf uns, und preßt uns ihm anzugehören. Der gebildetste Mensch ist der, dem für sich und jedermann die moralische Grazie ganz und willig in seiner Brust wohnet.

6. Unziemend ſind alſo bei jeder Selbſtbeſchreibung jene eklen Nachſchmeckereien jugendlicher Leichtfertigkeit, von denen auch Rouſſeau's Confeſſionen nicht frei ſind. Eine Beichte (Confeſſion) ſoll dieſe Selbſtdarſtellung nicht ſeyn; jene gehört Gott und dem Beichtiger; voll lüſterner Begier nach verlebten Jugendjahren iſt eben als Beichte ſie unanſtändig und häßlich. Wer über ſich ſelbſt ſpricht, ſoll ein reifer Mann ſeyn, der zwar (wie Franklin es nennet) die Irrthümer und Abwege ſeines Lebens nicht verſchweiget, ſie aber auch nicht wiederholen möchte, und linde nur an ihren Platz ſtellt. Dafür bedarf er dann auch keiner Bußthränen, noch weniger jenes ewigen Murrens mit Gott und mit ſich ſelbſt, das uns in frommen Tagebüchern ſo ſehr zur Laſt fällt. Der Selbſtbeſchreiber habe ſeine Tagebücher geendigt, und rede über ſich wie über einen Dritten, oder da dieß nicht leicht möglich iſt, wie ein Wiederkommender, der ſein Leben, wie es auch ausfiel, geendigt hat, und es jetzt ſeinen Mitgeſchöpfen, als ein verlebtes Naturproduct, darlegt. Weder ärgern will er noch prangen; aber lehren, nutzen, dieß iſt ſeine menſchlich wohlthätige Abſicht.

Kein Leſer wird ſo leicht ſeyn, der in Erinnerung deſſen, was ihm auch mangelhafte, Lebensbeſchreibungen gewährten, dergleichen nicht in dieſem reinen Umriß, in dieſer ſeelenvollen Geſtalt wünſchte. Wohlan, er greife ſelbſt zum Werk: denn auch er hat gelebet. Nicht dem Publicum, aber ſich iſt er dieſe Recapitulation, dieß zweite, geiſtige und ſchönere Leben ſeines Lebens ſchuldig; es wird ihm hie und da Reue, vielleicht ſüße oder bittere Thränen, durchaus aber eine mannichfaltige Belehrung über ſich ſelbſt, und am Ende eine ſtaunende Verwunderung gewähren, die ſich in heitern Dank auflöſet. Jeder wird ſein Leben unter einem eignen Bilde anſehen; alle aber werden darin übereinkommen, daß es ein geſchäftiger Traum von Wirklichkeiten war, die uns umgeben, zu denen wir mit gehören, und auf welche wir ſelbſt ſehr weſentlich wirken.

Ein Schatte des Schattens iſt der Menſch, ſagt Pindar, und doch iſt er das erſte Rad unſrer ſichtbaren Schöpfung; für ſich und für andre trägt er, als Engel oder als Dämon, Tod oder Leben in ſeinen Händen.

3.
Gedanken (pensées), Maximen.

Was uns vom höchſten Alterthum übrig geblieben iſt, ſind unter andern ſinnreiche Sprüche, Lehren, Maximen. Faſt alle morgenländiſchen Völker beſitzen einen Schatz derſelben, Hebräer, Araber, Perſer, Sineſen; bei den meiſten von ihnen ſind ſie ſogar, nebſt Sagen und Märchen, der Grund ihrer Nationalweisheit und Dichtkunſt worden. Den Griechen fehlte es daran nicht; von den Sprüchen ihrer ſogenannten Weiſen an ging ihre elegiſche und lyriſche Dichtkunſt beinahe davon aus, und je mehr ſich das Drama verfeinte, deſto reicher ward's an ſcharfſinnigen und moraliſchen Sentenzen, wie die Schauſpiele Euripides und die Reſte der jüngern Komödie zeigen. Ihnen folgten die Römer; die neuere Beredſamkeit und Poeſie ward daran noch reicher. Welche Menge Concetti beſitzen die Italiäner! Die Refranes[1]) der Spanier wurden häufige Themata ihrer Geſänge; das älteſte Sylbenmaß der Redondillas bildete ſich an ihnen. Viele dieſer Sprüche wurden Weisheit des Volks, Sprüchwörter; den gröbern oder verfeinten Genius einer Nation erkennt man aus ihnen.

Auch der franzöſiſchen fehlte es hieran nicht; die Pensées und Maximes indeſſen, die unter Ludwig XIV eine eigne Gattung von Schriften wurden, waren von einer andern Art. Indem man allenthalben ſcharfſinnig oder fein ſich auszudrücken beſtrebte, und mit dem

[1] Melodiſche Sentenzen.

Wenigſten das meiſte, das Stärkſte aufs gelindeſte ſagen wollte, ſo bekam natürlicherweiſe der Ausdruck eine epigrammatiſche Kürze und Rundung, oder eine Spitze, pointe. Man befliß ſich einer gewiſſen Nachläſſigkeit in hingeworfenen Gedanken, denen man eine ſchöne Naivetät beimaß. Andere ſtrebten zum Hohen hinauf; andre theilten den Lichtſtrahl und ließen ihn anmuthig ſchimmern, wozu die metaphyſiſche Präciſion der Sprache viel beitrug. Kurz, ſinnreiche Gedanken wurden zur Mode; Pater Bouhours ſammelte dergleichen aus alten und neuern, ſogar aus den Vätern der Kirche.[1]

Vor andern waren es Pascals und Rochefoucaults Gedanken, die gleichſam eine eigne Rubrik claſſiſcher Litteratur beſtimmten. Pascals Gedanken waren hingeworfene Skizzen, größtentheils über die Religion, von denen man nicht recht weiß wozu er ſie brauchen wollte. Sie ſtellen den Menſchen an ein Unendliches, an einen Abgrund zu beiden Seiten (den Pascal immer auch neben ſich ſah); da dann natürlich ſein Ebenmaß ſchwindet. Die großen Contraſte, ſammt dem Gewicht das auf ſie gelegt wird, geben nothwendig erhabne, ſtarke, große Gedanken, bei denen uns oft ſchwindelt. Und Pascal drückt ſie ſo majeſtätiſch ernſt, ſo ſchmucklos einfach aus! Unſtreitig iſt er der erhabenſte der Proſaiſten Frankreichs.

Aufs Maß der Dinge zurückgeführt, kann man ſich indeß ſchwerlich bergen, daß manche dieſer Contraſte grotesk und übertrieben ſind. Als Mitweſen der Schöpfung hat ſich der Menſch nicht mit dem Unendlichen, ſondern mit der Endlichkeit zu berechnen, wo ihm dann in allem ſein Maß, ſein Zweck, ſeine Beſtimmung gnugſam vorliegen; das weitere hat die Vorſehung hinter einen Vorhang geſtellt, den nur Glaube, Liebe und Hoffnung durchdringen mögen, nicht meſſend, ſondern ahnend. Angſt, Furcht und Schauder, die den kranken Pascal erfüllten, bringen uns hiebei nicht weiter. Auch

[1] Pensées ingénieuses des Anciens et des Modernes, recueillies p. le Pere B. Paris 1692.

ſind in ſeinen Gedanken die jüdiſchen Schriften und das jüdiſche Volk ſonderbar beäuget, ſo daß man wahrnimmt, der mathematiſche Kopf, der die Cykloide fand, fand deßhalb nicht auch die Cykloide des Ganges der Religion und Menſchheit. Seine vortrefflichen Gedanken haben in manchem alſo einen vorſichtig prüfenden Leſer oder einen einſchränkenden Commentar nöthig, an denen es ihnen (die wenigen Anmerkungen Voltaire's ausgenommen) vielleicht noch fehlet. Den Pascal noch höher zu ſpannen als er ſich ſelbſt ſpannt, iſt eine vergebliche vielleicht ſchädliche Arbeit.

Wie Pascals Geiſt oft zu hoch fliegt und vor uns in den Wolken verſchwindet, ſo krümmen ſich Rochefoucaults Gedanken, obwohl ſehr ſinnreich, fein und zierlich, in die Enge der von ihm gekannten Hofwelt, die ſeine Welt war. In ihr mag alles aus verkappter Eigenliebe gedacht, geſagt, geheuchelt und gethan werden; wäre deßhalb Eigenliebe das einzige Princip aller menſchlichen Handlungsweiſe? Offenbar gehören wir der großen Natur zu, der wir in Trieben und Neigungen, ſelbſt wider unſern Willen, uns nicht entziehen mögen; alles Iſoliren ſchadet; wir ſind und gehören dem Ganzen, aus dem wir kamen, in welches wir zurückkehren. Rochefoucaults und ſpäterhin Helvetius Philoſophie, die alles auf gröberen oder feineren Eigennutz gründet und dahin zurückführt, iſt die kälteſte unter der Sonne, die der fortſtrebende Gang der Natur ſelbſt widerleget. Kann der entſchloſſenſte Egoiſt es je dahin bringen, ſich ſelbſt allein zu leben? Vom feinſten Element bis zum höchſten Gedanken und Willen der Schöpfung muß zuletzt alles allem dienen. Eine Ausgabe von Rochefoucaults Gedanken, worin dieſe, nicht pedantiſch, ſondern in ſeiner ſinnreichen Manier contraſtirt würden, wäre für den Verſtand und das Herz der Menſchheit eine Wohlthat.

Und von dieſer Zeit an begann man in Frankreich aus jedem Hauptſchriftſteller (wie man es nannte), den Geiſt (esprit) heraus-

zuziehen,[1] und ſo bekam man eine ungeheure Anzahl getrennter, ſcharfſinniger, witziger Gedanken. Von welchem berühmten Schriftſteller hätte Frankreich nicht einen Esprit, von inländiſchen und fremden? Sie ſtehen alle in Auszügen da, wie in Arioſts Monde der abgeſchiedene Verſtand der Menſchen in Gläſern.

Auch nach England, das damals mit Frankreich in großem Zuſammenhange ſtand, ging dieſe Gedankenleſe über, die jedoch auf der Inſel mehreres Gewicht, oft ein Sterlinggehalt erhielt. Swift, der in ſeiner Jugend viel witzige Franzoſen geleſen hatte, war in abgeriſſenen Originalgedanken einzig; ſie haben alle ſeine eigne, oft bizarre Manier; es ſind aber auch treffliche Goldſtücke unter ihnen, mit denen wir uns dann und wann künftig bereichern werden. Pope ſammelte Witz aus allerlei Schriften, und preßte ihn in ſeine wohlklingenden Reime. Youngs Nachtgedanken endlich ſind das Non plus ultra ſinnreicher, witziger, erhabner, frommer Gedanken, glänzend wie das nächtliche Firmament; wer mag ſie ordnen und zählen?

*

Da dergleichen Gedankenvorräthe, mit dem Jahrhunderte fortgehend, immer vermehrt worden ſind, ſo iſt die nächſte Frage wohl die: „wie ſind ſie zu gebrauchen, daß wir nicht unter ihnen, wie in Würz- und Blumengärten eines ſanften Todes ſterben?“

Man nennet eine bekannte Blume pensée, eine andre Vergißmeinnicht; mehreren Sprachen iſt alſo die Aehnlichkeit zwiſchen Gedanken und Blumen geläufig. Und wie ſollte ſie es nicht ſeyn, da Gedanken wie Blumen blühen und verblühen, ſich aber im Schooß der Natur unaufhörlich fortpflanzen? Der Lenz des menſchlichen Lebens bringt die ſchönſten hervor; das Alter nimmt manche dahin; im Winter der Tage ſuchen wir unſre eignen Jugendgedanken oft vergebens. Eine Gattung ſolcher hingeſtreueten Gedanken könnte man

[1] Esprit de Montagne etc.

also den Veilchen vergleichen; ihr Duft kündigt sie an; sie selbst verbergen sich bescheiden. Eine Reihe anderer, die das Gartenbeet erzogen, sind Ranunkeln, Narcissen, Tulipanen, dem Auge schön, aber geruchlos; andre dagegen Hyacinthen, Lilien, Rosen. Liebhaber oder Liebhaberinnen solcher Gedanken, die sie gereimt und prosaisch in ihre Denkbücher eintragen, mögen zum Unterschiede derselben die Blume, der ein Gedanke ähnlich ist, zur Verschönerung ihres Buches beizeichnen.

Aber es gibt auch Cedern von Gedanken; ja warum sollte man einige derselben den Elementen der Welt, dem Feuer, der Lebensluft, den Winden nicht vergleichen? Sie stärken und entzünden; glühende Funken, Samen der Erkenntniß, Fermente des Lebens. In Einem Samenkorn liegt oft ein System, eine Wissenschaft, wie ein Baum mit allen seinen Zweigen; in andern wehet ein Geist, ein Muth, der zu den daurendsten Wirkungen aufruft. Große Maximen beleben noch mächtiger als Gedanken; sie verlassen uns nicht; als leitende Stimmen gehen sie vor uns. Ueberhaupt wirken große Gedanken mächtiger als bloß schöne, oder scharfsinnige Gedanken; es sey denn, daß diese eine neue Welt öffnen, und eine ungesehene Reihe von Wahrheiten entfalten. Oft thun dieß auch in der höchsten Einfalt naive Gedanken, oft selbst nur ein naiver Ausdruck. Wie eine Perle lag er in der Silbermuschel da; wohl dem Finder, wenn die Perle reif ist!

Denn was hilft aller Schmuck und Pomp der Gedanken, wenn ihnen Wahrheit fehlet? Ein Geist, der nach Witz und Scharfsinn haschet, wird bald als ein falscher Geist (faux esprit) unausstehlich. Unverrückt geht die stille Wahrheit ihren Gang fort, den falschen Witz, so sehr er auch blendete, abzustreifen; längst vor Ende des Jahrhunderts waren in Frankreich manche zu Anfange desselben vielbeklatschte Einfälle und Wendungen zum Spott worden; die Schreibart hatte einen gesetzteren Ernst angenommen, zu dem sich

jene alten Hofspielereien nicht mehr fügten. Vollends Zeiten und Anlässe, da man über Leben und Tod, über das Schicksal der Nation sprach, sie waren für Wort- und Gedankenspiele fast zu schwer, zu ernsthaft. Werden die Zeiten wiederkehren, da in der französischen Akademie jeder Eintretende gesetzmäßig dem Hofe und dem Cardinal Wortblumen streuen mußte? Die Zeiten, da selbst in der Akademie der Wissenschaften d'Alembert bei jeder seiner Pointe im Lesen innehielt, damit geklatscht würde? Wie dem auch sey, dem Charakter unsrer Sprache und Nation ist der falsche Glanz (faux brillant) des französischen Witzes fremde.

Durch Blumengärten von pensées öfters müßig zu gehen, ist beinahe gefährlich; der Duft der würzreichen Blumen benebelt das Haupt, und macht den geistigen nüchternen Sinn trunken. Keine Leserei fordert eine so strenge Diät als das Lesen abgerissener, hingestreueter Gedanken. Ueber jeden sollte man sich Rechenschaft geben: „ist er wahr? und wiefern? wie kam der Denker auf ihn? und was hat er für Folgen?" Dieß sich selbst kurz oder ausführlich, aber bestimmt zu bemerken, ist eine Conversation der Geister; eine Uebung, da wir selbst aus dem Falschen oder Halbwahren Wahrheit lernen. Manche Gedanken führen uns in dieser Geistesunterredung ungemein weit auf Wege und zu Materien, an die der Autor selbst nicht dachte; aus manchem Samenkorn, das ein Vogel hintrug, erwuchs mit der Zeit ein Wald von Bäumen, eine neue Schöpfung. Wie Diderot den Seneca durchgehet und controliret, wie Machiavell den Livius, andere Italiener den Tacitus ausgesponnen und commentirt haben; so dürfen wir mit einzelnen pensées oder thoughts berühmter Männer, die unserem Geist verwandt sind, umgehn. Oft muß man sie variiren, wie in spanischen Liedern die sogenannte Glossa den gegebenen Gedanken, die Letra variirt, umkehrend, erweiternd. Für jugendliche Jahre ist dieser Geisterumgang eine treffliche Uebung; er wetzt das Urtheil und veranlaßt

Gedanken. Wer wollte aber auch je ohne dieſen Umgang leben? wer je für ihn alt werden?

Noch ſchärfer aber als Gedanken müſſen Maximen geprüft werden; ihr Einfluß iſt höchſt wichtig. Wie ſogar Mienen und Geſichtszüge ſich beim Umgange unvermerkt mittheilen, ſo auch bei Leſung hochgeachteter, oder geliebter Schriften die Haltung des Geiſtes und Herzens, in der der Autor ſchrieb, ſein Charakter. Unvermerkt, auch wo man ihn verbergen wollte, blickt er durch; unvermerkt, ſelbſt wenn wir gegen ihn auf der Hut ſind, geht er in uns über. Dieß iſt die Salbung oder das Gift, mit dem berühmte Schriftſteller ohne ihr Wiſſen unwillkürlich auf ihre Zeit wirken. Eben auf dieſem unmerklichen Uebergange (transpiration) beruhet die innigſte Sympathie, wie die widrigſte Antipathie zwiſchen Geiſtern und Geiſtern.

Wenn wir aus der Geſellſchaft zurückkehren, wundern wir uns oft daß Menſchen ſo denken und ſprechen konnten! Ihre Urtheile frappirten uns; wir ſtaunen ihre Denkart an, als ob ſie aus dem Monde käme. Seine Maximen verbirgt man mehr, und paradirt oft mit falſchen, mit ſogenannten Sentiments, die ſchon durch ihren erborgten Prunk als Lüge ſich ſelbſt verrathen. Wie man in der Geſellſchaft Perſonen claſſificiret, ſo unterſcheide man ſie auch in Schriften. Die Haltung ihres Charakters nämlich, d. i. wohin das Reſultat ihres Denkens, Dichtens und Trachtens gehe, ob es glücklich oder unglücklich mache, Menſchen entzweie oder vereine. Ihr Muſen und Grazien, bewahrt uns vor böſen Dämonen! Eine verderbliche Maxime, in unſern Verſtand, in unſer Herz aufgenommen, ſchadet mehr als hundert geleſene falſche Gedanken. Ueber dieſe findet ſich der Verſtand endlich zurecht; da jene das Herz vergiften und verpeſten, zumal wenn ſie uns ſchmeicheln. Ein guter Geiſt, wie

unendlich mehr iſt er werth als ein häßlich ſchöner Geiſt, der uns verderbt und verführet!

Wollten wir wohl, daß unſere näheren Freunde nach Rochefoucaults, nach Helvetius Grundſätzen denken ſollten, ſo unſchuldig dieſe Grundſätze bei ihren Bekennern geweſen ſeyn mögen? Wollten wir daß Swifts Unzufriedenheit mit der Welt, ſeine harte und böſe Laune in die übergiuge die wir wie uns ſelbſt lieben? Eine feinere Verkehrung des Sinnes und der Moral, Stolz, Frechheit, eine vornehme Inſolenz gehen eben ſo unvermerkt über, zumal in Jahren der äffiſchen Jugend, die ſo gern von ihren Vergötterten Denkart, Styl, Gebärden nachahmt, und ſich damit ſelbſt vergöttert dünket.

Ob der Himmel einem Zeitalter große Geiſter beſcheren wolle, ſey ihm überlaſſen; er gebe uns nur heilbringende Genien, gute Geiſter.

„Wenn mich," ſagt Diderot in ſeinem Ehrengedächtniß auf Richardſon, „eine dringende Noth zwänge, mein Freund geriethe in Dürftigkeit; mein mittelmäßiges Vermögen reichte nicht hin für die Erziehung meiner Kinder zu ſorgen: dann werde ich meine Bücher verkaufen, aber dich werde ich behalten. Dich behalten und neben einen Moſes, Homer, Euripides und Sophokles ſtellen; euch werde ich wechſelsweiſe leſen." So Diderot; ein andrer wird ſich andre Freunde wählen; niemand aber als ein Menſch ohne Charakter wird charakterloſe Schriften unter die Lieblinge ſeines Herzens zählen.

*

Endlich bei der Jagd fremder Gedanken laſſet uns auf der Hut ſeyn daß wir unſre eignen darüber nicht verlieren. Wir Deutſche gehen mit Stammbüchern umher, die Sprüche und Maximen andrer uns erbittend. So im Leben, ſo in der Literatur bei jedem Anlaß. In Collectaneen waren wir längſt Meiſter; wie? und wir bedenken nicht daß unſre eignen Seelenkräfte uns nicht immer zu

Gebot ſtehen, daß die ſchönſten, die blühendſten Gedanken nur bei Gelegenheiten, in glücklichen Augenblicken, oft vielleicht gar lieber dort als hier, wie Boten der Liebe kommen und verſchwinden? Die witzigſten, die ſinnreichſten Ausländer erhaſchten jede vorüberſchwebende Blüthe ihres Geiſtes; Voltaire ſprang vom Tiſch auf, einen Einfall, der ihm ſchön dünkte, aufzuzeichnen; andre ließen keine von einem denkenden Mann gehörte Meinung untergehen, wie ſo viele, ſo viele ana zeigen. Fühlen wir nicht im Leben durch einen unerwarteten, oft bizarren Gedanken eines Dritten uns aufgeweckt, und bisweilen auf Bahnen geleitet, auf welche wir einſam nie gerathen wären? Und wenn wir nach Jahren einen Ort, eine Geſellſchaft beſuchen, wandelt uns nicht bisweilen ein Staunen an, wie anders wir ehemals hier dachten und uns befanden? Alſo auch die Gedanken kommen und gehen; ſie ziehen wie Zugvögel vorüber. Späterhin glaubet man oft kaum daß man ehedem ſo gedacht habe. Und da die erſten Gedanken oft, nicht aber immer die beſten ſind: wie lieb werden uns in der Folge der Jahre alte Denkbücher unſrer ſelbſt, Memoranda der Jugend! Sie bringen uns in die Zeit zurück, da uns der Weltgeiſt noch jugendlich neu anſtrömte; er, nur er iſt die Fülle, die ſich jedem Organ nach ſeiner Weiſe mittheilt, in den edelſten Menſchenſeelen Quell ihrer erhabenſten, ſchönſten Gedanken. Auf alſo! unſre und andrer denkwürdige Gedanken mit Pythagoras' Griffel aufzuzeichnen! Kein Tag gehe ohne Linie vorüber!

4.

Lehrgedichte.

Eine Sammlung von Bemerkungen und Lehrſprüchen, in ein Sylbenmaß gebunden, pflegt man ein Lehrgedicht zu nennen; glücklich, wenn ihm auch die innere Anordnung und Fort-

leitung der Gedanken nicht fehlet. Sonst werden die gereimten Sentenzen eine Heerde die in Gruppen weidet; ihre Glocken klingen durcheinander; und meistens springen Böckchen hie und da hervor. Denn in die meisten Lehrgedichte mischt sich Satire.

Boileau und Pope waren zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts die großen Lehrdichter des Auslandes; ihre Namen sind noch als solche berühmt. Beiden war Horaz Vorbild, dem sie auch, jeder in seiner Weise, fast in jeder Art seiner Werke, nachfolgten; denn wie Horaz, schrieben Boileau und Pope moralische Briefe, Satiren, Oden, eine Dichtkunst in Versen, und thaten beide noch ein komisches Heldengedicht dazu. Schwerlich aber hat weder der Britte noch der Franzose des Römers moralische Grazie, seine leichte Manier, seine hohe Urbanität erreichet. Beide also, so schätzbar sie sind, machen uns Horaz nicht entbehrlich.

Beide indeß sind Gesetzgeber ihrer Nation in Vernunftreimen über Geschmack und Sitten worden. Wer von der alten ächten französischen Schule wußte nicht Boileau's Dichtkunst und einen großen Theil seiner andern Verse auswendig? Wer von der alten englischen Schule lernte Pope's essay on criticism, seinen Versuch über den Menschen und viele seiner moralischen Sentenzen nicht ebenso? Sie galten für die sprechende Vernunft und Moral in Reimen.

Und sie sind's wirklich; Pope in seiner gedrängten Kürze, Boileau in seiner wasserhellen Klarheit. Dieser überladet niemanden; Verse wie er schrieb konnte jeder Höfling verstehen, lernte jeder Mann von Geschmack recitiren. Dazu sind sie eingerichtet; in der Stellung und Wahl der Worte, im Accent, oft im Reim liegt das Scharfe oder das Gefällige des Stachels, der Pointe. Uebersetzt in andere Sprachen (wie Boileau denn oft und früh in unsre Sprache übersetzt ist), lieset man großentheils nichts als sehr wahre und sehr gemeine Gedanken. Daß Boileau sie in seiner Sprache so scharf

beſtimmt, ſo gewählt und zweckmäßig ſagte, dieß macht ſein Verdienſt, worin er ſogar dem Britten vorgeht. Dieſer hingegen übertrifft ihn weit an Tiefe des Sinnes und in Gedrungenheit der Sentenzen. Auf Zuneigung unſers Herzens macht wohl keiner von beiden Anſpruch; man liebt und haſſet ſie wechſelsweiſe. Indem man ihren lehrreichen Verſtand hochſchätzt, wird man oft unwillig über ihre ungerechte oder hämiſche Satire. Ueber Boileau iſt der Ausſpruch des nie aufgebrachten, gleichmüthigen Fontenelle bekannt: „mit Lorbeer bekränzt ſchicke man ihn auf die Galeere.“

Die Werke beider Dichter indeß, inſonderheit mit ihrem hiſtoriſchen Commentar, ſind ein Parnaß der damaligen Zeit, der Sprach- und Gedankenſchätze beider Nationen. An welch Heiligthum könnte ſich die Poeſie feſter und ſicherer ſchließen als an Vernunft und Moral? Boileau's Dichtkunſt, Pope's Criticism werden geleſen werden ſolange beide Sprachen dauern.

Nebſt der Dichtkunſt wagte ſich das Lehrgedicht auch an andere Künſte, die Zeichnung, Malerei, Gartenkunſt, den Feldbau u. ſ. Des Du Fresnoi's, Rapin's, Vanier's und anderer lateiniſche Gedichte[1] über dieſe Künſte ſind bekannt, die, weil ſie alle mittelmäßig ſind, mit der Zeit übertroffen wurden. Bei Engländern und Franzoſen werden wir in der Mitte und am Ende des Jahrhunderts Kunſtgedichte finden die an Virgils Bücher vom Landbau näher als Philipps oder die Vorgenannten reichen.

Auch wiſſenſchaftlicher Syſteme bemächtigte ſich die Verskunſt. Von Bayle's Zweifeln geärgert, verſificirte der Cardinal

[1] Du Fresnoi de arte graphica Par. 1637. Rapini hortor. L. IV. Par. 1666. Vanierii praedium rustic. Tplos. 1706. Marſy, Watelet, u. ſ. gehören in ſpätere Jahre.

Polignac seinen Anti-Lucrez,[1] ein beredtes Werk, dem es aber an Lucreziſchem, d. i. ächtem poetiſchem Geiſt fehlet. So hart und ſchmerzend Epikurs Syſtem beim Römer in vielen Stellen iſt, ſo erſchüttert uns doch von Grund aus des Dichters Stärke, ſeine innige Freude über das was er Klarheit der Seele, Erhabenheit über alle Schrecken nennet; und in dem wo ſeine Verſe wirklich die Natur der Dinge, Wahrheit enthalten, wie eindringend ſind ſie in ihrer rauhen Größe! Den Heldenbildern Griechenlands im ſogenannt heiligen Styl ähnlich. Mit allem Reichthum neuerer Entdeckungen dagegen, mit der ganzen Philoſophie Descartes, Keplers, Newtons und anderer ausgerüſtet, ja ob er gleich Gott und die Wahrheit ſelbſt zu vertheidigen anſtrebt, iſt des Cardinals Gedicht größtentheils doch nur eine ſchöne Declamation in lateiniſchen Verſen. Es iſt unvollendet; hätte er aber auch ſeine drei Geſänge hinzugethan, der fehlende poetiſche Geiſt konnte durch ſie nicht erſetzt werden. Fontenelle's Geſpräche von mehr als Einer Welt enthalten mehr Poeſie über einen Theil des Carteſianismus, als Polignacs neun Bücher, denen überhaupt auch der widerſprechende, ſtreitende Ton, in dem ſie abgefaßt ſind, ſchadet. Wer uns ein Syſtem oder die Moral dichteriſch lehren will, trage ſie uns rein als eine Offenbarung der Muſen vor, nicht ſtreitend.

So ſchöne und ſchönere Darſtellungen philoſophiſcher Syſteme wir mit dem Fortgange des Jahrhunderts auffinden werden; woher

[1] Melchioris de Polignac Anti-Lucretius, L. IX. Par. 1747. Der Cardinal hatte das Werk auf ſeiner Rückreiſe aus Polen 1697 angefangen; es erſchien erſt nach ſeinem Tode durch den Abt Charles d'Orleans de Rothelin, der es dem Papſt Benedict XIV dedicirte. Eine deutſche proſaiſche Ueberſetzung erſchien (Breslau 1760) von Schäfer, mit Vorreden und Einleitungen der Pariſer Ausgabe. Lobreden über den Cardinal haben De Boze in der Akademie der Inſcriptionen, Mairan in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten. Ein Nachdruck des lateiniſchen Werks mit Gottſcheds Vorrede erſchien Leipzig 1748. Auch ins Italieniſche iſt der Anti-Lucrez überſetzt worden.

kommt's daß noch kein System neuerer Philosophen (einzelne Theile und Hypothesen ausgenommen) eine Darstellung gefunden hat, auf welche, wie auf Lucrez, die Zeit das Siegel der Vollständigkeit, der unübertrefflichen Schönheit gedrückt hat? Nicht an den Dichtern, dünkt mich, lag es, sondern an den Philosophen, weil ihre Systeme selten so vollständig überdacht, so rein ausgedrückt waren als die vielleicht mangelhafteren Systeme der Alten. Erscheint einst ein solches System, sind die Wahrnehmungen der Astronomie und gesammten Naturlehre, der Chemie und gesammten Naturgeschichte, sowie die Geschichte des Menschen von innen und außen so gebunden und geordnet, daß in allen die höchste Reinheit und Einheit, ein Unendliches an Folgen in jedem Punkt erscheinet — kein Zweifel, ein solches System ist selbst die reinste und höchste Poesie an Würde und Klarheit. Wie die Natur und Wahrheit, wie ein Genius wird es erscheinen, reizend in seiner Einfalt, keines fremden Schmuckes bedürftig. Die Disputircabale wird unter seinem Blick, wie unter dem Fuß des Engels; von Guido gemalt, der Drache erliegen.

Wie aber? fügen sich auch Wissenschaft und Dichtkunst? ist zwischen Wahrheit und Dichtung, wie zwischen Wasser und Feuer nicht ein ewiger Streit? Nach der neuern Chemie gibt es keine durchaus streitenden Elemente; alle nehmen aneinander Theil, sie verjagen und ersetzen einander. Ist Dichtkunst die reinste, vollste Darstellung der Wahrheit, so muß sie jede Wahrheit darstellen können, nicht nur in den kräftigsten Worten, sondern auch in ihrem tiefsten Grunde, mit inniger Zusammenstimmung und Wirkung. Glaubt ihr daß Orpheus Gesang eine Fabel sey? Der Orpheus der Natur wird, wenn die Wissenschaft reif ist, seine Leier rühren. Das Schnittgericht (haché) eurer Paragraphen haltet ihr für die einzig beste Methode der Wissenschaft? Für eure Lehrlinge mag es solche seyn; der Ueberblick des Ganzen wird von selbst eine andre

Darstellung fordern. Schon das ist ein gutes Vorurtheil für die philosophische Dichtkunst daß die Griechen sie in so hohem Maß liebten. Mit welcher Felsenstärke kündigten Parmenides, Epimenides und mehrere ihrer Weisen die Wahrheiten ihres Systems als Aussprüche der Muse an! Nicht Gesetzgeber und Gnomologen allein, eigentliche Systematiker kleideten ihre Lehrsätze in Sylbenmaße, deren überbliebene Fragmente uns den Verlust so mancher Geistesschätze bedauern machen. Die stärkste, reinste Aussprache der Wahrheit wird ihrer Natur nach allenthalben Dichtkunst; jedes System ist selbst ein Poem, so fern es mit sich bestehend, ganz und rein ist.

Bis zur lyrischen Poesie erhebt sich die philosophische Wahrheit. Den Schatz der Griechen hierin haben wir, außer Pindar und kleinen Bruchstücken, verloren; Horaz aber, der die Griechen so schön bestahl (vielleicht der schätzbarste Dieb aller Zeiten), in wie trefflichen Strophen singet er uns Weisheit in die Seele! — So fein sind seine Worte zusammengesetzt daß man sie nicht vergessen kann, wenn man gleich wollte.

In der neuern Dichtkunst, seit Dante und Petrarca, sind die schönsten Canzonen der Italiener und Spanier Lehr-Oden. Von Lehre fing allenthalben die bildende Poesie an; die älteste orientalische, griechische, italienische, castellanische, deutsche Poesie ist voll Sprüche, oft Sprüchwörtern ähnlich.

Und was sind die sogenannten französischen Oden, die seit Malherbe in Gang kamen, anders als sonore Lehrgedichte, höher tönende Declamationen? La Motte Houdart, J. B. Rousseau u. a. versificirten eine gute Anzahl derselben, deren Form auch in Deutschland lange nachgeahmt und oft übertroffen ward. Meistens betrafen sie geistige oder sittliche Gegenstände, über die mancherlei gesagt werden konnte; und viel gutes ward darüber gesagt. Eine lyrische Strophe, die wie der Alexandriner uns jetzt lang dünket, galt damals für eine schöne poetische Periode.

Und wären dieſe ſonoren Lehr-Oden nicht Poeſie? Wäre z. B. (wie unſere Neulinge wollen) Uz kein lyriſcher Dichter? Wenn nach griechiſcher Weiſe einem Verſtorbenen ſein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra, aufs Grab geſetzt werden ſollte, ſo gebührte ſie ihm, eine Lyra, mit dreifachem Kranz, der Dichtkunſt, der Weisheit und des thätigen Verdienſtes, umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, jedermann verſtändlich, in feurigen oder ſanften Sylbenmaßen unſer Gemüth durchdringet, und es in ſüßer Begeiſterung mit ſich fortziehet oder fortreißt. Seine beſten Oden[1] ſind ein Lehrbuch der liebenswürdigſten Moral in ſüßen Geſangweiſen. Wenn gleich er Horazens Sylbenmaße nicht gebraucht hat, ſo ſpricht doch Horazens Geiſt durch ihn, im Inhalt ſowohl als im Schwung und in der Anordnung ſeiner Oden. Kehre der Klang derſelben, die ein bizarrer Geſchmack verdrängt hat, ins Ohr der Jünglinge wieder!

Unſrer ſeligen poetiſchen Zeit wäre ein Pope, ein Boileau wohl zu wünſchen. Nicht etwa nur des Fleißes in der Sprache und Verskunſt halben, der mit dem abgekommenen Reim hie und da ſelten worden iſt, ſondern des Inhalts ihrer Werke ſelbſt wegen, zu welchem reife Beobachtungen, Grundſätze, überhaupt eine Welt- und Menſchenkenntniß nöthig iſt, die ein Klingklang an Werth ſchwerlich erſetzen möchte. In unſern Zeiten bearbeitet würden die Themata jener Dichter neue und merkwürdige Productionen geben! Ueber Kritik und Dichtkunſt würden ſie nach Veranlaſſungen unſres Luſtrums andre Vorſchriften machen, im Laufe der großen

[1] Uz' poetiſche Werke, Leipzig 1772. Die Zufriedenheit, das bedrängte Deutſchland, der Weiſe auf dem Lande, an das Glück, die deutſchen Sitten, Ermunterung zum Vergnügen, die Wolluſt, die fröhliche Dichtkunſt, die Wiſſenſchaft zu leben, der ſtandhafte Weiſe, die Freude, die wahre Größe, die Glückſeligkeit, die ruhige Unſchuld, Theodicee, der wahre Muth, an die Freiheit, Horaz, Laura, das Schickſal, an den Frieden, der Patriot, an die Freude u. ſ.

und kleinen Welt würden ſie andre Thoren zu belehren finden. Und ein Verſuch über den Menſchen zu unſrer Zeit (mit aller Beſcheidenheit gegen den verdienſtreichen, glänzenden Namen Pope ſey es geſagt), wie größer, kühner, richtiger könnte er werden! In der Haushaltung der Natur, in der der Menſch ſichtbarer Haushälter iſt, ſind ſeitdem von den Sternſyſtemen, hinab in die Tiefen der Erde, in die Elemente der Weſen, ſo weite und ſcharfe Blicke gethan; die Frucht an der das Menſchengeſchlecht hängt, auf der es ſein Weſen treibt, iſt ſeitdem ſo um- und durchgangen, ſeine Haushaltung auf ihr im Guten und Böſen ſo licht worden, die Geſetze ſeiner Natur, ſein Zweck, ſeine Beſtimmung, nebſt den Wegen und Abwegen die er bisher genommen hat, ſind ſo helle ans Licht getreten, daß ein Verſuch vom Menſchen, in der Zeit des neunzehnten Jahrhunderts geſchrieben, in der Pope den ſeinigen im achtzehnten ſchrieb, ein neues, unvergeßliches Lehrgedicht werden könnte. Käme dieß Blatt einem jungen Genius in die Hand, und weckte ihn, über die Haushaltung der Natur und ihren Haushalter, den Menſchen, haushälteriſch ſelbſt ein Werk anzulegen, in dem der Geiſt und das Herz der ganzen Menſchheit ewig wohnte!

Die Gärten der Heſperiden.

Eine Unterredung.

Als Adanſon voreinſt am Senegal [1]
In einem Walde ſich verirrte, traf
Ein Tiger auf ihn, ſah die nie geſehne
Geſtalt des Europäers an und ſtand. —
Der Europäer, ſchrecklich von der Furcht

[1] Voyage au Senegal p. Adanson.

Ergriffen, zog das blinkende Metall
Und richtet' es; doch weise schoß er nicht.
Lang schaut der Tiger ihn, den Tiger er
Erwartend an; dann riß der Waldbewohner
Hinweg. Der Europäer, von der Furcht
Entlastet, ging auch seines Weges.

So,
Doch nicht in gleichem Schrecken, sah ich oft
Den Thieren in das Antlitz und sie mir.
„Was hast du, sprach ich, mir?" „Was hast du mir?"
Antwortet' es. „Welch ein Gesetz hat uns
Hieher gebannt? in Körper dich und mich
Verschleiert?" — „Und wer gab, antwortet' es,
Der Macht ein Recht, mich zur Beherrschung dir,
Zum Tode dir mich hinzugeben? Sieh
Den Pflugstier, ächzend dort in seinem Joch,
Den Postgaul hier in seinem Zuge. Schau
Das Lamm, das heut um deine Hände spielt
Und morgen dir zur Speise wird. O konntest
Auf deiner Tafel je, du je ein Haupt
Des Vogels sehn, das dich an dich erinnert?"

Der stumme Blick durchdrang mich schaudernd tief.
Amerika, das neuentsprungne Land,
Das Land im Werden, bratet Affen. Einst
Sprang eine Aeffin, als sie ihr geliebtes
Gebratnes Kind, auch in der Schüssel noch,
Erkannte, flugs hinauf, erhascht' es, drückt'
Es an die Brust mit ängst'gem Wehgeschrei,
Und ließ den Europäern, die mit ihr
Getändelt hatten, ihren Speisesaal.

„So manches Mitgequälte (sprach mein Herz)
Erseufzete zu mir; o Weltengeist,
Bist du so gütig, wie du mächtig bist,
Enthülle mir, den du mitfühlend zwar,
Und doch so grausam schufst, erkläre mir
Das Loos der Fühlenden, die durch mich leiden. —
Sieh, jene Sonne blickt auf mich und sie
So mild herab, als ob sie alles ja
Zu gleicher Seligkeit bestrahle. Sieh!
Der Baum, er blüht in seiner Herrlichkeit
So prächtig, bis — mein Stahl ihn fället. Lacht
Die Blume nicht so fröhlich, bis der Zahn
Des sanften Lamms sie mähet, bis die Zunge
Des Stiers sie schneidet? — Ja, verfolgen nicht
Geschlechter die Geschlechter? Sieh, der Hecht
Erhascht den Hecht; die Spinne saugt die Spinne —
Und morden Menschen sich nicht selbst? O wir,
Des Weltalls Räuber, Mörder! Mörder wir
Der Unsern, unser selbst! Dazu verliehst,
O Weltengeist, du uns die Finger, dazu
Vernunft und diese göttliche Gestalt?
Du, frommer Hänfling, singest dort im Nest
Bei deinen Jungen; fleuch! ich tödte dich.
Der Weltgeist wollt' es so."

„Das wollt' er nicht!"
Antwortete die Gegend; Echo rief:
„Das wollt', das wollt' er nicht!" und seufzete. —

Da stürzt' ein mattgejagtes wundes Reh
Zu meinen Füßen nieder, Zuflucht suchend
In meinem Schooß; es ächzete und starb.

„Hörſt du die Stimmen, ſprach ich, großer Geiſt?
Und ſiehſt die Wunden, ſiehſt die Striemen der
Gequälten?“

Wie ein Klage-Flötenton
Ertönete der Hain und ward Poſaun'
Und Hörnerklang. Alcides ſtand vor mir,
Geſtützt auf ſeine Keul'; die Löwenhaut
Um ſeine Schulter. Alſo ſprach er mir:

„Und wär' ein wüſter Wald die Erde, wäre
Sie wie ſie vor mir war, wo wohnteſt du?
Verfolgte dich der Bär und Wolf; es ſpränge
Der Tiger dich, und die Hyäne an;
Zahlloſe Nattern ziſchten um dich her,
Zahlloſe Mücken ſchwärmten aus dem Pfuhl
Mit ſcharfem Stachel auf dich, würdeſt du
Die Schöpfung preiſen, die das Leben ſchont?
Darum erwürgt' in meiner Wieg' ich ſchon
Die Schlangen, tödtete den Löwen und
Die Hyder, Erymanthus wildes Schwein —
Und reinigte Augias Stall, den Pfuhl
Der Stymphaliden. Wie der Sturm die Luft,
Der Blitz die Erde ſegenſchwanger macht,
So reiniget der Tod die Schöpfung, er
Der große Förderer zu jungem Wohl. —
Mit Ehren trag' ich Keul' und Pfeil und Bogen.“

Ich ſprach zu mir: „ſollt' alles freilich hier
In eignem Moder ſterben, welch ein Pfuhl,
Ein Höllenpfuhl wär' um mich dieſe Welt!
Der Baum erkrankete und ſpräche ſtumm:

„Ich kann nicht ſterben!“ Er erzeugete
Aus ſeiner Krankheit Gift und Ungethüm.
Darum erſchuf des Menſchen Geiſt und Fleiß
Die blanke Axt; ſie haut das Ueberjahrte
Barmherzig weg. Der ſcharfe Pflug, er rottet
Unkraut und Wurzeln, Dorn und Diſteln aus,
Damit die Wüſtenei zum Garten werde,
Zum Garten werde der das Herz erfriſcht.
Aus roher Wildheit hob ſich alles einſt
Langſam empor, damit durch Menſchenfleiß
Ein Tempel Hygiea's, eine Au
Des Friedens alles würd', ein Paradies.“
Verehrend ſah den Löwenbändiger
Ich an, der weiter ſprach: „Daß, Menſchen, ihr
Mit Tyrannei die Thiere quälet, iſt,
Grauſame Schwächlinge, nur eure Schuld,
Die ſchwer ihr büßet, wenn mit gleicher Angſt
Und größrer eure feigen Herzen ſelbſt
Geängſtet werden. Mitarbeiter ſind
Und Diener euch die Lebenden. Wie ich
Die wilden Stiere, wie den Cerberus
Ich bändigte; wie ihr auf meinem Wege
Den Wolf zu eurem treuen Hund' erzogt,
Das wilde Roß euch zum Gefährten, euch
Zum Waffenbruder machtet, euer Stolz —
Wie viel, ihr Menſchen, liegt noch vor euch da
Es anzubaun! Wie viel ſteht da vor euch,
Es auszubilden! Traun! Ihr finget kaum
Zu lernen an. Ach ihr buchſtabet noch.“
„O hätten, ſprach ich, deine Kräfte wir,
Und deinen Muth.“

„Mit eurer ſchwachen Hand
Vermögt ihr nicht den großen Kampf. Es muß,
Die ganze Schöpfung muß euch Diener ſeyn
Und Werkzeug; Feur und Wind, Luft, Waſſer, Erd'
Und ihr gehärtet Kind, der ſcharfe Stahl.
Darum erſchoß den wilden Adler ich,
Der an Prometheus Leber fraß, entfeſſelnd
In ihm Vernunft, Vorausſicht, Billigkeit.
Wenn euer Stahl zu morden aufhört, wenn
Sein friedlich Werk beginnet, räumet er
Die ganze Schöpfung euch zur Wohnung aus,
Auf tauſend Weiſen neu geſchmückt und freundlich.
Daß ihr den Elementen trotzet, iſt
Nicht euer größtes Werk; zu ändern ſie,
Sie zu gebrauchen, iſt das größere.
Schafft um den Boden und des Bodens Frucht,
Und pflanzt aus Welt in Welt, von Baum zu Baum
Hinüber, was euch nützt und euch erquickt.
Sorgt daß ihr euren Himmel mildert, euch
Die Welt zu eurer Wohnung, euch zum Heil,
Zu Aller Heil die weite Schöpfung macht —
Dieß, Menſchen, iſt Olympia, das ich
Für euch geſtiftet, euer Kranz. Dazu
Holt' aus Heſperiens Geſtäden ich
Für euch die goldnen Aepfel. Pflanzet ſie.
Durch euch, durch euch nur blüht Heſperien.

Die Gottgeſtalt ging in den Hain zurück.
Und eine Schwalbe flog in meinen Schooß.
„Geh (ſprach ich, ſanft ſie ſtreichelnd), baue dir
Dein Haus, wie ich's den Meinen bauen will."
Die Taube brachte mir ein Oelblatt; mir

Zu Füßen ſank der kranke Leu; ich zog
Den Dorn ihm aus dem Fuß; er folgte mir.
O, ſprach ich, Menſch, jetzt leider ein Gequälter,
Ein müßiger und üppiger Tyrann,
Wann wird er was er kann und ſollte ſeyn?
Der Schöpfung Bildner und Vollender, der
In ſeiner Hand ſo Tod als Leben trägt,
Um Leben abzuwägen, auszuſpenden,
Und reicher zu erneun und herrlicher!
Dazu verlieh die große Mutter ihm
Ihr Wohnhaus; zu erſetzen was gebricht,
Zu ordnen es und zu beſeligen.
Sein Werk iſt neue Schöpfung; ſeine Kunſt,
Sein Ziel die Bildung edlerer Natur.
Durch ihn, durch ihn nur blüht Heſperien!

5.

Fabel.

Eine Lehre will Anwendung, mithin der Vortrag einer Lehre Darſtellung, Einkleidung. Man muß wiſſen wie ſie ſich beurkunde, und wo möglich durch ſich ſelbſt bewähre. Dieß iſt der Grund der ſogenannten Aeſopiſchen Fabel; zum bloßen Zeitvertreib ward ſie nicht erfunden.

Menſchen wollen nicht immer gern von andern belehrt, geſchweige zurechtgewieſen ſeyn; ſie wollen ſich durch Vorhaltung der Sache ſelbſt belehren. Dieß thut die Fabel. In ihr wird eine Handlung dargeſtellt, die durch ſich redet; ſage jeder ſodann die Lehre ſich laut oder ſtill in der Seele.

Und wer könnte uns zu dieſem Zweck gewiſſere Lehren geben als die Natur? Ihr Gang iſt feſt, ihre Geſetze ſind beſtändig.

die Cypreſſe und Ceder, der Palmbaum und Yſop, was ſie vor Jahrtauſenden waren, ſind ſie noch. Auch die Wirkung der Elemente auf ſie hat ſich nicht verändert. Der Wolf, der Fuchs, der Tiger ſind gleichfalls was ſie waren, und werden es bleiben. Die Haushaltung der Natur geht fort nach ewigen Geſetzen, in unveränderlichen Charakteren.

Und an ihr hat ſich der menſchliche Verſtand, ja die Vernunft ſelbſt zur Regel gebildet. Ginge es in der Schöpfung wie in einem Tollhauſe durcheinander, daß alles heut ſo, morgen anders wäre, daß kein Band der Urſachen und Wirkungen, keine Conſequenz der Begebenheiten ſtattfände, ſo fände auch keine menſchliche Vernunft ſtatt; an ſie wäre nicht zu gedenken. Daß uns aber allenthalben, unter allen Veränderungen, Beſtandheit, Ordnung, Folge der Dinge vor- und einleuchtet, daß die Veränderungen ſelbſt erkennbaren Geſetzen und Regeln unterworfen ſind, und der Menſch, das hülfsbedürftige Geſchöpf, von allen Seiten getrieben ward dieſe Geſetze auszuſpähen, dieſer Ordnung, wenn er nicht unterliegen wollte, zu folgen — dieſer ſchöne Naturzwang hat den menſchlichen Verſtand gebildet.

Die Aeſopiſche Fabel ſtellet ihn dar. Sie beruht ganz auf der ewigen Beſtandheit und Conſequenz der Natur: einestheils wie jedes in ſeinem Charakter handle, anderntheils wie aus dieſem das folge. Die ſchönſten und eigentlichen Fabeln ſind alſo herausgeriſſene Blätter aus dem Buch der Schöpfung; ihre Charaktere ſind lebendig-fortwährende ewige Typen, die vor uns ſtehen und uns lehren. Je gemäßer der Naturordnung ein Baum, ein Thier in der Fabel erſcheint, ſo daß, wenn ihm die Sprache gegeben würde, es in ſolcher Zuſammenſtellung nicht anders ſprechen und handeln könnte; je naturmäßiger die Zuſammenſtellung der Dinge ſelbſt, auch nach kleinen Umſtänden in der Fabel iſt, um ſo mehr wird ſie nicht etwa nur anmuthig, ſondern überzeugend.

Mit süßer Naturgewalt zwingt sie uns die Lehre die sie in That zeigt, anzuerkennen, indem kein Geschöpf sich dieser großen Kette entziehen kann, und menschliche Vernunft eben darin besteht Ordnung der Dinge anzuerkennen, und sich ihrer Consequenz zu fügen.

So betrachteten alle Naturvölker die Fabel. Sie war ihnen ein Lehrbuch der Natur, dem nur ein Schwacher oder Irrer zu widersprechen wagte. Deßhalb richteten auch die bei Gelegenheit gesagten Fabeln bei der Menge so viel aus. Die Fabel Jothams von den Bäumen die einen König begehrten, die Fabel des Menenius Agrippa vom Zwist zwischen Gliedern des menschlichen Körpers brachten verworrene politische Situationen unter die Regel einer hellen Naturansicht; die Menge ward überzeuget. Deßhalb sprachen nicht etwa nur Morgenländer, sondern, wo es die Gelegenheit zuließ, auch Griechen, Römer, ja alle Nationen der Welt in diesem Fabelton, entweder ausdrücklich, oder mit kurzer Anspielung auf diese und jene gleichsam ausgemachte, unwiderstreitbare Fabel. Die Sokratiker, Horaz in seinen Briefen und Satiren, Redner ans Volk, Staatsmänner und Moralisten liebten sie; und je vertrauter ein Volk mit der Natur lebte, je heller es ihre Ordnung anerkannte, je treuer es sich derselben fügte, desto mehr hing es an der Darstellungsart treffender Naturfabeln. Ihnen traute man es zu, ihnen legte man das Geschäft auf, den Verstand und die Sitten junger Menschen der großen Naturordnung gemäß zu bilden.

So dachten Sineser, Indier, Ebräer, Perser, Araber, Griechen und Römer! Von allen diesen Nationen ward die Fabel als ein Werkzeug zu Bildung des Verstandes und der Sitten betrachtet; denn was ist Verstand (intellectus, understanding) als Anerkennung der bestehenden Naturordnung und Naturfolge? was sind Sitten als ein Benehmen das sich dieser Ordnung füget? Die Fabel

Dum varia proponit oculisque subjicit
Exempla, monitis arguit salubribus
Cujusque vitam, quas et ipsa condidit
Natura, *sanctas usque leges suadet.*

Oder wie Phädrus ſagt:

Exemplis continetur Aesopi genus,
Nec aliud quidquam per fabellas quaeritur,
Quam corrigatur error ut mortalium,
Acuatque sese deligens industria.

Die treffliche indiſche Fabelſammlung [1] hat einen ganzen Curs der Lebensweisheit für einen Prinzen unter vier Abtheilungen:

1. Die Bewerbung um einen Freund,
2. Die Trennung von einem Günſtlinge,
3. Vom Disputiren,
4. Vom Friedemachen,

gebracht, und ſie gleichſam zu einem bunten Fabelteppich gewebet. Sadi, der Perſer, ſpricht

1. Von der Könige Sitten;
2. Von der Derwiſche Sitten;
3. Von der Vortrefflichkeit der Mäßigung;
4. Von den Vortheilen des Stillſchweigens;
5. Von Liebe und Jugend;
6. Von Schwachheit und Alter;
7. Vom Unterricht in den Wiſſenſchaften;
8. Vom guten Umgange;

über welches alles er Fabeln und Geſchichten in Proſe, untermiſcht in Verſen, beibringt. [2]

[1] The Heetopades of Vishnu-Sarma, by Wilkins. Bath 1787. Die treffliche Sammlung wird bald überſetzt erſcheinen.

[2] Sadi Rosarium politicum c. notis Georg. Gentii, Amstelod. 1656. fol. Das perſianiſche Roſenthal von Schich Sadi, überſetzt von Adam Olearius. Hamb. 1696. Fol.

Ueppige Zeiten entwürdigen alles; ſo ward auch nach und nach aus der großen Naturlehrerin und Menſchenerzieherin, der Fabel, eine galante Schwätzerin, oder ein Kindermärchen. Auszeichnend gab hierzu, wiewohl ſehr unſchuldiger Weiſe, Lafontaine Gelegenheit; er ſelbſt ein naives Kind der Natur, das in mehreren Dingen die Welt ohne Wiſſen und Willen zu ärgern das Schickſal hatte. Dem Aeſop und andern erzählte er Fabeln auf ſeine Weiſe nach, und da dieſe Weiſe luſtig, aber auch ſo naiv hinläſſig war als es ſeine Art mit ſich brachte, ſo glaubte fortan jeder Fabuliſt die Fabel nach Lafontaine's Manier erzählen zu müſſen. Gleich viel was er erzähle; wenn das Märchen nur amüſire. So ward die Fabel ihrem Zwecke ſowohl als ihrer eigenthümlichen Natur und Welt allmählich entrückt; aus der überzeugenden Anſicht der großen Naturordnung trat ſie in das Gebiet ſeiner Speculationen, in Viſitenzimmer voll Pro und Contra ein; die Namen der Thiere und Bäume wurden ihr hie und da nur angelogen. Denn wie in manchen neueren Fabeln ſpräche das Thier nicht, wenn es ſpräche! um ſolche Dinge würde ſich die Dryas des Baums nicht bekümmern. Wenn man die feinen und überfeinen Fabeln la Motte's, Richer's, le Jay's, le Noble's u. a. lieſet, weiß man oft nicht woran man iſt. Alles in ihnen iſt ſo zierlich geſagt, und doch thut nichts ſeine oder nur eine der Fabel fremde Wirkung. Offenbar, weil die Fabel, ihrem Naturboden entrückt, in dieſer neuen, ſehr conventionellen Zuſammenſtellung nur eine conventionelle Sprache reden kann, zu welcher weder Bäume noch Pflanzen, weder Götter noch Helden, am wenigſten Allegorien, Schatten, Träume bemühet werden durften. Wir konnten ſie hören aus jedem Munde. Ihrer Naturwelt entnommen, iſt die Fabel eine ſingeſchnitzte, todte Papierblume worden; in der lebendigen Naturwelt war ſie ein wirkliches Gewächs voll Kraft und Schönheit.

Daher nun der ungeheure Unterſchied zwiſchen der neuen und

alten Fabel, im Vortrage, im Inhalt und in der Wirkung. Dem Vortrage nach will die neue Fabel ſelten mehr als zeitkürzen; und wie bald man dieſes Fabelamuſements ſatt und müde werde, darüber mögen in allen Journalen ſo viele franzöſiſche, engliſche, deutſche Fabeln zeugen. Großentheils überſchlägt man ſie: „da ſpricht wieder, denkt man, die Perücke mit der Fontange; mögen ſie ſprechen!“ Die Zuſammenſtellung der Fabelweſen, jemehr ſie in die künſtliche Welt tritt, kann für das Geſellſchaftszimmer auf einen Augenblick amüſant geweſen ſeyn; außer dieſem Kreiſe hat ſie bald nicht mehr auf ſich als ein freundliches Geſpräch zwiſchen dem Spiegel und Fächer, der Nadel und Scheere. Die Wirkung endlich, da eine Darſtellung des höchſt Wahren (fabula veri) bloß amüſiren ſoll, iſt traurig. Wie muß es mit Menſchen ſtehen denen die nothdringendſten Geſetze und Verhältniſſe der Natur ein Spielwerk, ein Zeitvertreib zum Gähnen ſind, bei dem man etwa nur die ſpaßhaften Eingänge, die lüſternen Digreſſionen, oder gar nur die Verſification bewundert!

Läugnen können wir es nicht daß unſre neuere deutſche Fabel an dieſem Becher der Circe theilgenommen habe. Unſre trefflichen alten Fabuliſten, die Minneſinger, der Renner, Boner, Reineke, Burkard, Waldis u. ſ. in ihrer einfachen Manier und Versart dünkten der neuen Zeit zu einfach; man folgte alſo mehr und minder des Lafontaine und ſeiner ſinnreichen Nachfolger amüſanter Erzählungs- und Versart. In Einleitungen und Digreſſionen, denen meiſtens der Reim ihr curriculum vorzeichnete, ſchlenderte man ſpaßhaftlangweilig einher; und auch im Inhalt der Fabel erlaubte man ſich ſprechen zu laſſen, was auf dem Papier irgend ſprechen konnte. So ward die wahre, urkundliche Naturpoeſie das abgegriffenſte Ding, ſo amüſant daß es faſt niemand mehr amüſiret.

„Ob wir nicht noch zum Fabelgebiet der Natur zurück-

kehren könnten?" Warum nicht? In den Händen sowohl als im Reich der Natur leben wir, ihr unentwindbar. Wenn nicht Ceder und Cypresse, so wachsen Birke und Fichte vor unsern Augen; wenn nicht Tiger, so kennen wir Wölfe, Bären und Füchse. Ja, entgingen auch sie, die Naturordnung bestehet und wird bestehn; sie, der ewige Grund der Fabel. Aus gleicher Tiefe der Nothwendigkeit also, des Natur- und Vernunftbestandes, der ewigen Zusammenordnung der Dinge lasset uns schöpfen, wie die Alten, und die verachtete Schwätzerin wird wieder, was sie einzig seyn kann und seyn will, eine Lehrerin der Menschheit, zumal der Jugend und des Volks werden, außer welchem Kreise ihr Beruf dahin ist.

Wer von uns denkt nicht daran, wie in seinem Leben ihm manchmal zu seinem Schaden im Moment des Handelns das Andenken nur einer Fabel fehlte? Wenn der Fuchs den Bock in den tiefen Brunnen lud, und dann auf seinen Hörnern hinaussprang; wenn den fliehenden Hirsch eben sein gepriesenes Gehörn zwischen den Sträuchen festhielt und seine verachteten leichten Füße ihm nicht mehr halfen; wenn der Schwarz- und Weißfärber zusammenwohnend sich so wenig frommten; wenn der Hund an Besitz verlor, was er im Schatten haschte; wenn das kleine Thier mit dem gewaltigen Löwen in Gesellschaft jagte u. s., wer erinnerte sich nicht oft nach Ausgange der Begebenheit, daß ihm unglücklich die Fabel entgangen war, als er sie spielte? Und bei großen Begebenheiten der Welt, auch unsrer neuen Geschichte Europa's — mich dünkt, die Fabel derer, die einen Gewinn theilen ehe sie ihn erjagt hatten, die Fabel der Frösche, die mit dem Klotz unzufrieden sich einen neuen König erbaten, und wie viel andre stellet uns mit jedem neu umgeworfenen Blatt der Weltbegebenheiten dieß große lebendige Fabelbuch selbst dar!

Das Conversatorium und die Erscheinung.

Auf einem großen Jahrmarkt gerieth ich vor eine prächtige Bude, geziert mit der Aufschrift: Conversatorium. Diese lockte mich hinein und ich sah, ich hörte — ihr Götter und Göttinnen des Olymps, helft mir sagen was ich hörte und sah.

Ein großer Berg war aufgerichtet; neben ihm viele Berge. Die ganze lebendige Schöpfung erschien auf ihnen, alle Geschöpfe witzig sprechend, aus Holz, Thon und Wachs, fein decoriret; das Ganze ausgeziert wie ein italienisches Präsepe. Welche Stimmen umgaben mich! wie scherzhafte Gestalten! Alles conversirte.

Mein Ohr gellte; „ist das die neuere Fabel?" seufzte ich, und schlich traurig in meinen stillen Hain —

Da nahm mich auf der Vögel Chor
Mit wundersüßem Schall,
Die Lerche schwirrte hell empor,
Es sang die Nachtigall.
Die Amsel schlug. Es säuselte
Der Westwind um mich her.
Es rauscht. Die Quelle murmelte —
Und murmelte nicht mehr. —

Denn siehe, die große Mutter stand vor mir da, gekrönt mit der Sternenkrone, bekleidet mit dem weiten Gewande, auf dem in lebendigen Bildern alle Naturwesen sich regten. Wie mit dem Gewande die Lüfte spielten, enthüllten sich neue Wesen; endlich entschleierte sie ihr Angesicht und sprach freundlich:

„Mensch! du bist der Ausleger der Natur, ihr Haushalter und Priester. Alles spricht zu dir, Geist im Körper, Verstand in ewigen Charakteren. Lerne sie verstehen, diese Denkbilder, und ordnen und vernünftig gebrauchen. Vor allen merke auf jede Folge dessen was du siehest; im Bande der Wesen ist meine Kraft, in Folge der Dinge erblickst du meine und deine Herrschaft."

Sie schwang ihren gebietenden Stab, und war entschwunden im Bilde. Aber

Der ganze Hain lobjauchzete,
In einem hellen Chor;
Und Blatt und Wipfel säuselte,
Ein Weihrauch stieg empor.
Die Echo rief: „Natur! Natur!
Dein frohes Eigenthum
Bin ich!" Mein Herz sprach: „O Natur!
Und ich dein Heiligthum."

Fortsetzung.

Ueber die Fabel.

Vielleicht scheinet's kleinfügig daß ich über das Wesen der Fabel zu reden fortfahre; nur das Wort aber macht irre. Ist Fabel die Darstellung einer in Handlung gesetzten Lehre, so ist sie der Grund aller Dichtkunst, mithin der Rede wohl werth. Eben die einfachste Dichtkunst ist die sogenannt Aesopische Fabel.

Lessing, dem wir die beste Theorie der Fabel zu danken haben, dem wir uns also auch in Erörterung derselben dankbar anschließen, erklärt sie so: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel."[1] Fühlet man nicht daß zu Bestimmung der Aesopischen Fabel hier etwas fehle? Denn wenn wir auch den Ausdruck „allgemeiner moralischer Satz" übersähen, auch nicht fragten: wie ist's möglich daß ich einen „allgemeinen Satz" in einem besondern zur Geschichte gedichteten Fall anschauend erkenne? da dieß

[1] Lessings Fabeln, S. 171.

immer doch nur ein beſonderer, dazu erdichteter Fall bleibt, in welchem die Allgemeinheit einer moraliſchen Lehre nie anſchaubar werden kann: wäre dieſe ganze Operation der „Zurückführung einer Lehre auf einen beſondern Fall, dem ich die Wirklichkeit ertheile und eine Geſchichte daraus dichte," nicht ohne Grund und Kraft, wenn in der Natur nicht eine Ordnung, d. i. eine Wirklichkeit da wäre, die in jedem beſondern Fall nach allgemeinen Geſetzen in einer feſtſtehenden Folge als ein Gegebnes forteriſtiret? Wäre ſie nicht da, ich könnte ſie nicht dichten, noch weniger würde durch meine Dichtung, als durch eine willkürliche Zuſammenſetzung, irgendein allgemeiner Satz erkennbar. Eben nur jene Naturordnung und Naturfolge, nach allgemeinen, daurenden Geſetzen, die der Fabel zum Grunde liegt, macht den allgemeinen Satz in ihr erkennbar; und gelang es dem Dichter nicht ſeine Lehre auf ſie dergeſtalt zurückzuführen daß dieß Allgemeine, das Unwiderſtrebliche dieſer Ordnung und Folge in ſeinem beſondern gedichteten Falle ſichtbar ward, ganz oder halb iſt ſeine Arbeit verloren.

*

Leſſing glaubt daß „die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Urſache ſeyen, warum ſie der Fabuliſt zu moraliſchen Weſen erhebt. Die wahre Urſache (ſagt er), warum der Fabuliſt die Thiere oft zu ſeiner Abſicht bequemer findet als die Menſchen, ſetze ich in die allgemeinbekannte Beſtandheit der Charaktere."[1] Soll in dieſem zuſammengeſetzten Ausdruck die allgemeine Bekanntſchaft mit den Thiercharakteren das Hauptmoment der Urſache ſeyn, ſo litte der Satz eine Einſchränkung. Manchen Thiercharakter, wie er jetzt zum Zweck des Dichters dient, kannte ich vielleicht nicht; aus der Fabel ſelbſt werde ich ihn leicht kennen lernen. Der tiefere Grund liegt (ich kenne ſie vorher oder nicht) in der Thiercharaktere un-

[1] Leſſings Fabeln, S. 181. 187.

veränderlicher Beſtandheit, als einer gegebnen Naturordnung. In dieſer ſind ſie unveränderlich handelnde Weſen, und können uns, mehr als der vielſeitige, veränderliche Menſch, eine Anſicht der Naturordnung in ihrer Permanenz und Folge anſchauend zeigen. Pflanzen und Bäume deßgleichen, ja alles was zu ſprechenden Naturtypen gehöret. Daher die größere Wirkung der Fabel als der Parabel oder eines Beiſpiels aus dem Menſchenleben. Dieſer Menſch handelte ſo; ein andrer, ja er ſelbſt zu andrer Zeit kann und wird anders handeln. Der Fuchs in der Fabel aber ſteht für alle Füchſe, die Cypreſſe für alle Cypreſſen.

*

Auf die Frage, „wie weit der Fabuliſt die Natur der Thiere und andrer niedrigern Geſchöpfe erhöhen und wie nahe er ſie der menſchlichen Natur bringen dürfe?“ antwortet Leſſing kurz: „ſo weit und ſo nahe er immer will, wenn ſie nur in ihrem Charakter denken, reden und handeln. Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugeſtanden, ſo müſſen wir ihnen zugleich Modificationen des Willens und alle Erkenntniſſe zugeſtehen, die aus jenen Eigenſchaften folgen können, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Ihr Betragen wird uns im geringſten nicht befremden, wenn es auch noch ſo viel Witz, Scharfſinnigkeit und Vernunft vorausſetzt.“ [1] Das allgemeine Gefühl, dünkt mich, ſtehe dieſer ſchrankenloſen Freiheit entgegen. Warum gefallen uns nicht alle Fabeln, wie jene ſchlichten Aeſopiſchen, oder wie die noch einfachern der Morgenländer? Den Witz, den Scharfſinn, den der Dichter ſolchem und ſolchem Thier leiht, finden wir außer Stelle; wir hören den Dichter durch den Mund des Thiers ſprechen, und wundern uns warum er hinter dieſer Maske rede. Ja, wie wäre auch, „wenn der Charakter der Thiere in Reden wie in Handlungen ſtrenge gehalten werden ſoll,“ eine ſo ſchranken-

[1] Leſſings Fabeln, S. 208. 209.

lose Annäherung an die menschliche Natur, im Gebrauch ihrer feinsten Vorzüge des Witzes und Geistes denkbar? Der Thiercharakter, mithin die innere Ueberzeugungskraft dessen was das Thier in seiner Natur, als ein Wesen seiner Ordnung sprechen soll und kann, ginge damit immer, ganz oder halb verloren. So, sagen wir, spräche dieß Thier nicht, wenn es spräche; der Witz und Scharfsinn liegt nicht in seiner Lebensweise; wo hat es diese Galanterie gelernet? Ein großer Theil der französischen Fabeln wird uns daher unschmackhaft.

Lessing selbst? Hätte Bodmer seine unartige Parodie[1] schreiben können, wenn der Dichter nicht hie und da den Gedanken- und Empfindungskreis seiner Fabelgeschöpfe zu sehr erweitert, und bisweilen in das höchste Gebiet der Menschenvernunft gerückt hätte? Gebildeten Lesern sind diese Fabelepigramme sehr willkommen; Lessing hört man gern, durch wen er auch spreche. Zu Aesop indeß verhalten sich seine Fabeln oft wie der Schmetterling zur Raupe. Aus ihr gezogen fliegt der neue Einfall in glänzender Gestalt hervor; die alte Fabel indeß war ihm als erste Form und Nährerin unentbehrlich.

*

Seit Apythonius hat man die Fabeln in vernünftige, sittliche und vermischte eingetheilet; auch Wolf und Lessing folgten dieser Classification, jeder mit eigner Bestimmung ihrer Worte. Mich dünkt, die Adrastea der Natur, der die Fabel, wenn sie rechter Art ist, dienen muß und dienet, beut uns eine Bestimmung dieser Classification dar, die schwerlich zu ändern seyn möchte. Macht nämlich die Fabel eine Lehre als Naturgesetz in einem einzelnen Fall der großen Naturordnung anschaubar, so ist diese Lehre entweder

[1] Lessings unäsopische Fabeln, u. s. Zürich, 1760.

1. Theoretisch.

Ein Marder fraß den Auerhahn,
Den Marder würgt ein Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn. —
Hagedorn.

Welcher Satz aus dieser Intuition gezogen werde, eine Sittenlehre wird es nie seyn. Was will, was thut also die Fabel? Sie öffnet uns nur den Anblick der Welt,

Wo oft die Größern sich vom Blut der Kleinern nähren;

damit hat sie ihr Amt gethan, und hätte sie damit nicht viel gezeiget? Nun ziehe jeder sich hieraus nach Herzenslust praktische Lehren.

Der größeste, ja vielleicht der schönste Theil der Fabeln in Lockmann, Aesop, Vischnu-Sarma, und wo nicht sonst? ist rein theoretisch. „So besteht die Welt; so folgt eins aus dem andern. Z. B. Dieß wird, wenn man mit vollem Munde nach dem Bilde im Wasser schnappt; jenes, wenn man als Schaf mit dem Wolfe streitet; jenes, wenn man als Hase mit dem König-Löwen jaget. Merke dir's und ziehe dir daraus vielfältige Lehren." Bei jeder neuen Wendung der Begebenheit kommt eine andere zum Vorschein, die du dir selbst sagen magst; genug, das Factum der Natur soll als Gesetz und Weltordnung deinen Verstand üben, daß wenn du unter Menschen den Wolf, den Bock, den König-Löwen und dich mit ihm in gleicher Situation antrifft, du wissest worauf es ankommt.

Diese Fabeln mögen logische oder lieber intellectuelle, d. i. den Verstand bildende Fabeln heißen; sie bilden ihn nach den großen Gesetzen der Natur in ihrer permanenten Ordnung an ewig feststehenden Charakteren.

Andere Fabeln mögen

2. Sittlich heißen; aber wie kann man von Thieren, von Bäumen Sitten lernen? und von welchen Thieren? Vom Wolf? vom Fuchs? vom Marder? Nicht also ist's gemeinet.

So contraſtirend die Gattungen der Geſchöpfe in der Natur über und gegen einander geſetzt ſind, ſo daß alles auf einem ewigen Kampfe und Widerſpruch zu beruhen ſcheinet, ſo hängt alles was Leben hat (und was hätte nicht Leben?) dennoch an Einer Kette, der Liebe.

Der Liebe? Nicht anders, und zwar einer ſich ſelbſt erhaltenden, dem Ganzen ſich aufopfernden Liebe. Jedes Lebende nämlich (da auf eine harte Weiſe die Gattungen der Lebendigen einander entgegenſtehen) kämpft für ſeine Erhaltung. Wozu aber ſtrebt ſelbſt dieſer Kampf? Um in ſeines Gleichen fortzuleben, alſo zum Ganzen. Unwiſſend und von der Natur gezwungen opfert jedes Einzelne ſich dieſem Zweck auf, zu welchem in und außer ſeiner Subſtanz alle Elemente wirken. Abblühet die Blume, ſobald ſie ſich ſelbſt in Samen dargeſtellt hat; nur zu Hervorbringung dieſer keimte, wuchs, blühete ſie. So die Geſchlechter der Thiere in ihren verſchiedenen mühſamen Haushaltungen, Kämpfen und Geſchäften. Jugendliche, eheliche Liebe iſt allen ihr Ziel, der Zweck ihrer Mühe, die fröhlichſte Tendenz ihres Daſeyns. Hierauf gehet ihr Fleiß, ihre Kunſt, ihre väterliche und mütterliche Sorge.

Die Fabel, die dieſe große Haushaltung des Strebens und der Liebe in einzelnen ausgeſuchten Fällen und Momenten darſtellt — reich an tauſend Lehren iſt ſie ſittlich und kann ſogar rührend werden. Der alte Spruch: „Gehe hin zur Ameiſe, du Träger" iſt in der Fabel von ihr und der Cicada ans Licht geſtellt; ſo manche andere Fabel von der Erziehung der Jungen, vom geſelligen Beiſtande, dem häuslichen Leben der verſchiedenen Geſchlechter unter einander, von ihrer Treue, ihrer Wachſamkeit, ihrer Freundſchaft und Großmuth ſind, da dieſe Sitten aus dem ewigen Naturcharakter und Inſtinct der Geſchlechter ſtammen, Fabeln des großen Naturethos, ethiſche Fabeln, die auch uns unſere Pflichten als Geſetze der Glückſeligkeit aller Lebendigen

in ewigen Charakteren vorzeichnen. Eben auf dieſem tiefen Grunde eines Naturſittengeſetzes beruhet ihre mächtige Wirkung. Nur ſo iſt die ſittliche, d. i die ethiſche Fabel denkbar.

3. Wie wären endlich die Fabeln zu nennen, die den höheren Gang des Schickſals unter den Lebendigen bezeichnen? Wir würden ſie dämoniſche oder Schickſalsfabeln nennen, Fabeln der Adraſtea oder Aiſa.

Nicht immer nämlich kann im Naturgange ſelbſt anſchaulich gemacht werden wie aus dieſem ein anderes durch innere Conſequenz folge; da tritt nun die große höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Zufall, bald Schickſal nennen, ins Spiel, und zeigt wie dieß und das, wo nicht aus, ſo nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Natürlicherweiſe iſt ſie vermiſcht, theoretiſch und praktiſch. Der räuberiſche Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in ſein Neſt, der es in Flammen ſetzt, und ſeine unbefiederten Jungen dem zur Beute gibt dem er einſt treulos die Jungen geraubet. Die Raubgier des Adlers iſt permanent; zwiſchen ſeiner vorigen und dieſer Unthat aber, wer konnte das Band knüpfen, als die Zeit, das Verhängniß? Dieſer Dürftige erzeigt einem unbekannten Todten ſeine letzte Pflicht, und findet einen Schatz, der ſeiner Dürftigkeit abhilft; im Traume ſagt es ihm Mercur ſelbſt, wodurch er von den Göttern dieß Glück verdiente. So erſcheinen die Gottheiten, den Streit der Thiere unter einander zu entſcheiden, ſie über ihre ungerechten Klagen, über ihre müßigen Gebete, über ihre verſtandloſen Wünſche hart oder ſanft zu belehren; allenthalben aber das hohe Loos werfend, das jeder Art und Gattung der Sterblichen ihre Stelle anweiſet. Zeus, wie er das Leben der Menſchen und Thiere gegen einander abmißt,[1] Herkules wie er dem betenden Fuhrmann,[2] Serapis wie er dem glückträu-

[1] Hagedorns moraliſche Gedichte, nach de Launay, S. 127.
[2] Fab. Aesop. edit. Hauptmann. p. 267.

menden Mörder erſcheinet,[1] in Leſſings Fabeln Zeus und das Pferd, Zeus und das Schaf,[2] in Gleims Fabeln,[3] die Götter und die Bäume, die Raupe und der Schmetterling u. ſ. f. ſind ſolche Schickſalsfabeln — Naturideen, die uns den Sinn und Gang der großen Mutter im allgemeinen zeigen. Bei den ſchönſten Fabeln dieſer Art wird unſere Seele groß und weit wie die Schöpfung; Adraſtea-Nemeſis, fühlen wir, iſt die, die im verborgnen alles vergilt, alles lenket, alles regieret. Sie ſchützt den Unterdrückten und ſtürzt den Frevler; ſie rächet und lohnet.

Fortſetzung.

Nach dieſer dreifachen Eintheilung des Inhalts und Ganges der Fabel richtet ſich natürlicherweiſe auch ihr Vortrag. Wer wollte mit Naturgeſetzen ſpielen? wer über ſie tändeln und die große Mutter in ihren Darſtellungen äffend zu Spott machen? Gerade dieſer Scherz, dieſer ungeſalzene Spott hat die Fabel tief erniedert. In wie manchen Fabuliſten ſieht man leibhaft den Thoren vor dem delphiſchen Altar ſtehen der mit dem Orakel Scherz treiben wollte. Apollo trieb mit ihm Scherz; er machte ſchlechte Fabeln.

Daß einer Erzählung, die uns Naturgeſetze in einzelnen Begebenheiten und Vorfällen darſtellt, die heiterſte Klarheit und Congruität gebühre, daß die ſittliche Fabel ſich jeder Art und Gattung der Geſchöpfe anſchmiege und mit Wohlgefallen, mit Freude und Luſt in der Schöpfung wohne, indem ſie jede Pflicht ſowohl als jede edle Mühe um dieſelbe als Naturbedürfniß darſtellt, und durch ſich ſelbſt lohnet, Irrthum und Thorheit dagegen in ihren Folgen auch enthüllet und ſtrafet; dieß will der Begriff der Natur,

[1] Anthol. Graec.
[2] Leſſings Fabeln B. I. 5. II. 18.
[3] Gleims Fabeln B. IV. 11.

ihrer Conſequenz und Tiefe. Die dämoniſche Fabel endlich, die Götter und das Schickſal ſelbſt auf den Schauplatz bringt, ſie erhebt ſich ohn' allen geſuchten Pomp oft zu einem kleinen Epos. Jene Erzählung bei Gellert über den Lauf und die Vergeltung des Schickſals:

„Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat"

findet ſich, das Feierliche hinweggerechnet, an erhabener Zuſammenordnung faſt in jeder Schickſalsfabel wieder.

„Wo dann bleibt aber das Lächerliche (γελοῖον) der Fabel, das ihr doch weſentlich angehöret?"

Zuerſt weiß man daß, um Lachen zu erregen, es gerade nicht darauf ankommt daß man ſelbſt und zuerſt lache, geſchweige daß man ſich kneife und

— die Hände geſtemmt in keuchende Seiten —

das antiquariſche grobe Gelächter in Perſon darſtelle. Etwa nur auf dem Markt des Pöbels, und auch da kaum dürfte man durch dieſe Mittel ſeinen Zweck erreichen.

Dagegen: geſetzt eine Geſellſchaft hätte über eine Materie lange, ernſt und ſogar zänkiſch deräſonniret; ein guter Freund am Ende der Tafel, der bisher geſchwiegen, träte hintendrein mit einem Fabelchen hervor, das er trocken, dem Anſchein nach zwecklos, aber ſehr treffend, klar und naiv erzählt, und damit jenen ganzen Zwiſt abthut; erreichte er damit nicht ein hohes Komiſches, dem die Vernunft ſelbſt zuſpräche? Die kleinſte Miene des verzerrenden Lachens hätte ihm geſchadet, denn eben der feine Ernſt war ſein treffendes Salz, ſeine Grazie und Anmuth. Wollen Irrthümer und Fehler der Menſchen mit lautem Lachen begrüßt ſeyn? Warum gaben die Alten, zumal die Morgenländer, ihre Fabel Weiſen oder Sklaven in den Mund? Wozu anders als daß ſie nicht ausgelaſſen, nicht ungezogen erzählt werden könnte. Manche Neuern haben die

Sache anders verſtanden; der Weiſe ſteckt in der Lehre, die Fabel erzählt der Geck oder an Saturnalien etwa der trunkne Sklave.

Zweitens. Da alſo das Luſtige, das Scherzhafte der Fabel in ihrer Anwendung, mithin in der Beziehung liegt in welcher ſie geſagt wird, und dieſe an ſich ſchon nicht zart genug genommen werden kann, was wäre in der Fabel ſelbſt lächerliches, wenn in ihr alle Weſen als Naturweſen handeln? Der Fuchs etwa? der Affe? der Eſel? O der alten abgekommenen Späße, die den Fabeldichter ſelbſt ſo oft zum Affen und Langohr gemacht haben! Kein Witz beinahe kann leichter abgeſchmackt werden als der Fabelwitz, keine Späße ſind trivialer als die Eſelsſpäße; zumal wenn der bleierne Dichter durch dieſe Masken ſpaßet. Wie kurz, wie ziemend ſind in der Fabel die Scherze der Alten!

Drittens. Da überdem nichts vorübergehender und feinflüchtiger iſt als der Scherz, da das ſittſamſte Lachen nur am Rande der Lippen hangt, wie der herz- und ſeelenvollſte Wink am Blick des Auges; da zumal gereimte Bücherſpäße faſt durch ſich ſchon von ſtereographiſch-bleierner Natur ſind, und in ungeſchickten oder übertriebenen Nachäffungen gar albern werden; da endlich das Entbehrliche zuerſt und am früheſten Ueberdruß macht, und der Gott Jocus mit jedem Mondviertheil ſeine unweſenhafte Geſtalt ändert — wer wollte ein Spaßmacher ſeyn wo er es nicht ſeyn darf und nicht ſeyn ſollte? Selbſt Lafontaine's Scherze, den die Natur doch ſelbſt im Scherz gebildet zu haben ſchien, haben ſich zum Theil überlebt; keiner ſeiner Nachäffer hat ihn erreichet. Und dann, wäre es wirklich amüſant und luſtig, wenn ich leſe:

In einem alten Fabelbuche —
(Der Titelbogen fehlt daran:
Sonſt führt' ich's meinen Leſern an) —

In einem alten Fabelbuche,
In welchem ich, wenn ich nicht ſchlafen kann,
Und ſonſt zuweilen, Raths mich zu erholen ſuche, —
In einem alten Fabelbuche —

Ei ſo wirf das alte Fabelbuch in den Winkel, und erzähle was du darin fandeſt. Sind Langweiligkeit, Präambuln und Digreſſionen ſolcher Art naiver Scherz? Gehe man die Scherzdigreſſionen und Spaßpräambuln der Fabuliſten durch, ohn' alle Rückſicht auf Theorie der Fabel wünſcht man die meiſten hinweg. Es ſind platte Einſchiebſel; auch dem Ausdruck nach haben ſich die meiſten ſelbſt überlebet.

Einfalt iſt die Grazie der Natur; hohe Naivität die Grazie der Fabel. Sie iſt's die alles würzt, vom Burlesken niedriger Naturen zum Erhabenſten, dem Schweigen. Eben in dem Contraſt von Bildungen und Sitten ſcherzt die Natur unaufhörlich; aber wie ernſt ſcherzt ſie, wie conſequent iſt ihre Perſiflage! Die Naturfabel ahme ihr nach; ihr höchſter und dauerndſter Reiz iſt ſtille Größe, ſchweigende Anmuth beſonders in den Fabeln des Schickſals.

*

Als eine zweite Urſache, warum die Fabel am liebſten Thiere darſtelle, führt Leſſing, wiewohl ſelbſt nur zweifelhaft, an „daß es geſchehe um die Erregung der Leidenſchaften ſoviel als möglich zu vermeiden. Dieß könne nicht anders geſchehen als wenn der Dichter die Gegenſtände des Mitleids unvollkommener macht, und anſtatt der Menſchen Thiere oder noch geringere Geſchöpfe annimmt." [1] Ich zweifle. Haſſen wir den Wolf, den Tiger der Fabel nach Umſtänden nicht eben ſo innig, weil er uns die ganze Gattung auch der Menſchenwölfe und Tiger unverlarvt, in ihren Geſinnungen, Entſchlüſſen und Thaten charakteriſtiſch darſtellt? Bemitleiden wir nicht das unſchuldig unglückliche Lamm umſomehr, da wir in ihm eine ganze Gattung gleich Unſchuldiger dem Rachen des Wolfs,

[1] Leſſings Fabeln S. 190.

den Zähnen des Tigers hülf- und rettungslos hingegeben ſehen? Und wer nähme in ſittlichen Fabeln an der muntern Lerche, der liebenden Nachtigall, der treuen Turteltaube u. ſ. nicht für alle Charaktere ihrer Art herzlichen Antheil, umſomehr Antheil, da die Fabel in die Kinderwelt gehöret und wir bei ihr in die Empfindungen der Kindheit zurücktreten? Nirgend faſt ſonſt erſcheinen die Charaktere lebendiger Weſen haſſens- und liebenswerther als in der Fabel, eben weil ſie dieſe Charaktere rein darſtellt. Haß und Liebe in ihr werden Leidenſchaften des Verſtandes; ſo tiefgewurzelt, ſo allgemein und dauernd als dieſe Typen der Natur ſelbſt ſind. Die Hyäne der Fabel haſſen wir über und für alle Hyänen; die mütterliche Nachtigall lieben wir als Urbild aller Mutterliebe.

Da nach dieſer Theorie die Fabel einen ſo tiefen Grund, einen ſo reinen Umriß bekommt, wie vieles ſchneidet dieſer Umriß weg, das, wenn man es genau prüfet, die Fabel eben verächtlich gemacht hat! Er ſchneidet ab:

1. Jeden Schnickſchnack, der nichts weniger als eine große feſte Ordnung der Natur in Lehre darſtellt. Holbergs genannte Moral, „daß keine Creatur weniger in Zucht zu halten ſey als eine Ziege," hat in den Fabelbüchern viele Schweſtern, denen Abſchied zu geben iſt, wenn je die wahre große Naturfabel ihren Werth wieder erhalten ſoll. Wir ſind dieſer Kindereien unwichtiger Lehren ſatt und müde. — Abgeſchnitten werden

2. Alle Erzählungen zuſammengeflickter Situationen, die darauf hinausgehen daß Thier oder Menſch eine ſcharfſinnige Sentenz ſage. Erſcheint dieſe Sentenz nicht, in der Lebensweiſe der Dargeſtellten gegründet, jetzt in Handlung ſichtbar, ſo möge der Einfall ſeyn was er wolle, ſeine Einkleidung iſt keine Natur- und Kunſtfabel. Wie manches witzige Hiſtörchen ſchleicht ſich hiemit weg aus dem ſtrengen Gebiet der Fabel.

3. Die angebliche Moral der Fabel verſchwindet als ein verführendes Scheinwort völlig. Von welchem Thier ſollen wir Moral lernen? Vom Wolf oder vom Bär? Kein Thier iſt der Moral fähig; keins muß ihrer fähig ſeyn, wenn es fabelmäßig, d. i. charakteriſtiſch handeln, und die Fabel nicht ſelbſt vernichten ſoll. Auch die ſittlichen Fabeln nannten wir deßhalb nicht moraliſche, ſondern ethiſche Fabeln; an den Sitten, auch der gefälligſten Thiere lernten wir nichts als Naturordnung. Moral ſagt der Menſch ſich ſelbſt; ſie entſpringt aus ſeinem Verſtande, aus ſeinem Herzen. Wozu der Dichter die Fabel darſtellte, iſt Lehre, aus der ſodann nach jeder neuen Wendung jeder ſich ſeine Moral bilden möge. Die Moraliſten in der Fabel ſind langweilige, alberne Geſchöpfe.

Wäre nach dieſen Vorausſetzungen eine geläuterte Fabelleſe nicht zu wünſchen? Umſomehr zu wünſchen da die neueſte, obwohl von einem berühmten und verdienten Manne geſammelt, ſo ſehr mißrathen iſt.[1] Sie wird erſcheinen. Nicht alles was J. J. Rouſſeau in ſeinem Emil gegen den Gebrauch Lafontaine's bei der Jugend ſagt, iſt Declamation; in manchem hat er ſehr Recht, obwohl nicht immer aus rechtem Grunde.

Noch ein Wort endlich vom Sylbenmaße der Fabel. Soll ſie in Proſe oder poetiſch erzählt werden? Nach Belieben oder vielmehr nach Gelegenheit, Zweck und Inhalt. Die Morgenländer haben ihre ſchönſten Fabeln in Proſe erzählt; bei Anläſſen im Leben wird ſie ſchwerlich jemand anders erzählen. So Lockmann, Aeſop, Sadi, Wiſchnu-Sarma, Luther, Leſſing, obgleich des letzten glänzender Styl oft Poeſie iſt.

[1] Ramlers Fabelleſe. In ihr liegen Fabeln, Erzählungen, Geſchichten, Converſationsmärchen durch einander. Kindern muß ſie äußerſt langweilig werden; und die gebornen Richter der Fabel ſind Kinder.

Jedermann fühlt indeß daß, da die Fabel ein Kunſtwerk iſt, ihr auch wohl in der Sprache wie in der Compoſition eine Kunſtform gebühre, die dann von Zeit und Ort, am meiſten von der Sprache ſelbſt beſtimmt wird. Als bei den Griechen der Hexameter die Form poetiſcher Erzählung war, ward auch die Fabel in Hexametern erzählt, wie Heſiodus u. a. es beweiſen. Erſchien ſie auf dem Theater, ſo bekam ſie einen höheren Tritt; aus ſolchem entſtand ohne Zweifel das ſchöne Sylbenmaß das wir in Bruchſtücken des ſogenannten Babrias finden. Wäre es unſrer Sprache zur Natur zu machen, ſo gäbe es vielleicht ein ſchöneres Kleid für die Fabel; leider aber iſt unſere Proſodie und Declamation noch viel zu unbeſtimmt als daß es ſich nicht, auch ſorgfältig angewandt, in eintönige Jamben verlöre. Uebrigens waren die Griechen hier wie in allem das liberalſte Volk; eine Fabel die Epigramm war, ward Epigramm in elegiſchem Sylbenmaße. Wir ſollten es ihnen hierin nachthun, und keiner Fabel das Gewand rauben das ihr gebühret.

Die Fabeln der mittlern Zeit ſchlendern in ihren einförmigen Reimen etwas langſam daher; man ließ ſich dieſen Gang lange wohlbehagen. Die Engländer, treue Anhänger der alten Gewohnheit, gehen ihn noch conſtitutionsmäßig. Gay iſt ihr Vorbild. Wir Deutſche ließen uns durch den ſogenannt unregelmäßigen Vers der Franzoſen, in welchem Lafontaine, la Motte u. ſ. unſre Muſter waren, unſer altes naives Fabelſylbenmaß zu bald verleiden, ohne zu bedenken daß jene Nation, die keine eigentlich poetiſche, ſondern nur eine Converſationsſprache hat, einestheils nur aus Noth ſo unregelmäßig ſprach, und daß anderntheils, was ſie mit dieſem Sylbenmaß erreichte, wir nicht immer erreichen konnten. Aller Nachäffungen ungeachtet iſt noch kein Lafontaine unter uns aufgeſtanden; wir hinkten ihm nur nach.

Und fühlen es ſelbſt daß die deutſche Fabel eines regelmäßigen Sylbenbaues bedürfe, daher unter unſern Fabuliſten der ſo öftere

Gebrauch des Liedes, des Epigramms u. ſ. Kleiſt war meines Wiſſens der erſte der das Kunſtwerk der Fabel, in einem reinen Kunſtbau des Versmaßes darſtellte; ſeine zwei verſificirten Schickſalsfabeln, mehrere in Gleim,[1] Pfeffel u. a., ſind auch dem Versbau nach, in hoher oder ſtiller Naivetät, Muſter.

6.
Märchen und Romane.

Hat auch das Märchen ſeine Regel? Uebel, wenn es ſolche nicht hätte, da bei ſeiner tiefen Einwirkung auf die Seele des Menſchen, bei ſeinem noch tieferen Grunde in unſerer Natur es ein ungeheures Mittel zu Bildung oder Mißbildung menſchlicher Gemüther ſeyn kann. Beides iſt es, obwohl nach verſchiedenen Zeiten und Völkern verſchieden, immer geweſen, und wird es bleiben.

1. Staunend erwachen wir in die Welt; unſer erſtes Gefühl iſt wo nicht Furcht, ſo Verwunderung, Neugierde, Staunen. „Was iſt das alles um mich her? wie ward's? Es gehet und kommt; wer zieht die Fäden der Erſcheinung? Wie knüpfen ſich die wandelnden Geſtalten?" So fragt, ſich ſelbſt unbewußt, der kindliche Sinn. Von wem erhält er Antwort? Von der ſtummen Natur nicht; ſie läßt erſcheinen und verſchwinden, bleibend in ihrem dunkeln Grunde was ſie war, was ſie iſt und ſeyn wird.

Da treten zu uns ſie die uns ſelbſt aus dem Schooße der Natur empfingen und einſt ſelbſt ſo fragten; wie ſie belehrt wurden, ſo belehren ſie uns, durch — Sagen. Das gebildetſte Syſtem der Geo- und Kosmogonie bleibt Sage; mehr noch mußten es die

[1] Z. B. die kleine Biene, Adler und Lerche, die fromme Nachtigall, Raupe und Schmetterling u. ſ.

frühen Anfänge seyn die über das Woher und Wie der Dinge Rechenschaft gaben, ohne daß sie ihr Daseyn selbst verstanden.

Daher die ältesten, die kosmogonischen Märchen aller Völker; sie waren Erklärungen der Natur, in dem was man täglich oder jährlich vor sich sah. Wo man nicht wußte, dichtete man und erzählte.

2. Die älteste Naturlehre konnte also nicht anders als Märchen werden, und sie ward's, hie und da auf eine rohe, oft aber und gewöhnlich mit der Zeit auf eine sinn- und verstandreiche, angenehme Weise. „Wie erhuben sich diese Berge? wie entstanden diese Blumen? Woher das mit sich selbst kämpfende Nordlicht? Woher der Blitz, der Donner, die Urne des Regens, der Hagel? In Blumenflocken fällt Schnee vom Himmel; wer streuet die Blumen? Dort brüllt und tobt ein flammenspeiender Berg; wer ächzt unter dem Berge? Auf dunkeln Wolken hängt dort ein farbiger Bogen, wer hing ihn auf?" So fragte über alle Erscheinungen der Natur die jugendliche Neugier; allenthalben ward sie, wie man sie geben konnte, durch Sagen belehret.

Insonderheit erweckten seltene Erscheinungen der Natur den Geist des Märchens. Manche Gegenden, sind sie nicht wie von diesem Geiste bewohnt? Hier dieß romantische Thal, dort jener zauberische Brunn, dieser Fels, jene Brücke, diese Basaltsäulen, jene Höhle. — Auf dieser Stelle des grauenvollen Hains, auf jenem Scheidewege, ist's nicht als ob dort und hier unsichtbare Besitzer, die zuweilen sich blicken lassen, wohnen? Pan, Nymphen hausen in dieser Höhle; Feen tanzen in diesem romantischen Thal; in jenem Zauberbrunn schwimmt eine Najade, in ihm wohnt Melusine. Gelegentlich hatte man vielleicht hie und da eine Erscheinung zu sehen geglaubt; in diesem langen Gange eine weiße Frau, ähnlich jener Gestalt in dem alten Bilde; im Walde dort einen wilden Jäger, in Klostergängen Mönche und Nonnen, in Kreuzwegen Hexengestal-

ten. Oder man hatte alte Sagen die der Phantasie vorschwebten örtlich zu machen; wo, sagte man zu sich selbst, konnten sie füglicher vorgegangen seyn als hier? Dieß ist Fingals Höhle; jenes Arthurs Berg; dort hielt er seine Tafelrunde; hier stand sein Palast. So häuften, so fixirten sich Märchen. Oft mischten sie sich; oft verjagte eins das andere. Keine Nation ist ohne dergleichen Geschicht- und Localsagen; in allen spiegelt sich ihr Land, ihr Geistescharakter. Sinnreiche Völker dichteten sinnreich; kriegerische kriegerisch, sanfte sanft; so verschieden wurden dann auch die Märchen, aus denen späterhin die Geschichte aufblühte, erzählet. Das alte Griechenland war voll dieser sogenannt heiligen Spuren; keine Provinz, kein Tempel, kein Heldengeschlecht war ohne Einwirkung der Götter und Genien aufgeblühet; Pindars Gesänge, das Epos und Drama leben in diesem Zauberkreise heiliger Nat ional-, Local- und Familienmärchen.

3. Menschliche Begebenheiten und Charaktere sind indeß das was, wie allenthalben so auch im Märchen, am meisten anzieht; dieß tritt uns hiedurch am nächsten. Wie sonderbar spinnen und weben sich oft die Schicksale eines Menschenlebens! An wie kleinen Knoten hängt ihre Verwicklung und Entwicklung! Wer knüpfte diese Knoten? welche unsichtbare Hand leitete und verschlingt die Fäden? Sind's Genien? Schutzgeister? Alfen? gute und böse Feyen?

Und da zuletzt doch an den Charakter des Menschen, oft an seine Gestalt, an eine Eigenheit seiner Person oder seines Benehmens, an eine Neigung oder Gabe sich alles knüpft; wer gab ihm dieses Talent? diese ihm selbst oft unerklärliche sonderbare Neigung? dieß Auszeichnende seiner Gestalt? wer prägte seinen Charakter?

Und wenn gerade dieser Mensch, jener Ort, dieß Geschäft oder Moment in Glück und Unglück über sein Schicksal entschied,

mithin ihm wiederholt fatal wurde; wer führt ihn dahin? wer brachte dieſe Menſchen, dieſe Umſtände und Momente ihm entgegen, da er ſie oft ſorgſam vermied? Die Bildung oder Mißbildung menſchlicher Charaktere, das Weben ihrer Schickſale ſind alſo der reichſte Stoff zu Märchen, denn nach Jahren, wenn wir uns im Spiegel anſchauen und unſer Leben überdenken, ſind wir uns nicht ſelbſt Märchen?

4. Die Schickſalsfabel ſowohl als das menſchliche und das kosmogoniſche Naturmärchen ſind von der Menſchheit alſo faſt unzertrennlich; die erſten beiden ſind uns die unterhaltendſten; in den dunkeln Zeiten knüpfte ſich beinahe jedes ausgezeichnete Geſchlecht an ein Familienmärchen, an ein Local, zuletzt an die Weltentſtehung ſelbſt, wenn man irgend ſoweit aufreichen konnte.

Und da in unſerm Leben das Größeſte meiſtentheils am Kleinſten hängt, da Scherz und Spott, Liſt und Intrigue, Lüſternheit und Rachſucht oft bewirken woran der nüchterne Sinn kaum denket; und da gerade dieſe Gattung Märchen vielen die angenehmſte iſt, ſo iſt ſie auch natürlich die zahlreichſte worden. Neuheit iſt überhaupt die Seele der Erzählung; des Märchens Tod iſt Langeweile.

*

Von Orient und Griechenland aus war alſo das Gebiet der Märchen von großem Umfange; es theilte ſich bald in die verſchiedenſten Felder. Die ruhigen Morgenländer ließen und laſſen ſich gern erzählen; ihr Klima, ihre Lebensweiſe, ihre Neigung fürs Wunderbare, ihre unbequeme Schrift und andere Urſachen begünſtigten das lebendige Erzählen; die Geſchichte ſelbſt, zuweilen eine unlängſt geſchehene Geſchichte, ward daher im Geiſt und Munde der Morgenländer ſelbſt Märchen. Denn muß es nicht jede mündlich fortgepflanzte, oft erzählte Sage bald werden? Jeder Erzählende ſetzt zu und läßt aus; er verſtärkt Umſtände, er ſchmückt und hebt, legt dort und hier ſeinen Sinn, ſeinen Charakter hinein; er ründet.

Nun wälze ſich die Sage Zeiten hinab von Mund zu Mund, von Geſchlecht zu Geſchlechte; was kann der Morgenländer anders haben als was er hat, Genealogien und Märchen? Der Bau ſeiner Sprache, ſeine Sitten und Gebräuche, oft die Namen der Perſonen und Sachen ſelbſt ſind dazu eingerichtet. Auch ſind die morgenländiſchen großentheils die wahren, genialiſchen Märchen aus der lebendigen Welt, wie ein Traum der Phantaſie genommen, dem Ohr des Hörenden angemeſſen, frei vom Bücherſtaube ſowohl als von zu feinen Speculationen. Sie gehen ihren großen Schritt zwiſchen Himmel und Erde.

Die Griechen gaben dem kosmogoniſchen ſowohl als dem genealogiſchen Götter- und Heldenmärchen den Gang und Klang des Epos; aus keiner andern Urſache ward der Hexameter ihr Sylbenmaß als weil er, ihrer Sprache natürlich, die verſchiedenſten, die freieſten Erzählungsweiſen zuläßt. Das griechiſche Epos war ſeinem Urſprunge nach nichts anders als eine geſungene Sage; die Kunſt daran mußte der zuſammenfaſſende Sinn und Geſang des Erzählenden, mithin die Zeit formen.

Als aus dem Epos erzählender Sänger das Märchen aufs Theater trat, bekam es eine andre Geſtalt; eine andre bei lyriſchen und Idyllendichtern, eine andre in der Schule der Philoſophen. Zuletzt als es zur Proſe hinabſank, theilte es ſich in verſchiedene Arten, unter denen natürlich die Liebe, als Weberin und Verweberin menſchlicher Schickſale, die Oberhand gewann. Die Geſchichte des Theagenes und der Chariklea, Klitophons und der Leucippe, Daphnis und der Chloë, der Anthia und des Abrokomas, des Chäreas und der Kallirhoë, obwohl in ſpäten, zum Theil ungewiſſen Zeiten geſchrieben, wurden, ihrer Fehler ungeachtet, Muſter und Anfang einer zahlreichen Gattung von Erzählungen die man ſpäterhin Romane nannte. Das Muſter aller griechiſchen Liebesſchickſalromane war die Geſchichte Amors und der

Pſyche; dieſe wird auch auf alle Zeiten hinab ihr ſchönes Kunſtvorbild bleiben.

Da es hieher nicht gehört den Gang des Märchens und der Erzählung unter Morgen- und Abendländern, unter Juden, Hebren, Moslims und Chriſten, unter dieſen in den dunkeln Jahrhunderten Europa's, in Spanien, Italien u. ſ. zu verfolgen, ſo haben wir hier nur vorerſt zu zeigen wie ſie das vorige Jahrhundert empfing, wozu im Zeitalter Ludwigs, das dem ganzen Europa Ton gab, auch das Märchen, die Erzählung, der Roman wurde.

Alles ward in ihnen galant und hofmäßig. Rein in der Sprache, licht in der Darſtellung, raſcher in der Erzählung, von alten Sittenſprüchen wie von der abgekommenen Ritterrüſtung entladen; dagegen einem Geſellſchaftsſaal, einem Geſpräch- oder Beſuchzimmer, gar etwa einer Liebeskammer, nach damaliger Sitte angemeſſen; unterhaltende Artigkeit ward ihr Charakter. 'An Urfei's Aſträa und ähnlichen Schäferromanen verlor man den Geſchmack; Zaide, die Romane der Villedieu, der Caſtelnau u. ſ. traten an ihre Stelle. Im heroiſchen Styl gingen Calprenede und die Scuderi allmählich unter; ſogenannt hiſtoriſche Romane thaten ſich dagegen in Menge hervor; und abermals waren Frauen, die Luſſau, Durand, la Force, la Fayette u. ſ. dieſer Gattungen Meiſterinnen und Muſter.

Unſelig daß man, allmählich von dieſem Geſchmack geleitet und fortgeleitet, mit ſo vielen romantiſchen Memoires, ein Drittheil Wahrheit, zwei Drittheil Lüge, die Welt getäuſcht hat. Die berühmteſten Namen des Alterthums ſowohl als der mittleren und neueren Geſchichte, Pindar und Korinna, Sappho, Kleopatra, Artemiſia, die Veſtalen, Catull, Tibull, Horaz, Tullia, Eloiſe, Marie von Bourgogne, Margarete von Valois, der Connetable von Bourbon,

Admiral Coligny, Turenne, Colbert und ſo viele andere,[1] Männer und Weiber, ſind nach und nach mit dieſer romantiſchen Schminke ſo geziert und verunziert worden daß man beinah allgemein das Gefühl für die Heiligkeit der Geſchichte verlor und allenthalben Roman wünſchte. Faſt kein wohlklingender oder ruhmvoller Name blieb von einer galanten Narrenkleidung frei; und da die benachbarten Länder mehrere dieſer blanken franzöſiſchen Rechenpfennige für baare vollwichtige Münze annahmen, ſo iſt auf den dichteriſchen ſowohl als den hiſtoriſchen Parnaß ein Wirrwarr gekommen, dem nach hundert Jahren ſeine Rechnung bei weitem noch nicht in allem gemacht iſt. Das unaufhörlich fortgehende Werk der Zeit iſt daß, wie ſie Geſchichte zum Märchen macht, ſie auch Geſchichte vom Roman ſcheide.

Beilage.

Guter und böſer Märchenleumund.

Kein Name wird recht berühmt, ehe er zum Märchen wird; das Märchen iſt die einſchmeichelnd geſelligſte Fama. Alexander dem Großen und Karl dem Großen haben ihre Unternehmungen, Eroberungen, Kriege und Siege, Gedanken und Entſchlüſſe zur Fortdauer ihres Ruhms nicht ſo geholfen als das Märchen; dieß hat ihn befeſtigt. Ihre Geſchichte mußte Geſang, Romanze, Roman werden; ſo ward ſie Volksfama. Durch Namen der Jagdhunde und Kartenblätter iſt Hektor den Nationen Europa's bekannter als durch Homer; Sokrates kennen ſie minder als den großen Roland, durch Bildſäulen und Märchen.

Ein ausgewanderter Frankreicher, Premontval, halbwitzig, halbvernünftig, warf die Frage auf: wer wohl der bekannteſte und

[1] Les amours de Pindare et de Corinne, de Sappho, d'Horace, Catulle, Tibulle, d'Abeillard et d'Eloise etc. etc.

zugleich bemerkteſte Name des Alterthums ſeyn möchte? Er entſchied für Pontius Pilatus. In allen Glaubensbekenntniſſen der Chriſten, von allerlei Secten, komme er vor, und zwar mit dem merkwürdigen Attribut daß jeder Buchſtabirende, Knaben und Mädchen, bei ihm das Pont, dem gelernten A B C zuwider, wie Ponzi ausſprechen, und eben dadurch die Vernunft unter die Regel der Obſervanz gefangen nehmen müßten; daher denn das „Gelitten unter Pontio Pilato" ihnen fortan oft durch ihr eignes Leiden das eindrücklichſte des Symbolums werde und bleibe. Alexander, Sokrates, Chriſtus ſelbſt ſtehe weit hinter Pontio Pilato. Dieß Premontval; mit andern eingebleieten Namen der Geſchichte und des Märchens gehet es kaum anders. Rotte jemand das Märchen des Königs Blaubart und der Xantippe aus; er hat die Amme und Fibel gegen ſich; ſeine Mühe iſt verloren. „Aus der Hölle kann ich euch nicht erlöſen!" ſagte der Papſt zu jenem Cardinal, den Angelo Buonarotti unter den Verdammten kenntlich gemacht hatte. Er mußte wer er war bleiben.

Um ſo ſorgſamer, denkt man, ſollten Märchen und Gedicht bei Namen der Geſchichte verfahren, deren Verſtand und Treue ſie auf ewige Zeiten hin übergeben worden; welches aber der Fall nicht immer ſeyn möchte. Das Märchen nimmt den Wortſchall ſeines berühmten Namens meiſt aus einem dumpfen Gerücht; der Fibelroman kleckt ſich entweder an die Namen der Geſchichte, die er nach ſeiner Weiſe verhandelt und mißhandelt, oder er kleckt ſie mißgünſtig und günſtig an ſich an. Der elendeſte Verleumder endlich iſt der erbettelnde Roman, der hie und da Züge haſcht, ſie einwebt, und mit Anekdoten fortbreitet; ein armer Pfuſcher der Charaktere lebendiger Schöpfung.

„Du ſollſt nicht leumunden!" ſagt das moraliſche nicht nur, ſondern auch das Kunſtgebot. Beſtehet deine Kunſt darin, einer ehrbaren Geſtalt, die dir kein Leides zufügte, unvermerkt in der

Geſellſchaft oder auf dem Markt ein Papierchen an den Mantel zu heften; wenn dir die Geſellſchaft es verzeiht, verzeihet der Beleidigte es dir leicht. Geſchähe es, auf der Straße, ſo weißt du was dir gebühret.

Außer ſolchen Romanſchreibern, den Verſtümmlern hiſtoriſcher Charaktere, hat ſich eine zärtlichere Gattung an ſie gemacht; Fledermäuſe die ihnen mit ſanftem Munde das Blut entſaugen, Verfaſſer der ſogenannten Heroiden. Ovid war ihr witziges Vorbild; ſein galanter Liebesbrief der Sappho an Phaon, ſein ſtürmiger der Ariadne an Theſeus, ſind das non plus ultra dieſer Gattung Schriftſtellerei, die dadurch noch unſinniger ward, wenn der Feder die Feder ſtürmig oder zärtlich antwortete, mithin den Liebesfederkrieg fortſetzte. Welche Romane ſind auf dieſem Amboß, dem Liebesbriefepult, geſchmiedet! Und in mehreren Sprachen wie würdige Namen gemißbraucht worden!

„Pope, der nicht leicht den geringſten Umſtand überſah woraus ſich eine Schönheit ziehen ließ, hat in ſeinem Briefe der Eloiſe an Abälard eine ſo ſchöne Scene und ſo vortreffliche Situation gewählet (ſagt Wärton), daß wenn wir die ganz beſondern Unglücksfälle dieſes Paars mit dazu nehmen, unter allen alten oder neuen Geſchichten vielleicht keine einzige geſchickter iſt den Stoff zu einer Heroide herzugeben als dieſe.“ Leben denn die Menſchen dazu um euch den Stoff zu witzigen Liebesbriefen herzugeben, ihr tändelnden Reimer? Und wenn ihr die Charaktere verſtümmelt, wenn ihr Alexander zum Roland, Eloiſe zum ſeufzenden Kloſterkätzchen macht, [1] denkt ihr dann weder an die Geſchichte noch an Horaz?

[1] Ihr wahrer Charakter liegt in ihren Briefen offen da; Berrington in ſeiner Geſchichte Abälards und der Eloiſe hat ſie redlich und noch nicht vollſtändig gebraucht.

— Velut aegri somnia vanae
Finguntur species, ut nec pes nec caput uni
Reddatur formae. „Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.“
Scimus et hanc veniam petimus damusque vicissim,
Sed non ut placidis coëant immitia —
Descriptas servare vices operumque colores,
Cur ego, si nequeo ignoroque, poëta salutor?
Aut famam sequere aut sibi convenientia finge;
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Io,
Perfidus Ixion, Io vaga; tristis Orestes.

„Wie aber, wenn Pope gewagt hätte eine neue Perſon (personam novam) zu dichten, der er den Namen Eloiſe beilegte?“ Warum legte er ihr keinen andern bei? warum dichtete er dieſe neue Perſon in Abälards weltbekannte Geſchichte, Eloiſens Charakter zuwider?

„Pope kannte das weibliche Herz? Wie, wenn Eloiſens Briefe ſelbſt nicht ächt wären?“ Daß ſie ächt ſind, weiß jeder der ſie, zuſammt Eloiſens geiſtlichen Fragen an Abälard, geleſen; aus ihnen kennen wir ja nur Eloiſe. Aus zwei mißdeuteten Stellen derſelben in einer romantiſchen franzöſiſchen Ueberſetzung nahm ja Pope ſelbſt den Stoff ſeiner Nonnen-Heroide, außer welchem hiſtoriſchen Quell er ſeine Heldin nicht kannte. An ihr das weibliche Herz zu ſchildern, wie es Pope ſich dachte — war Eloiſe dazu geboren oder geeignet? Begegnete ſie ihm in jener Welt, ſie ſchriebe ihm keinen Brief zurück:

Eloisa to Mr. Pope;

nicht wie Dido dem Aeneas einmal ginge ſie ihm vorüber.

„Popens Gedicht iſt aber doch entzückend ſchön!“ Deſto ſchlimmer, wenn es ohne Wiſſen, aber mit unauslöſchlicher Wirkung

ein verleumdend Gedicht ist, da Pope als ein katholischer Christ sich um den Charakter seiner Religionsverwandtin etwas mehr hätte bekümmern können. Große, würdige Namen gehören der Geschichte, nicht der Laune oder dem Wohlbehagen eines Poeten, der aus ihren Situationen „Schönheiten seiner Art" zieht, wie er sich das weibliche Herz denkt, und an ihm seine Verskunst übet.

Hinter Ovid und Pope, wie tief hinab ist diese sogenannte Heroide gerathen! Zum Briefroman weiblicher und männlicher Infirmitäten.

Aurora an Zephyr. Zephyr an Aurora.

Z. Aura, du wehest so sanft! A. O Zephyr, wie wehest du lieblich
Z. Mildere deinen Hauch. A. Zephyr, o stärke mir ihn.
Z. Aura, du wandelst dich. A. Du, Zephyr, wehst wie der Nordwind —
A. Z. Da kommt Boreas selbst, welcher uns beide begräbt.

Ungefähr ist dieß der kurze Inhalt der Heroiden, einer Spielart die das ältere Griechenland nicht kannte. Nicht im Epos allein, auch im Trauer- und Lustspiel, im Idyll und Roman sprechen die Geschlechter des Alterthums gegen einander anders.

Fortsetzung über Märchen und Romane.

Wie der Verfasser des ersten griechischen Romans, Heliodor, ein christlicher Bischof war, so hat sich diese Gattung immer auch an die Spiritualität gehalten. In dunkeln Zeiten spielten Christus und Belial, Joseph und Barlaam nebst der zahllosen Menge der Heiligen im Himmel und auf Erden ihre Legenden. Als vor der Flamme der Kritik, die seit der Reformation auch Blondel, Launoi u. a. beherzt schwangen, sich mancher Heilige alter Zeiten

ins Dunkel zurückzog, traten dagegen die neuen Heiligen, eine Guion, Bourignon, der Marquis de Renti, Rancé und ſo manche ſchöne Büßerin an den Platz; ihre Leben wurden Legenden. Endete Buſſi-Rabutin nicht ſelbſt mit der Lehre des Prediger Salomo in der vollkommenſten Manier: „Alles iſt eitel," und kann je ein Wollüſtling anders enden? Die letzten Zeiten Ludwigs zogen die Spiritualität hoch hervor, meiſtens zwar nur aus leidenſchaftlichem oder unmächtigem Ekel vor einer abgeſtorbnen Welt; indeß auch dieſe ſchmerzhafte Veranlaſſung, benähme ſie etwas der Sprache der Wahrheit? Eben dieſe naiven Herzensbekenntniſſe, dieſe geiſtigen Romane mit Gott und Chriſtus — dem Aufmerkſamen bieten ſie einen reicheren Schatz der Warnung und Unterweiſung dar als manche andre Verirrungen des Geiſtes und des Herzens.[1] Nur wiſſe man ſie zu leſen. Wo dieſe Geſchichten das Herz ergreifen, und in ſich kehren, ſanft oder ſchmerzhaft; wer wäre es der nicht ſolchen geiſtlichen Erfahrungen und Wanderſchaften einen innigern Werth gäbe als allem was bloß von außen die Phantaſie malet?

*

Einige Ritter und Damen beklagen es daß mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts die alten Ritterromane allmählich unter die Erde gegangen ſeyen, an denen ſich ihre Vorfahren Jahrhunderte hinab ſtandesmäßig langweilig erbauet hatten. Als Denkmale und Gemälde der alten Zeit ſind ſie nicht untergegangen; die Kunſtcompoſitionen die Pulci, Arioſto, die beiden Taſſo, Cervantes und andre große Dichter aus ihnen webten, werden wie Raphaels Teppiche beſchauet und verehret; ſie bleiben unſterblich. Als fortwährende Geſchichte der Zeit aber oder gar als Regel der Denkart dieſe alten Sitten und Trachten (eine abgeſtorbne Denk- und Lebensweiſe) fortzuführen, wäre eben ſo widerſinnig geweſen als in unſrer Zeit ſie anbetend erwecken zu

[1] Les égarements de l'esprit et du coeur, histoire des passions etc.

wollen, kindiſch. Wir wohnen nicht mehr in jenen Ritterthürmen, und fänden es äußerſt unbequem darinnen zu wohnen; wir reiten nicht mehr in dieſer Rüſtung, und finden es beſſer darinnen nicht reiten zu dürfen. Der Abſtand zwiſchen den Ständen der damals herrſchte, trifft uns, wo wir ihn noch in Reſten erblicken, ſchmerzhaft, und wo wir den Rittergang der Ideen mit Spieß und Schild, den Mönchsgang der Ideen unter Tonſur und Kutte, den Stillſtand aller Ideen, endlich beim Volk unter ſolcher Verfaſſung entdecken, da ſchaudern wir mitleidig; und laſſen unverſtändige Knappen die abgekommene Rüſtung, Mönchsjünglein die Wegſchaffung gemalter Kirchenſcheiben und der ihnen ähnlichen Schriften, Buchſtaben u. ſ. bejammern. So ungeheure Fehler das galante Heldenthum des achtzehnten Jahrhunderts an ſich haben mochte, mit jenem ältern, roheren iſt es nicht zu vertauſchen.

Selbſt die Poeſie jenes Ritterweſens mußte ſo gewaltig modificirt werden daß kaum mehr als ein Traum der vorigen Zeiten in ihr zurückblieb; denn ſind die Gedichte Arioſts und der Taſſo's etwas anders als ſelbſtgeſchaffene Träume? Dieſe fortzuſetzen wehrt uns niemand; nur bringe man in ihre alten Schlöſſer eine neue Haushaltung der Dinge, d. i. für uns eine annehmliche poetiſche Wahrheit.

Die Feenmärchen waren eine der feinſten Einkleidungen, die mit dem Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts in Gang kamen. Schickſalsgöttinnen, Alfen, Feyen u. ſ. hatten alle europäiſchen Nationen aus Sagen der Kindheit im Gedächtniß; in mehreren Dichtungsarten waren ſie längſt und trefflich angewandt worden; Märchen ſind ihr Vaterland, in Märchen thun ſie eine ſehr angenehme Wirkung. Da finden bei der Wiege, oder in entſcheidenden Augenblicken des Lebens ſich Alfen, Feen, Genien ein; ſie beſtimmen und wenden das Schickſal, ſie geben und nehmen Geſchenke. Dieſe

Geſtalten des Glaubens der alten Welt mit Vernunft anzuwenden gibt die intereſſanteſten Erzählungen; denn wem begegneten nicht Feen in ſeinem Leben? Wem ſpannen und wanden ſie nicht ſein Schickſal?

In den Feen-Erzählungen aus Ludwigs Zeiten erſcheint uns freilich im Meiſten eine ausgeſtorbne Welt; die Prinzen und Prinzeſſinnen, die Denkart und das Vergnügen mancher damaligen Stände ſind (Dank ſey es der Zeit!) nicht mehr die unſern; manche Delicateſſe der Madame la Comtesse d'Aulnoy, ſowohl in ihren Feenmärchen als in ihrer ſpaniſchen Reiſe, leſen wir kaum anders als mit Verwunderung wie man ſo delicat ſeyn konnte! Daß nicht aber ſelbſt in verſtand- und zweckloſe Erzählungen dieſer Art Verſtand und Zweck gebracht werden könne, wer wollte daran zweifeln? Die Blume der Arabeske ſteht da; laß aufſteigen aus ihr ſchöne Geſtalten! Keine Dichtung vermag dem menſchlichen Herzen ſo feine Dinge ſo fein zu ſagen als der Roman und vor allen Romanen das Feenmärchen. In ihm iſt die ganze Welt und ihre innere Werkſtätte, das Menſchenherz, als eine Zauberwelt ganz unſer. Nur ſey man ſelbſt ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieſer Zauberwelt ihre Geſchäfte zu verwalten. Nirgend mehr als in ihr wird das Gemeine abgeſchmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieſer Welt fordern den feinſten Verſtand, die unerwarteſte Wendung.

Auch neue Kindermärchen kamen mit dem Anfange des Jahrhunderts auf; oder vielmehr die uralte Volksart dergleichen zu erzählen trat in den Gang einer neuen Mode. Perrault's Märchen der Mutter Gans[1] bekamen einen Ruf, einen Umlauf der beinahe an Pascal's Provincialbriefe reichte. „Habt ihr die Märchen der Mutter Gans geleſen? (fragte jeder den andern)

[1] Contes de ma Mère l'Oie.

vortreffliche Märchen, an die nichts im Alterthum reicht!" Beſſer, dünkt mich, hätte man ſie Märchen des Vater Ganſert nennen ſollen; denn eine Mutter Gans hätte ſie ihren Küchlein zweckmäßiger erzählet. Die Wendungen, die Sprache, die Einfalt des alten Kindermärchens ſind in ihnen; nicht aber die Vernunft der Alten. Was ſollen Kindern Schreckgeſpenſte von Wüthrichen, Wölfen, Oggers u. dgl.? Erſcheinen die Beſtialitäten vollends, um die Keuſchheit des Gänschens zu ſichern, damit es ſchreie: „der Wolf kommt!" verfehlter Zweck des Märchens! Die wahren Oggers erſcheinen nicht alſo; dem Rothkäppchen werden ſie in ſolcher Schilderung nicht kennbar. Ueberhaupt iſt nichts ungeſalzener und grauſamer als die Phantaſie eines Kindes durch ſchreckende Truggeſtalten zu verderben. Wären dieſe überdem eben ſo verſtand- und zwecklos als ſchrecklich und häßlich, Vater Ganſert ſelbſt würde ſie ſchwerlich erzählen. Und doch haben ſich dieſe Märchen ein Jahrhundert hin erhalten; und wie viel taube Eier dieſer Art und Kunſt hat die franzöſiſche Mutter-Gans durch die Brut ihrer Nachfolgerinnen geleget!

Wer an der Heiligkeit einer Kinderſeele zweifelt, ſehe Kinder an, wenn man ihnen Märchen erzählet. „Nein, das iſt nicht ſo, ſprechen ſie; neulich erzähltest du mir es anders." Sie glauben alſo dem Märchen poetiſch; ſie zweifeln an der Wahrheit auch im Traum der Wahrheit nicht, ob ſie wohl wiſſen daß man ihnen nur ein Märchen erzählet. Und wird in dieſem ihr vernünftiger oder moraliſcher Sinn beleidigt, empfangen Laſter und Tugend im Fort- und Ausgange der Dichtung nicht ihr Gebühr, Lohn oder Strafe; unwillig horcht das Kind, und iſt mit dem Ausgange unzufrieden. „Das Märchen gefällt mir nicht, erzähle ein andres." Wie? und dieſen heiligen Horchenden wollten wir Fratzengeſtalten, häßliche Larven vorführen, die weder in ſich noch mit der Welt Beſtand haben? In ſie wollten wir Phantome der Furcht und des Schreckens

lagern, die sie vielleicht lebenslang nicht los werden, die in Krankheiten, in Situationen der Geistesschwachheit ihnen wiederkommen und dereinst ihr Alter, wohl auch ihren Ausgang aus dem Leben stören? Denn wunderbar hängt unsre innigste Phantasie an diesen Jugendträumen; sie bilden oder mißbilden mehr als eure trocknen Lehrsysteme. Wer von den Eigenheiten seiner Denkart, von seinem verborgnen Glauben und Aberglauben, vom geheimsten Schatz seiner Träume und Speculationen Rechenschaft geben sollte, wird vom meisten den Grund in Eindrücken der Jugend finden, in der uns alles wie ein Märchen vorkommt. Viele setzen diesen Märchentraum fort bis zu ihrer letzten Lebensstunde.

Selbst der Glaube an einen bösen Genius, als ob dieser mit uns ginge um unsern besten Entwürfen immer einen Fleck anzuhängen, einen Querstrich zu machen, und sich dessen zu freuen — selbst dieser Glaube scheint der edleren Menschennatur nachtheilig, wie gern ihn auch die neueste Philosophie in Schutz nehmen möchte. Die Menschheit muß einmal dahin gelangen daß sie, ihrer selbst gewiß, einsehen lerne wie auch die Querstriche unsres Schicksals von keinem als der großen und gütigen Mutter der Dinge nach ihren ewigen Gesetzen gezeichnet wurden, und daß die Fehler die wir selbst, die Bosheiten die andre gegen uns begehen, Verirrungen des menschlichen Verstandes, Krankheiten des menschlichen Herzens seyen, die unsre heilende Pflege erwarten. In diesem Licht der Natur betrachtet, verschwindet aus ihr der große böse Dämon; sein Reich ist zerstöret. Die kleinen Daemunculi in unserm und andrer Herzen sollen selbst im Märchen nie Mitregenten des Weltalls oder unsers Lebens seyn, sondern als Fehler und Phantome aufgedeckt, sollen sie verstummen und schweigen.

Eine reine Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichthum zauberischer Weltscenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugend-

ſeele begabt, wäre ein Weihnachtgeſchenk für die junge Welt künftiger Generationen;[1] denn eben in dieſer heiligen Nacht ſind ja die Schreckniſſe der alten Urwelt durch den Glanz eines Kindes verjagt, das die Gewalt böſer Dämonen zerſtört hat. An dieſem ehemaligen Sonnenfeſte[2] iſt das Reich ſchreckender Nachtlarven in ein Reich der Gilte und des Lichts verwandelt:

Some say, that ever 'gainst that season comes[3]
Wherein our Saviour's birth is celebrated,
The bird of dawning singeth all night long;
And then they say, no spirit walks abroad;
The nights are wholesome, then no planets strike;
No fairy takes, no witch hath power to charm;
So hallow'd and so gracious is the time.

Shakespear.

Welche reiche Ernte von Weisheit und Lehre in den Dichtungen voriger Zeiten, in den geglaubten Märchen der verſchiedenſten Völker zu einer beſſern Anwendung für unſre und die Nachzeit in Keimen ſchlummre, weiß der der die Felder der menſchlichen Einbildungskraft mit forſchendem Blick bereiſet hat. Es iſt als ob die Vernunft alle Völker und Zeiten der Erde habe durchwandern müſſen, um nach Zeit und Ort jede mögliche Form ihrer Einkleidung und Darſtellung zu finden. An uns iſt jetzt, aus dieſem Reichthum zu

1 Zum Weihnachtsfeſt des Jahrs 1802 wird ein ſolches erſcheinen.

2 Das Weihnachtsfeſt ward auf das Feſt der wiederemporſteigenden Sonne geleget.

3 Man ſagt daß immer wenn die Jahrszeit kommt,
In der des heil'gen Chriſts Geburt man feiert,
Die ganze Nacht durch ſinge dann der Hahn,
Der Morgenvogel. Dann geh' auch kein Geiſt
Umher; die Nächte ſeyn geſund: es ſchade
Kein Stern; es fange keine Feerei;
Und keine Hexe habe Macht zu zaubern —
So gnadenvoll und heilig iſt die Zeit.

wählen, in alte Märchen neuen Sinn zu legen, und die beſten mit richtigem Verſtande zu gebrauchen. So neugeſchaffen und neugekleidet, welch herrliches Werkzeug iſt ein Märchen! Zwar nur ein Traum der Wahrheit, aber ein zauberiſcher Traum, aus dem wir ungern erwachen und zu unſerer Seele ſagen: „träume weiter!“ Nicht etwa nur von Zeit und Ort binden uns wahre Märchen los, ſondern von der Sterblichkeit ſelbſt; wir ſind durch ſie im Reiche der Geiſter.

Und wie in Träumen empfinden wir auch bei ihnen unſer doppeltes Ich, den träumenden und den traumanſchauenden Geiſt, den Erzähler und Hörer. Streng-beurtheilend horcht dieſer und richtet die erſcheinenden Geſtalten.

Wunderbares Vermögen im Menſchen, dieſe unwillkürliche und doch mit ſich ſelbſt beſtehende Märchen- und Traumdichtung! Ein uns unbekanntes, und doch aus uns aufſteigendes Reich, in dem wir Jahre — oft lebenslang fortleben, fortträumen, fortwandern. Und eben in ihm ſind wir unſre ſchärfſten Richter! Das Traumreich gibt uns über uns ſelbſt die ernſteſten Winke. Jedes Märchen habe alſo die magiſche, aber auch die moraliſche Gewalt des Traumes.

Der Traum.

Ein Geſpräch mit dem Traume.

A. Holde Geſtalt, wer biſt du? dein Antlitz glänzt wie das Mondlicht,
Und von Sternen ein Band ſchmücket dein dunkeles Haar.
Aber des Jünglings Körper umhüllt wie heilige Dämmrung!
Und in der Linken ein Kranz? und in der Rechten ein Stab?
Biſt du? —

T. Der Traum bin ich, und ſchling' um die Schläfe den Kranz dir,
Nachtviolen und Mohn. Frag, ich antworte dir treu.

A. Sage, wo kommſt du her? wohin gehſt du?

T. Wär' ich ein Traum wohl,
Wenn ich's wüßte? du darfſt fragen nur was ſich geziemt.

A. Lieblicher! nun ſo ſage mir an, woher die Gebilde?
Deine Blumen woher? voll von ambroſiſchem Thau.
Pflückteſt im Monde du ſie? Entwarfſt du deine Geſtalten,
Wo in Elyſium ſich Schatten und Weſenheit miſcht?

T. Nicht im Mond; ich entwarf dir näher dieſe Geſtalten;
Kennſt du dein eignes Herz, kenneſt Elyſium nicht?

A. Kaum geſchloſſen des Wachenden Aug', eh' noch es in Schlaf ſinkt;
Schwebten ihm Bilder vorbei, hellere, dunklere jetzt,
Fröhliche, trübe Geſtalten, in langſam ſchnellerem Zuge;
Halten konnt' ich ſie nicht; leiſe zerfloſſen ſie mir —

T. Und ſind deine Gedanken denn andre Gebilde? Der Weltgeiſt
Strahlet ſie ab in dich, wie ſie der Spiegel erfaßt.
Was ich im Schlummer dir bin, iſt er dem Wachenden; Heil dir,
Wenn er Idole dir gibt, Bilder zu Freuden und Glück.

A. Mächt'ger als er umfaſſeſt du mich. In wie tiefere Welt ſinkt
Ein meine Seele, ſobald ſüß ſie der Schlummer ertränkt! —
Heller, o Traum, ſind deine Beglänzungen, deine Geſtalten
Lieblicher, als jemals — je ſie das Auge geſehn.
Himmliſch deine Töne, die Stimmen mir unvergeßlich! —
Sag, o ſage, mit dir bin ich in höherer Welt?

T. Aus dir nahm ich die Farben und Tön' und Geſtalten der Dinge;
Achteſt du minder ſie, weil ich in dir ſie erſchuf?
Unter Zerſtreuungen ſonſt, im Gewühl der Sinne verloren,
Samml' ich dich ein in dich; und du erwacheteſt — dir!
Horch! (Er berührete mich mit dem Stab. Da wurden Geſtalten,
Auen und Blumen umher, Stimmen um mich und Geſang.
In Elyſium ging ich; ich ſchwebt' in Lüften, im Mondglanz,
Ueber Sternen.) Wohin hebſt du, o Genius, mich?

T. In dich ſelbſt.

A. Doch ſage, wer knüpft die Zaubergeſtalten?

T. Du. Kein anderer! Könnt', könnt' es ein anderer Geiſt?
Du in dir ſelber erſchaffſt dir Welten und Zaubergefilde;
Du in dir ſelber erſpähſt deine geheimſte Kraft,
Deinen geheimſten Fehl. Du biſt dir Lehrer und Lerner
Warner und Feind; du biſt Lohner und Peiniger dir.
Ich nur ſchließe dir auf des Herzens Tief' und des Geiſtes;
Was ſich der Sonne verbarg, zeigt ſich dem inneren Licht.
Offen dem Auge der Nacht und allen glänzenden Sternen,
Dem Unermeſſ'nen thut dein Unermeſſ'nes ſich auf.

A. Traum, was lehreſt du mich? Bin ich mir ſelber ein Räthſel?
Ich, ein Schatte des Seyns, bin ich der Bildungen Quell?

T. Nur ein Tropfe des Quells, in dem die Sonne ſich ſpiegelt,
Jene! (Der Genius glänzt' heller und heller empor)
In der alles Vergangene jetzt und das Kommende jetzt iſt!
Herrlicher, ſeliger Geiſt! Und in Gebilden ein Traum. —

A. Freilich! Alles Vergangene ruht und ſteigt wie ein Traum auf
In mir! Wirkliches iſt auch im Genuſſe mir Traum.
Störet das Werkzeug mich; bin ich der Sinne nicht Meiſter;
Wird mir Pein der Gewinn, und die Erquickungen Müh —

T. Aber entfeſſelt. — (Er legt den himmliſch glänzenden Sternkranz
Auf mein Herz: mir ward alles ein geiſtiges Seyn.
Alles belebte ſich, Herz in Herz, und Seelen in Seelen
Floſſen zuſammen. Ich ſprach Ahnung im Inneren aus.)
Ahnung nenneſt du es? Ich öffne der Ahnungen Welt dir;
Ahnung iſt Band und Geiſt, Ahnung iſt Seele der Welt.

A. Zaubernder Gott! Doch ſind nicht nichtig deine Geſtalten?
Was ich erwünſcht und erſehnt, blieb es ſo oft nicht ein Traum?

T. Irre dich nicht. Mein Strahl bricht nur im gebrochenen Spiegel!
Reinen Gemüthern ward nie ein verführender Traum.
Wachend im Traume musterten sie die Täuschungen, kannten
Mich den dämonischen Gott, mich den belehrenden Freund,
Dessen Stab die Natur verjüngt, der Seelen und Herzen
Einet; Raum ist ihm nichts, Zeitenentfernungen nichts.

A. Nun, so bahne den Meinigen denn den Weg in die Zukunft,
Meinen Geliebten!

T. Gewiß! Glaub es dem himmlischen Traum.

A. Wenn ich mich je verlor: es zerriß mich wilde Verstreuung;

T. Unter den Sternen der Nacht samml' ich und bilde dich neu.

A. Wenn ich mir selbst nachblieb, o gib mir Schwingen! —

T. Du kennst ja
Jenen ängstenden Traum, da man nur suchet und sucht —

A. Balsam hast du für jede Wund' und Kränze der Hoffnung,
Du, der den Blöden kühn, muthig den Zagenden macht,
Herzen und Herzen vereint, und Seelen ebenet Seelen —

T. Freund, erkenne du mich, deinen verlangenden Geist.

Fortsetzung über Romane und Märchen.

Politische Romane und Märchen sind die undankbarsten von allen. Gemeiniglich sträubt die Materie sich der Form entgegen; dann wird jene in dieser unkenntlich, und hat eines belehrenden Commentars nöthig. Wie beschwerlich aber wird uns ein nur mittelst langer historischer Noten verständliches oder genießbares Märchen! Bleibt der Roman der Geschichte zu nah, so amüsirt er selten; entfernt er sich von ihr, so entstellet er diese, ohne doch selbst ein reines Gewächs der Einbildungskraft zu werden. Ueberdem wurden von Pallavicino und Boccalini an die meisten politi-

ſchen Romane ihren Urhebern ſchädlich, wie auch in dem Jahrhundert, von dem wir reden, Swifts Märchen von der Tonne, Rabelais histoire des Gaules, ſelbſt des vortrefflichen Fenelons Telemach, dieß leider bezeugen.

Als hiſtoriſcher Roman betrachtet iſt Swifts Märchen von der Tonne nichts weniger als ein guter Roman; eben ſo parteilich in Zeichnung der drei bekannten Charaktere ſeiner Hauptperſonen, als im Gewebe ihrer Begebenheit gemein. Um Kleidung und Achſelbänder ſollte ſich die Geſchichte der Religionsparteien nicht drehen, ſondern ganz um etwas anderes. Ohne Rückblick aber auf die Geſchichte als ein reingedichtetes Märchen erzählt, wird es ein Ding, dem Swift ſelbſt keinen Ausgang zu geben wußte. Was ihm aufhilft, iſt des Verfaſſers ſcharftreffender Witz, ſeine verſtandreichen Einſchaltungen und Digreſſionen; übel aber, wenn ein Werk ſich durch etwas aufhilft was eigentlich nicht zu ihm gehöret.

Eben ſo mangelhaft ſind Gullivers Reiſen als reine Dichtung betrachtet. Die Wirthſchaft der Huynhms beſtehet den ſinnlichen Anblick nicht; der Bau ihres Körpers ſelbſt widerſpricht ihm. So iſt in Laputa, in der Akademie zu Lagado u. ſ. vieles ohne ſinnreiche Conſiſtenz und Anmuth. An dieſer war dem Dichter auch am wenigſten gelegen, der mit ſeinem Buch, weil ihm weh war, der Gattung zu der er gehörte, weh thun wollte. Den Zweck hat er mit einer unglaublichen Geiſtes- und Geniusmacht erreichet.

In Frankreich traten dem Telemach zwei ſehr bekannte politiſche Romane nach: Terraſſons Sethos und Ramſay's Reiſen des Cyrus, unſtreitig in einem edleren Geſchmack geſchrieben als der in Britannien damals herrſchte. Terraſſon war ein ſchätzbarer Denker, deſſen Philoſophie des Verſtandes und der Sitten, [1] die

[1] Ins Deutſche, wiewohl ſchlecht, überſetzt in Gottſcheds Schule. 1762.

d'Alembert nach seinem Tode bekannt machte, aufmunternde Aussichten gibt. Auch in seinem Sethos sind treffliche Stellen, Aussprüche reiner Vernunft und Honnetetät. Uns aber durch einen Roman einen Traum schaffen zu können — dahin reichten des honneten Terrassons Kräfte nicht. Ramsay's eben so wenig; so begeistert er aus und für Fenelon war, so genau er, wie der gelehrte Freret zeigt, das chronologisch-historische Costume beobachtet hatte. Beide Bücher werden indeß als wohlgedachte und wohlgeschriebene Schriften insonderheit der Jugend immer wohlthun; in Ramsay ist sogar ein Funke jener Begeisterung aus der sanften Flamme Fenelons, der das Herz mit keinem unwürdigen Feuer erwärmet. Das schon ist ein gutes Zeichen, daß diese Gattung Romane, die gleichsam auf classischem Boden lebet, fortan nicht ausgegangen ist, wahrscheinlich auch nicht ausgehen wird, bis ein neues Griechenland aufblühet.

Uns näher schloß sich der Roman an Stände des bürgerlichen Lebens an; aus Spanien über Frankreich kamen uns in dieser Gattung romantische Muster. Gil Blas von Santillana, der Baccalaureus von Salamanca, Guzmann d'Alfarache u. s. Die kleinen Erzählungen in ihnen und sonst einzeln (Novellen genannt) werden noch lange gelesen werden. Wie das Märchen den Morgenländern, so (möchte man sagen) gehört der eigentliche Roman den Spaniern. Ihr Land und Charakter, ihre Verwandtschaft mit den Arabern, ihre Verfassung, selbst ihr stolzes Zurückbleiben in manchem worauf die europäische Cultur treibt, macht sie gewissermaßen zu europäischen Asiaten. Die Verwicklungen, das Abenteuerleben, von dem ihre Romane voll sind, macht ihr Land hinter dem Gebirge, die schöne Wüste unsrer Phantasie zu einem Zauberlande. Ruhe sanft, Cervantes, und du, der uns so viel

Schönes über die Pyrenäen zubrachte, du, der auch wie Cervantes dürftig ſtarb, le Sage, [1] ruhe ſanft!

Der Geſchmack an Verwicklungen und Abenteuern in Romanen mußte natürlich den Liebesabenteuern den Vorzug geben; ſo fand denn auch jene Claſſe, die nicht aus Spanien, ſondern aus Italien ihre Ahnen herſchrieb, vollen Wuchs; die Gattung nämlich, die man gewöhnlich Contes nennt, in der Boccaz ein ſo reicher Schatz iſt. Auch in ihr hatte ein Geiſtlicher, der nachher Papſt ward, Aeneas Sylvius, die Ehre Europa früh ein Beiſpiel zu geben; der Cardinal Poggio, mit ihm viele andre bepurpurte Väter haben zu Erfindung, Sammlung und Verbreitung dieſer Gattung Märchen viel gethan. In Materie und Form iſt ſie Aebten und Geiſtlichen viel ſchuldig; wovon unter der glorreichen Regierung des Herzogs-Regenten von Orleans und Ludwigs XV. die Rede ſeyn wird.

Schluß.

Iſt das Ideal des Märchens ſowohl als aller Romane der Traum, ſo zeichnet dieſer ihnen auch mit ſeinem Kranz und mit ſeinem Stabe den Umriß ihrer Kunſt vor. Morpheus heißt er, der Geſtaltenbildner. Alſo

1. umfaſſe uns der Traum ganz; halb wachen, halb träumen iſt ein ermattender raſtloſer Zuſtand. Wem die Gabe zu bezaubern verſagt iſt, wolle nicht zaubern; er lehre wachend, nicht träumend. Noch minder ſtöre der Dichter ſein eigen Werk, indem er uns mitten im Traum aufrüttelt, und daß es nur ein Traum ſey, ungeſchickt belehret. Wie oft geſchieht dieſes! und durch wie manche unſelige

[1] Verfaſſer des Gil-Blas, Bachelier de Salamanque etc.

Künstel Nicht immer weiß der Dichter sein eigen Gebilde gnugsam zu schonen und zu ehren; sofort verfliegt der Zauber.

2. Die in uns wirkende, vieles zu Einem erschaffende Kraft ist der Grund des Traumes; sie werde auch Grund des Romans, des Märchens. Fehlet es diesem an Einheit, an Verstand, an Absicht, sowohl im Ganzen als in Fortleitung der Scenen, so ist's ein kranker, ein gebrechlicher Traum. Nichts foltert im Schlummer uns mehr als wenn wir suchen und nicht finden, man erwartet uns, und wir sind nicht fertig, werden es auch nicht bei aller Mühe und Arbeit; oder wir kommen nicht weiter, klettern in dunkeln Gemäuern auf und nieder; man verfolgt uns, und wir wissen nicht wer uns verfolge — unselige Träume! Dergleichen Angst treiben uns Erzählungen ein, in denen auch wir auf und niedersteigen ohne fortzukommen; wir suchen und finden nicht, kleiden uns an und werden nie fertig. Und der häßliche auf nichts ausgehende Traum jagt uns gar wie Udolfo's Geheimnisse der Miß Radclif, um zuletzt ein Cadaver zu sehen, aus Bänden in Bände! — Böse Zauberer und Zauberinnen, ihr kocht Macbeth'sche Hexengerichte.

3. Ueber das grobe Gewirr des wachenden Lebens hebt uns der Traum; er zeichnet feiner. So hebe uns auch über die gemeine Welt der Roman, das Märchen. Alltägliche Dinge sehen und hören wir täglich; wozu, o Dichter, trägst du den magischen Stab und die Krone, als daß du uns in eine andre Welt zaubern, uns magisch erfreuen und belehren sollt? Mit trivialen Geschichten, mit Fratzengestalten, willst du uns wie ein Alp erdrücken und tödten? So reiche uns lieber mit deinem Buch den vollen Mohnkopf oder das Opium selbst dar, daß wir dir entschlummern, um uns von dir zu enträumen.

4. Das Wunderbare des Traums ist sein süßester Reiz. Je zarter es Märchen und Romane wie ein Koischer Flor webt und

überwebet, deſto anmuthreicher ſind ſie; dagegen alles grobgeſponnene, mühſam erdrechſelte Wunderbare uns wunderbar wegſcheucht. Hält man uns für Kinder (ruft man), ſobald man den Betrug wahrnimmt? und für ſo blöde Kinder, die Bande und Stricke nicht zu ſehen, mittelſt welcher dieſe hölzernen Puppen ſpielen? Gemeiniglich iſt dieß der Fall, wenn das Wunderbare zu grob und gemein auf die körperliche Welt wirkt, wenn es Berge verſetzt und den Mond ſpaltet. Zu Wunderthaten dieſer Art gehören große Hebel, und auch in der Seele des Dichters große Kräfte. Jedes Wunder muß neceſſitirt werden, ſo daß es jetzt und alſo nicht anders als erfolgen kann; oder man verlacht den Dichter mit ſeinem feingeſchnitzten Gebets- und Glaubensſtabe. Gäbe er ſich vollends Mühe das Wunderbare uns zugleich nicht wunderbar, d. i. natürlich zu machen, warum gab er ſich dann Mühe den Wunderſchrank zu zimmern in welchem er uns gemeines Spielwerk zeiget?

5. Im Traum endlich ſind wir uns die ſchärfſten Richter. Aus dem tiefſten Grunde holt er die Heimlichkeiten und Neigungen unſers Herzens hervor, ſtellt unſre Verſäumniſſe und Vernachläſſigungen ans Licht, bringt unſre Feinde uns vor Augen und weckt und warnet und ſtrafet. So thue es auch unabläſſig und unvermerkt der Roman, das Märchen. Hiedurch gewinnen ſie ein magiſches ſowohl als moraliſches Intereſſe, an welches, außer dem Drama, keine andere Dichtungsart reichet. Der Traum macht uns Perſonen kenntlich, und ſie ſind's doch nicht; ähnlich und doch nicht dieſelben; er zeichnet im Mondlicht. So auch der Roman, das Märchen. Sie ſtrafen Laſter und Thorheiten, aber an ſchwebenden Geſtalten, unbekannt mit der Knotengeißel des Satyrs. Die Vergangenheit wie die Zukunft ſtellen im Zauberſpiegel der Ahnung ſie dar, unendlich, unvollendet; unſre Seele ſoll ſie vollenden. Wünſche des Herzens endlich — der Traum bildet ſchöner als Praxiteles und Liſipp; er malt ſchöner als Raphael und Guido, vorzüglich geiſtige

Geſtalten; die Stimmen in ihm ſind von magiſcher Kraft und Wirkung. Ihr Dichter, fühlt euren Beruf! Voll Geiſtes der heiligen Götter, träumt glücklich. Um alſo zu träumen, ſeyd nüchtern.

Und du, Morpheus-Apollo, vertreibe die böſen, die wie Nachteulen um uns flattern, und ſchaffe uns göttliche, glückliche Träumer.

Der erſte Traum.

Als Adam einſt im Paradieſe matt
Und müde ſich geſehn, und mild und matt
Als Herr der Schöpfung an die Dienenden
Sich ausgeſprochen hatte, ſprach der Schöpfer:
„Erquickung will ich dem Ermatteten,
Dem Suchenden den Wunſch des Herzens geben,
Den wachend er nicht fand. Er ſchlummere.“

Einſchlummert er; da ſtiegen aus des Herzens
Geheimſten Tiefen, zart und zärter jetzt,
Unausgeſprochne Wünſch' empor; ihm ähnlich
Und auch nicht ähnlich ſtand vor ihm ein Traum.

„Sie werde!“ ſprach der Schöpfer, und ſie ward.
Aus ſeiner Bruſt erhob ſich das Gebilde
Des leiſen Sehnens, blickt' ihn an, und er —
Erwachte.

„Biſt du? ſprach er, Traum,
Biſt du ein Weſen? Du mein beſtes Ich,
In meiner Bruſt entſproſſen, ſey fortan
Mir untrennbar, o Mutter alles Lebens,
Mein Traum, der Menſchheit ſchönere Natur.“

Des Menſchen erſter, hochbeglückter Traum,
Du Vorbild aller Dichtung, aller Schöpfung
In Kraft und Schönheit, werd' ihr Ideal.
Wie ſeines Herzens Traum behandele
Der Mann ſein Weib, der Dichter ſeine Schöpfung,
Und Lebens Fülle blüh' aus ihr empor.

7.

Idyll.

Alle wiſſen wir, was geſagt werden ſoll wenn wir ausrufen: „eine wahre Idyllenſcene!" oder „ſie führen ein Idyllenleben" u. ſ. Alle wiſſen wir auch den Urſprung dieſer Dichtungsart. — Wie? und wir wären noch über die Beſtimmung ihres Begriffs uneinig? wir zweifelten noch wohin uns dieſer Begriff führe?

Lange vorher, ehe Hirten in Arkadien oder Sicilien ſangen, gab es im Morgenland Hirtengedichte. Das Leben der Zeitbewohner führte dahin, die Bilder ihrer Sprache, ſelbſt ihre Namen waren aus dieſer Welt genommen; das Glück, die Seligkeit die ſie ſuchten, konnten ſich nur in dieſer Welt realiſiren. Bei Völkern ſolcher Art war das Idyll ſowie die Naturſprache, ſo auch das einfache Ideal ihrer Dichtkunſt.

Auch wenn ſie aus dieſer einfachen Lebensart in eine künſtlichere übergingen: Sprache und Denkart hatten ſich geformt; gern ging man in die Sitten und Sagen, ins Andenken älterer Zeiten zurück, da man in einem ſo glücklichen Zuſtande gelebt hatte. Nur die Bilder veredelten ſich; es ward ein Idyll höherer Art, ein Traum des Andenkens alter glücklicher Zeiten. Auch die königliche Braut in Schmuck und Pracht mußte als eine Schäferin, ihr Gemahl als Schäfer, der König ein Hirt der Völker, Gott ſelbſt als ein Hirt

seines Volkes erscheinen, um ein Zeitalter der Ruhe und Freude, ein Idyll der Glückseligkeit darzustellen oder zu schildern. So unauslöschlich sind in uns die Züge der Natur, die Eindrücke der Jugend!

Denn in der Kindheit ist nicht die Idyllenwelt unser süßester Eindruck? Wenn der Lenz erwacht, erwachen wir und fühlen in ihm den Lenz unsers Lebens; mit jeder Blume sprießen wir auf, wir blühen in jeder Blüthe. Uns klappert der wiederkommende Storch, uns singt die Nachtigall und die Lerche. An der Munterkeit und dem neuen Frühlingsleben jedes Geschöpfes nehmen Kinder brüderlich-schwesterlichen Antheil. Idyllen sind die Frühlings- und Kinderpoesie der Welt, das Ideal menschlicher Phantasie in ihrer Jugendunschuld.

Aber auch jede Scene der Natur in allen Jahrszeiten hat für gesunde Menschen ihr Angenehmes, ihr Schönes; Sommer und Herbst, selbst der rauhe Winter. Thätigkeit ist die Seele der Natur, mithin auch Mutter alles Genusses, jeder Gesundheit. Der Sturm ist angenehm wie die heitere Stille, und wenn wir ihm entkommen sind, im Andenken sogar erfreulicher als jene. Das Ungewitter ist schrecklich, aber doch prächtig. Jede überwundene Gefahr macht uns die Natur anziehender, uns in uns selbst größer.

Man könnte Idyllen dieser Art die männlichen, jene sanfteren die weiblichen nennen, Kinder lieben sie in Versuchen, Männer in Thaten, im Andenken Greise. In der Natur verschlingen beide sich zu Einem Kranz; im Ringe der Jahrszeiten ist eine nicht ohne die andre. Wehe dem, der bloß das sanfte, weiche Idyll des Lebens liebet! dem stärkeren, rauheren entgehet er doch nicht.

Bei den Griechen entstand das Idyll nicht anders als bei andern Völkern; nur formte es sich nach ihrem Klima und Charakter,

nach ihrer Lebensweiſe und Sprache. Möge es Arkadien oder Sicilien geweſen ſeyn wo zuerſt ihre Hirten ſangen; muntre Hirten an fröhlichen Tagen ſingen allenthalben. Sie ſuchten Geſellſchaft, ſie trieben zuſammen, ſie wetteiferten in Liedern; ſie zankten, wählten einen Schiedsrichter; verehrten einander Geſchenke — alles der Natur des dortigen Klima's, den Sitten damaliger Zeit gemäß, Ausbrüche der Empfindungen, Anfänge der Dichtkunſt. Denn was ſangen dieſe arkadiſchen Hirten? Ihr Glück und Unglück, das Angenehme und Unangenehme ihrer täglichen Lebensweiſe, ſogar ihre Träume; wo dann alles zuletzt auf ein Bild der Glückſeligkeit hinausging.

Natürlich daß in dieſem engen Cyklus die Liebe eine Hauptrolle ſpielte; nicht aber war ſie der Idyllen eins und alles. Auch das Andenken ihrer Vorfahren, ihres Daphnis ward von den Hirten gerühmt, ihre Feinde wurden geſchmäht, der Verluſt ihrer Freunde ward betrauert. Was die enge oder weitere Spanne des Hirtenlebens umfaßt, war der Inhalt ihrer Lieder, mit Hinſicht auf Glückſeligkeit und Freude.

Und ihr Zweck? Bei müßigen Hirten mag der Geſang Zeitkürzung ſeyn; zugleich war er unläugbar Cultur ihrer Seele. Sich ſelbſt und andern geben ſie von den Vorfällen ihres Lebens Rechenſchaft; ſie entwickeln ihr Gemüth, in fremden oder eignen Geſängen bildet ſich ihr Ton, ihre Sprache. Und da alles was wir thun und treiben, näher oder ferner immer doch nur unſre Glückſeligkeit zum Zweck hat, wie ſollten es nicht Geſänge haben, die unſre innere und äußere Welt eben in dieſer Rückſicht mit Klage, Wunſch, Verlangen und Freude ſchildern?

Die Geſänge indeß, die wir von den Griechen unter dem Namen bukoliſcher Gedichte und Idyllen haben, ſind nichts weniger als die rohen Geſänge jener Schäfer; Bions, Moſchus,

Theokrits Gedichte sind Kunstwerke. Der letzte nannte sie sogar also; denn Idyll (εἰδύλλιον) heißt ein kleines Bild, ein Kunstwerk. Wahrscheinlich war es Bescheidenheit, daß der gelehrte Alexandriner, er, in Wahl der Gegenstände sowohl als im Versbau ein wahrer Künstler, diesen Namen wählte. Er faßt unter ihn die verschiedensten, manche der Hirtenwelt sehr entlegene, Gegenstände, den Raub der Europa z. B., das Lob Königes Ptolemäus, die Hochzeit des Menelaus und der Helena, eine Klage über die schlechte Aufnahme der Musen, das Fest des Adonis. Jenen engeren Begriff ursprünglicher Hirtenpoesie verband Theokrit also nicht mit seinem Idyllennamen.

Virgil mit dem Namen seiner Eklogen, d. i. auserwählter Stücke, auch nicht; dieser begriff im Sinne der Römer ungefähr das was Theokrit mit seinem Namen Idyll anzeigen wollte, nämlich ausgesuchte, wohlausgearbeitete kleine Gedichte.

Bei dieser Unbestimmtheit des Namens war es Natur der Sache, daß die Folgezeit nach dem Hauptbegriff der Gattung die Benennung festsetzte. Nothwendig also erhöhete man den Begriff; aus der Hirten- ward eine Schäferwelt, aus dem wirklichen ein geistiges Arkadien, ein Paradies unsrer Hoffnungen und Wünsche, ein Paradies also der Unschuld und Liebe, oft auch in ihren Kämpfen, in ihren Schmerzen. Die Stunden unsrer Seele, da wir uns dem zartesten Glück und Unglück am nächsten fühlen, wurden dazu Eklogen, erlesene Situationen und Momente.

In diese Schäferwelt setzen uns Tasso, Guarino und wer sonst dem Arkadien, das in unsern Herzen wohnt, nachstrebte. Es ist ein Land das nie war, schwerlich auch je seyn wird, in welchem aber in den schönsten Augenblicken des Lebens unsre dichterische Einbildung oder Empfindung lebte. Glückwünschungen insonderheit ward fortan das Idyll angemessen gefunden: es spricht so naiv,

ſo zart und einfach! und doch enthüllt es alles was unſer Herz wünſchet.

In Frankreich hatte die Hirtenpoeſie eine ähnliche Laufbahn, vom Gemeinen hinauf zum Feineren, zum Verfeinten. Ein Biſchof[1] hatte den Theokrit zuerſt ins Franzöſiſche überſetzt; ein Biſchof[2] gab ſpäterhin der ganzen Gattung einen höheren Schwung. Vor und neben ihm bearbeiteten ſie andre, jeder auf ſeine Weiſe. Die Deshoulieres wünſchte ſich ein Schäfchen zu ſeyn; Racan und Segrais verſificirten naive Sentenzen. Fontenelle endlich, ein Mann von Geiſt und Witz, ließ das Idyll zu ſich kommen, da er nicht zu ihm kommen konnte; man ſagt, „er machte ſeine Schäfer zu galanten Hofleuten.“

Aber warum hätte er ſie dazu nicht machen dürfen? Wenn Hofleute ſeine Eklogen läſen, ſollten ſie (meinte der Dichter) durch ſie Schäfer werden, d. i. in Empfindungen ſollten ſie der Natur näher treten, weil auf dieſem Wege allein Vergnügen und Seligkeit wohnten. Dieß war Fontenelle's rühmliche Abſicht, die freilich aber Geiſt und Witz allein nicht erreichen konnten. Beide Welten, der Hofleute und der Schäfer, liegen zu fern von einander.

*

In Englaud nahm das Idyll einen ähnlichen Gang. Hinter Philipps roheren Schäfern traten Pope's künſtlichere auf. Seine vier Schäfergedichte betreffen die vier Jahrszeiten; vier gewählte Situationen, ſchön verſificirt, denen die Ekloge Meſſias, ein Nachbild des Pollio, folget. Einen Fortſchritt hat die Dichtkunſt durch ſie eben nicht gewonnen, ob ſie gleich, wie alles von Pope, ihrer Nation ſehr werth ſind. Wie mehrere, reichere, tiefere Idyllenſcenen gab Shakeſpear ſo oft! hinter ihm Milton, vor ihm Spenſer.

[1] St. Gelais.
[2] Godeau.

Von deutschen Idyllendichtern reden wir jetzt noch nicht; gnug, bei allen bemerkten Verschiedenheiten in Zeiten und Völkern ist der Hauptbegriff dieser Dichtung unverkennbar; sie ist

„Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise *ihrem* Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück."

*

Wie? *Jeder* menschlichen Lebensweise? Nicht anders, wenn diese eine *menschliche* Lebensweise ist. Freilich steht eine der Natur näher als die andre; schlimm aber, wenn irgend eine der Natur ganz entlaufen wäre. Der Krieg z. B. ist das häßlichste Ungeheuer; im Kriege indeß, selbst auf dem Schlachtfelde gibt es zwischen Menschen und Menschen herzdurchschneidende Situationen der Klage und des Erbarmens, *Idyllenscenen*. So sonderbar der Name klingt: *Lager-*, *Kriegs-*, *Schlachtidyllen*; Dank dem Menschengefühl! so wahr ist er.

Nichts scheint der Natur entfernter als Cabinet und Gerichtsstätte, Kanzlei und Hof; der Kramladen endlich, und die Frohnfeste am fernsten. Uebel wäre es indessen, wenn nicht auch in diesen Wüsten hie und da ein einzelner grünender Baum eine erfrischende Quelle überschattete und einem ermatteten Wandrer Labung gäbe. Unglücklich, wenn von Geschäften dieser Art die Menschlichkeit ganz verbannt wäre. Ach, wo ihr der Mund am festesten verschlossen wird, spricht sie oft am lautesten; mancher Gerichtsdiener oder Kerkermeister hat ein offener Ohr für sie als der taube Richter. Selbst in der Wohnung des Jammers, den Häusern irrer Menschen, spielte die Ekloge. Sanft Verirrte phantasiren gewöhnlich *Idyllen-*, Rasende *heroische Scenen*.

Wie nun? Und aus der sogenannt *bürgerlichen* Gesellschaft, wäre aus *ihr* das Glück der Idyllenwelt verbannt? Ist denn nicht sie auch in allen Ordnungen und Ständen auf Gefühle der Mensch-

heit gebauet? Vater, Mutter, Kind, Freund, Geliebte, zu welchem Stande sie auch gehören, sind sie anders als in der Idyllenwelt glücklich? Darum spricht man zu Kindern, zu Geliebten auch unwissend in dieser Sprache; darum wünscht man zu Ehen, zu Geschäften in dieser Sprache Glück. Nicht um ein Utopien zu wünschen, wo kein Nordwind wehe, kein Unfall sich ereigne, sondern daß auch aus dem Unfalle selbst ein neues Glück, und durch das eingetropfte Bittere des Lebens sein Angenehmes um so süßer werde. So wollte es die Natur; dem Zweck strebt jeder Vernünftige, Wohlgesinnte und Wohlgesittete nach. Er sucht sich seinen Stand, sein Geschäft, sein Haus, seine Kammer, selbst jede vorübergehende Gesellschaft zum Ideal, d. i. sich durch sie so glücklich zu machen als er kann, und den Genossen sein Glück mitzutheilen. Eben den Narren erkennt man vorzüglich am Mangel dieser Idee, des Ideals einer Lebensweise für sich und des idealischen Mitgefühls für andre. Den rohen Selbstmenschen, den Tyrannen andrer, flieht alles Idyllenartige, da doch selbst der Cyklopenwelt, dem Reiche des Pluto selbst, das Idyll nicht ganz fremd ist. —

Schon Theokrit schrieb ein Fischeridyll; Jagd-, Gärtner-, Schiffsidyllen sind ihm gefolgt; der Kameltreiber Hassan selbst hat ein bekanntes Idyll erhalten.[1] Was hätten nun die Lebensarten vor andern voraus? Daß sie, sagt man, näher der Natur liegen. Wohl! so rücke man denn auch in seinem Stande der Natur näher; warum wollte man unnatürlich, oder gar der Natur zuwider leben? Oder macht das ihr Idyllenartiges, daß sie gewöhnlich kleine Gesellschaften bilden? Beruhet nicht allenthalben auf kleinern Gesellschaften das Glück des Lebens? und knüpfen Freundschaft, Liebe, Genossenschaft zum Werk, zur Haushaltung, gar zur Gefahr, zu jedem Unternehmen dieß Band einer kleinen Gesellschaft nicht, zu welchem Stande man auch gehöre? Müßte ich Fischer oder Jäger seyn um die Natur

[1] Von Collins.

zu genießen und meine Hütte zu ordnen? Also in allen Situationen, in allen Geschäften des Lebens, wenn sie nicht wider die Natur sind, lebe man ihr gemäß und verschönere sein Leben. Allenthalben blühe Arkadien, oder es blüht nirgend. Aus unserm Herzen sprossend muß unser Verstand sich durch Kunst dieß Lebensidyllion schaffen, durch Auswahl diese Lebensekloge vollenden.

Auf wie einen reinen Platz tritt hiemit das Idyll! Leere Beschreibungen der Natur, Schäfertändeleien, die nirgend existiren, verschwinden in ihm wie abgekommene Galanterien; der ganze Kram einer uns fremden Bilderwelt, von dem unsre Phantasie so wenig als unsre Empfindung weiß, verschwindet. Dagegen tritt unsre Welt, nach jedes Weise und Sitte in den schönen Glanz einer neuen Schöpfung; Geist und Herz, Liebe, Großmuth, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmuth schaffen sich ein Arkadien in ihrer Welt, in ihrem Stande, es ordnend, genießend, gebrauchend.

Groß und neu wird hiemit das Gebiet des Idylls. Jeder Stand gibt ihm neue Situationen, neue Farben, einen neuen Ausdruck. Von der Aesopischen Fabel an (wie manche Erzählung unter ihnen ist rein idyllenartig) durch Erzählungen, Lieder, Märchen, Romane, Legenden u. s. bis zum Drama, der Oper, dem Epos hinan, erstreckt sich dieß Gebiet; in allen diesen Gattungen und Arten haben wir die schönsten Idyllenscenen. Je näher unsrer Lebensweise, desto näher treten sie an unser Herz! „Hier ist Arkadien; vor dir, um dich, es sey nur in dir.“ Unvermerkt werden wir durch diese wahre Tendenz des Idylls lernen uns des Ueberflüssigen, wie des Gemeinen entschlagen, jede nutzlose Mühe des Lebens, zumal den beschwerlichen Pedantismus verbannen, in unsrem Kreise ein Glück sehen das wir sonst nicht kannten. Ja, lasset uns den Idyllentraum verfolgen: im Anblick dieser reinen Gestalten lernen wir Ketten abschütteln die uns sonst widrig anhingen, und die kleinen Dämonen verjagen die mehr als große Unfälle gewöhnlich uns beunruhigen,

necken und ſtören. Ein neuer Pan erwache! von jeder Seite wird ihm die Echo antworten: „Arkadien! Auch hier iſt Arkadien, auch hier!“

8.

Bilder, Allegorien und Perſonificationen.

Erwache, ſprach der Genius, und ſieh
Rings um dich her der Welt Allegorie,
Wie, ſeit der Schöpfer ſprach: es werde Licht!
Zu dir die Schöpfung, Geiſt im Körper, ſpricht.
Bedeutungsleeres iſt rings um dich nichts;
Und wie der ew'ge Wille ſpricht, geſchicht's.

Blick auf und höre jene Harmonie
Der Welten! Hohe Ordnung ſinget ſie.
Wo Sternenkreis an Sternenkreis ſich hängt,
Und liebend ſich zur Mitte alles drängt;
In allen Kränzen jener hellen Flur
Wohnet Ein Geiſt, blüht Ein Gedanke nur.

Und tief hienieden, Erd' und Meer und Luft —
Vernimm was jedes bildend in dich ruft.
Von Licht und Schall gewebet ſingt das Chor
Der bunten Vögel, ſingend laut, empor:
„Der Lebensgeiſt in unſerm Element
Hat, was er hatte, ſchaffend uns gegönnt.“

Im Sturm antwortet ihm das ſtumme Meer:
„Sieh meiner Bildungen unzählig Heer!
Der Welle zarter, kaum geſehner Schaum,
Der Stein, die Muſchel, der Korallenbaum
Ward lebenvoll; der großen Mutter Plan
Vollführte ich zuerſt, der Ocean.

Im Erdenreich ſind Pflanze, Thier und Baum,
Stein und Metall dir weſenloſer Traum?
Du wähneſt nur zu denken? du allein?
Ein ödes Grab ſoll dir die Schöpfung ſeyn?
Woher denn dein Gedank'? und was iſt er?
Ein Abbild nur in der Gedanken Meer.

Von allem was der Weltgeiſt regt und pflegt,
Hat er Bedeutung dir ins Herz geprägt.
Bedeutung iſt der Geiſter Element.
Ein lebend Wort, das keine Sprache nennt;
Dein innres Wort, dein Ahnen dieſer Spur,
Nennt dich, o Menſch, Ausleger der Natur.

Ausleger nur? Nein! deiner Regung Kraft
Enthüllt in dir die höhre Eigenſchaft.
Das Triebwerk der Natur kannſt du allein,
Ihr Meiſterwerk, der Schöpfung Schöpfer ſeyn.
Voll Mitgefühl in Freuden wie im Schmerz
Schlägt in dir ihr, der Schöpfung, großes Herz.

Erkenne dich! Auf deiner weiten Flur
Ward deine Bruſt der Pulsſchlag der Natur.
Erfüllen ſollſt du was ſie laut verhieß,
Einholen was ſie dir zu thun verließ.
In Geiſt und Liebe nur vollendet ſie
Sich ſelbſt, der Weſen Einklang, Harmonie.

Ohne Zweifel geſchah dieſe Antwort des Genius einem der die Welt oder die ſogenannte Materie für todt hielt. Er bildete ſich ein daß nur er, wenige mit ihm denken: alles andre ſey brutum. Und glaubte vielleicht dabei daß er ſich an den Dingen denken könne was ihm beliebe; es gebe keine göttlichen Ideen, die, wie Baco

ſie nennt, „als wahre Inſiegel und Gepräge des Schöpfers in ausgeſuchten Linien auf die Geſchöpfe geprägt ſind, wodurch eben die Dinge Wahrheit und Pfänder der Wahrheit würden.“ [1] Auf ſeine Idole, meinte er, jener Selbſtiſche, komme es an; ſonſt ſey alles bedeutungsleer in der Schöpfung.

Wie anders ſpricht die Natur jedem der in ihrer Anſicht, in ihrem Genuß und Gebrauch Verſtand und Herz verbindet! Kein Naturkörper iſt ihm ohne Geiſt, kein Geiſt in der Natur ohne Körper. Seine Geſtalt ſtellet ihn dar; ſeine Ereigniſſe und Wirkungen ſind Ausdrücke ſeiner. Wie nun nennen wir dieß Bedeutſame aller Bilder der Schöpfung?

Nach Quintilian und den Griechen könnten wir es nicht anders als Allegorie nennen; denn ein andres wird durch ein andres bedeutet. In dieſem Verſtande iſt die ganze Natur, die ganze menſchliche Sprache Allegorie; denn wie ein andres ſind Dinge und Gedanken, Gedanken und Worte!

In dieſe wahren, großen Allegorien der Schöpfung tief hineinzubringen, iſt der Beruf ſowohl des Philoſophen als des Dichters, ja jedes Verſtändigen in ſeinem Kreiſe. Alles ſpreche zu uns, nichts ſtehe uns leer da! Auch ſeyen es nicht etwa bloß äußere Aehnlichkeiten, die wir aufhaſchen (ein leeres, oft verwirrendes Spiel des Witzes), ſondern die Tiefen der Natur ſelbſt, der in Körpern dargeſtellte wirkſame Geiſt, eine Welt von Kräften, uns empfindbar worden durch Ausdruck. Glücklich iſt wem ſie ſich offenbaret, dieſe Gedankenwelt; für wen ſie nicht da iſt, der läugne ſie nicht, ſondern ſchweige.

Wie kann ich den Charakter einer Perſon oder Sache erfaſſen, ohne daß ich ihre innere Kraft anerkenne, wenigſtens ahne? Wie kann ich ſie darſtellen, wenn ſie ſich mir nicht darſtellt? In allen Situationen, an denen die Empfindung theilnimmt,

[1] Baco de interpretatione naturæ et regno hominis. Aphorism. 142.

überſtrahlt Geiſt den Körper. Nicht was wir ſehen oder taſten, lieben wir, ſondern was wir an Gemüth, an liebenswürdigen, anmuthreichen Eigenſchaften frohlockend im äußern Gehäuſe *ahnen*. Der Flüchtige nennt es ein: „Ich weiß nicht was? von Grazie und Anmuth;" der *Sinnige* weiß was es iſt, und trügt ſich ſelten.

Dichtern iſt dieſe Allegorie die *heilige* Sprache; ſie drückt Gedanken des großen Weltgeiſtes aus, wie er ſie ausdrückte, ganz daſtehend, wirkſamlebendig. Die Aeffchen und Kinderhäuschen der Welten, wie *Baco* ſie nennet (**modulos et simiolas mundorum**) überlaſſen Dichter der reinen Abſtraction des Philoſophen. Und doch ſind auch dieſe hohlen Nachbilder ohne jene wahren, großen Urbilder der Natur *undenkbar*.

Das höchſte Alterthum, das wenig ſchwatzte, aber tiefer empfand und dachte, hielt ſich an dieſe Allegorien der erhabenſten Art. Mit dem mindeſten ſagten ſie dabei viel, und wie rein! wie kräftig!

*

In unſrer Seele, dieſer tiefen, verborgnen Welt, ſchläft unter andern eine ſehr wirkſame Kraft, die *Bildnerin der Geſtalten*. Da unſer *Verſtand* der göttliche Lichtpunkt iſt, der allenthalben aus dem Mannichfaltigen ſich Einheiten ſchafft, ſie beglänzt und umſchließt und bildet, ſo ſchlummern in jedem unſrer Sinne *gewohnte Fertigkeiten*, dieß Schöpfungswerk dem Verſtande nachzuthun, allenthalben ein Eins zu finden und ſich *anzubilden aus vielem*. Kaum ſchließt ſich unſer Auge, ſo ſchweben ihm Bilder vor, heller dunkler, trauriger, munter, ungeſtalt, ſchön, entzückend, nach der Beſchaffenheit und Stimmung des Organs, das Seele und Körper vereinet. Wo ſchlummerten dieſe Idole? wer weckte ſie auf? Ohne unſer Zuthun, uns unwillkürlich, oft uns verhaßt und widrig, verfolgen ſie einander und verſchweben. In Krankheiten ſind Wachende dieſen Träumen ausgeſetzt; es gibt Menſchen die immerhin träumen. Andre, noch aufgeregter, ſehen *Geſichte*. Wir haben nichts erklärt,

wenn wir dieß bilderſchaffende Vermögen, die Dichtungskraft unſrer Seele, Phantaſie nennen. Denn dieſe Zauberin ruft nicht etwa nur geſehene, in uns begrabne Geſtalten, wie ſie uns einſt erſchienen, aus der Vergangenheit hervor, auch nie geſehene Geſtalten läßt ſie auftreten; ſie ſchafft, ſie wirket. Iſt ſie etwa ein dunkles Abbild jener unendlichen Schöpferskraft, die indem ſie denkt, auch ſchaffet, die indem ſie will, auch wirket?

Und in dieſer Geſtaltenbildung, wenn ſie guter Art iſt, ſind Menſchen ſo froh und ſelig! Schafft nicht jeder beinah ſich auf ſeine Weiſe paradieſiſche Opiumträume? Er zürnt wenn man ihn zur nackten Wirklichkeit aufweckt. In jenen iſt alles geiſtiger als vor dem körperlichen Auge; leuchtender das Licht, heller der Mond, entzückender der Klang der Töne. Die Geſtalten, die der Geiſt erſchuf, ſind Geiſt, ſind Leben.

Der Dichter ahmt dieſem göttlichen Bildungstriebe nach; oder vielmehr, er wirkt unter ihm mit Verſtand und Abſicht: Sind ſeine Geſtalten leer, ſeine Formungen ſchwach, unbedeutend, unbeſtehend, unerfreuend, ſich ſelbſt und einander zuwider — er kann viel andres, vielleicht auch ein nützlicheres ſeyn, nur iſt er kein Dichter. Dagegen ein anderer mit wenig Worten, mit wenig Bildern uns in eine neue Welt zaubert; wir ſehen die Bilder, mit ihnen lebend.

In wie hohe Würde tritt hiemit die Dichtkunſt! Sie wirkt in der Kraft, ſie wirkt in der Macht mit der der Schöpfer wirket. O erſchüfe ſie alſo immer auch mit ſeiner Weisheit, mit ſeiner Güte, mit ſeinem Verſtande! Ihr gebt uns geiſtige Welten; ihr heißt uns lieben und haſſen, Dichter! Laßt uns nur das Wahre, das Gute lieben, und bewahrt uns vor dem Schattenreiche Plutons. Was haben wir geſündigt daß wir durch euch wie Ixion, Siſyphus und Tantalus gequält werden müſſen? Schafft heilbringende Geſtalten, göttliche Bilder.

O wer den Ring, den Ring der Göttin hätte,
Der jeden Wahn verſcheucht, der freundlich triget,
Vor dem der falſchen Kunſt, der Gorgonette,
Die Larv' entfällt, die ſchädlich uns vergnüget,
Den Ring in dem ſich an der Anmuth Kette
Das Innigſte zum Innigſten ſich füget —
Er würde, frei von Dunſt und Zauberbinden,
Nur Wahrheit ſchön, nur hold die Güte finden.

Fortſetzung.

In der Rede werden dergleichen Gedankenbildungen gewöhnlich Perſonenbichtung, in der Kunſt Allegorie genannt; ſind ſie in beiden eins? Kann bildende oder zeichnende Kunſt darſtellen was die Rede mit beſtimmter Genauigkeit als ihre Schöpfung andeutet? Darf Rede ſich gefallen laſſen was die bildende oder zeichnende Kunſt in ihrer engen Werkſtätte allein auszudrücken vermag? Darf ſie von ihr Geſetze nehmen?

Jedermann ſiehet das Hauptgeſetz der Allegorie: „in ihr ſpreche Geiſt durch den Körper; wo möglich nicht ſymboliſch, ſondern natürlich." Mithin ſcheint hier die Kunſt der Rede vorzutreten, indem ſie ſpricht: ich bilde Geſtalten. Was bildet ſie nun durch ihre Geſtalten? wie weit reicht ihre Allegorie?

1. Allegorie der Kunſt.

Bildete die Kunſt der großen Schöpfung alles nach, alles, ſo ſtünde es in ihr auch wie in der großen Schöpfung da, verſtandvoll oder verſtandlos, nachdem man es in dieſer kleineren Schöpfung anſieht. Oder vielmehr in der kleinen Kunſtſchöpfung ſtünde alles ſchlechter da als in der großen Natur, d. i. leblos, unverbunden;

da der große Genius des lebendigen Daseyns alles mit allem zusammenfüget.

Also muß in der Kunst ein engerer, bestimmter Zweck vorhanden seyn, zu welchem sich die Vorstellungen gesellen; und wer kann dieser seyn als die Idee des Künstlers? Der Künstler aber kann Ideen nicht anders als nach seiner Kunst gesellen; denn den großen Zusammenhang der Natur erreicht er nicht. Mithin beschränkt sich seine Allegorie darauf was er vorzustellen vermag, in jeder Art seiner Künste.

a. In der Bildnerei, die ganze Gestalten bildet, müssen diese durch sich selbst bedeuten; es sind große oder schöne Personificationen. Ein kleines Spielwerk durch Attribute, Symbole oder gar durch eine Beischrift erschöpft die Sache nicht; die ganze Gestalt spreche bedeutend.

Und sprechen nicht so alle hohen Göttergestalten? Der König des Himmels, Vater der Götter und Menschen, wie er dasitzt auf seinem Thron, zu seinen Füßen der Adler. Milde ist der Blick seines erhabenen Hauptes, weisheitsvoll seine Stirn, mächtig sein Wink, der Himmel und Erde beweget. Sein Blitz drohet, aber die andre Hand führt den Stab des Hirten der Völker. Wer sich ihm nahete, wer bittend sein Knie berührte, verstand den Künstler.

So spricht Pallas in ihrer stillerscheinenden Gestalt, die aus Jupiters Haupt sichtbar gewordene Tochter, seine Macht und Weisheit; seine ganze starkmüthige Gesinnung.

So die meergeborne Göttin, die Gestalt der Schönheit, gehüllt in Liebreiz, in Scham, Zucht und Anmuth. Der Heldenjüngling Apollo und die Heldenjungfrau Diana, Grazien und Musen, Merkur und Amor. — Jede Gestalt bedeutet ihre Idee, sie durch sich sprechend, natürlich. Symbole und Attribute mögen diese innere Bedeutung ihres Daseyns näher bestimmen und erläutern (widersprechen müssen sie ihr nie); der reine Punkt der Allegorie indeß

liegt in der Perſonification ſelbſt, im menſchlichdargeſtellten Göttercharakter. Kleinliche Deutungen, die an ihnen tändeln, widerſprächen dem erhabnen Gedanken einer Erſcheinung, die nicht als ein Spiel der Phantaſie, ſondern als ein geglaubtes, mächtigholdes, durch ſich ſelbſt bedeutendes Weſen daſteht, Stellung, Handlung, Gliederbau drückt eine lebendige Natur aus, ihren Charakter.

Natur und Kunſt, o wie ſollt' ich euch trennen?
Geliebte Zwei, ſo immigfeſt vereinet!
Soll ich euch Schweſtern, Mutter, Tochter nennen?
Da eine in der andern mir erſcheinet.
Ich wag's, in jeder jede zu erkennen;
Ein Thor, wer beide zu entzweien meinet.
Der Weisheit Ziel iſt, ſie in Eins umſchließen,
Natur in Kunſt, Kunſt in Natur genießen.

b. Sobald die Bildung auf eine Fläche (ein Basrelief z. B.) tritt, gewinnt ſie ein andres Weſen; auf dieſer Fläche nämlich bekommt eine Gedankendarſtellung Raum. Wenn Götter und Göttinnen auch nur um einen runden Altar als Bildwerke wandeln, fortſchreitend bilden ſie Einen Zug; jede Geſtalt will ein Charakterzeichen, wodurch ſie kenntlich wandle. Oder ſeyen ſie Verzierungen der Wand, des Hausgeräths, der Gefäße, der Throne, der Sarkophagen; nach Ort und Zweck nimmt jede Geſtalt eine eigne Beziehung an auf dieſer Fläche, zu dieſer Abſicht. Der Gott auf einem Becher iſt nicht mehr der Gott auf einem Thron des Olymps; Diana oder Pallas auf einem Sarkophag ſind nicht die hohen Geſtalten, die in der Schlacht oder auf Bergen erſcheinen. Mitwirkend in einer Fabel werden ſie hiſtoriſche Weſen; im Moment der Handlung, an der ſie theilnehmen, liegt der Punkt ihrer Bedeutung. Wer, wenn er Diana mit ihrem Gefolge dem ſchlafenden Endymion ſcheu nahen oder ſie von ihm hinwegſchleichen ſiehet, ſagt ſich nicht ſelbſt: „eine

Liebe Dianens und Endymions, ist nur Blick und Traum. Ares und Aphrodite lieben anders."

Auf diesen Flächen der Verzierung gewann die Allegorie ein um so schöneres Feld, da sie meistens enge umschlossen war, und ins Weiteste nicht ausschweifen konnte. Als schmale Einfassung zeigten sich z. B. kleine Genien in hundert Kinderspielen voll Bedeutung. Wer kennet sie nicht, diese lieblichen Spiele? wem müßte ihr Sinn erklärt werden? Amor, der, die Leier in der Hand, auf dem Löwen reitet, Amor, der den Blitzstrahl Jupiters selbst zerbricht, Liebesgötter, die mit Herkules Waffen, mit Symbolen des Krieges, der Weisheit selbst, mit den Attributen aller Götter spielen: ihre Allegorie spricht verständig und lieblich. Die Geschichte Amors und der Psyche in allen ihren Scenen ist der Edelstein in diesem goldnen Ringe, in welchem die größten Götter Genien wurden, um im engen Circus einer Allegorie vorstellbar zu werden. Bis zu Blumen der verzierenden Arabeske stiegen sie nieder.

c. Noch einen engern Raum gewann die Allegorie auf geschnittenen Steinen. Sind diese nicht Denkbilder? fordern sie also nicht Gedanken? Als Ringe der Hand, als Geschenke an andre, auch ihrem innern Werth nach wollen sie eine anmuthige Erinnerung, sey sie Person oder Moment der Fabel. Welch einen Schatz trefflicher Vorstellungen hat uns die Daktyliothek der Alten aufbewahret! Nicht jeden geistigen Begriff, nicht alles in diesem Begriff wollten die Griechen bilden; vielmehr die Einfalt mit der sie dergleichen Begriffe ansehn, der Wink mit dem sie den zartesten Punkt der Handlung erfassen, die Leichtigkeit mit der sie, ohn' ein überflüssiges, ein weniges und das wenigste zu jenem Punkt der Erinnrung ordnen, dieß macht sie zu Mustern, so wie des reinen klaren Sinnes, so der süßen Genügsamkeit und Weisheit der Allegorie. Ein verwirrter Kopf wird keine glückliche

Allegorie treffen, keine erfinden. Entweder ſtellet er leere Bildungen hin, oder er verwirret, er überladet.

d. Auf Münzen endlich, zumal unter den Römern, ward der Allegorie ein Staatsraum gegönnet; anſehnlich, aber kalt, oft anmaßend. Hier traten nun die perſonificirten Tugenden auf, die wir gewöhnlich Allegorien nennen, der Ruhm, das Glück, Annona, der Friede, die Sicherheit, die Hoffnung u. ſ.; metalliſche Allegorien, die den Griechen Gegenſtände reiner Kunſt kaum geweſen waren. Auf Münzen indeß wo eine Inſchrift ſie erklärte, wo ihre Attribute bald eine angenommene, gangbare Münzenſprache wurden, ſtanden ſie am rechten Ort; ſowie auch, wenn ſie auf Triumphbogen, oder auf Staats- und Ehrenplätzen erſchienen. Genau betrachtet wollen dieſe Weſen keine Perſonen ſeyn; mit Unrecht nennet man ſie Perſonificationen: Buchſtaben ſind ſie des Kunſtdenkmals.

e. Allegoriſche Gemälde endlich? Von griechiſchen Gemälden ſchweigen wir hier. Da ihre Künſtler nicht eine gleiche Baſis der Kunſt mit den unſern nahmen, ſo können ſie auch nach unſern Regeln der Malerei nicht beurtheilt werden. Von Basreliefs gingen die griechiſchen Gemälde aus, und hielten ſich immer in dieſen Gränzen; mithin war ihnen am rechten Ort die Allegorie unverwehret. Unſre Malerei hingegen, die in das Weiteſte hinausmalet, wo flöge ſie mit ihren Allegorien hin? Gemeiniglich an die Decken der Zimmer, wo Horen und Genien, Nacht und Tag, Morgen und Abend, Ruhm und Glück ſchweben. Eine Ueberſicht der berühmteſten dieſer Allegorien in Italien und Frankreich wird zu ihrer Zeit folgen. Guercino's, Guido's Aurora, Raphaels Galathea, die Hochzeit der Pſyche, ſein Parnaß, Giulio Romano, die Allegorien der Caracci, des Reni, Salvator Roſa u. ſ. fordern eine Auseinanderſetzung von vielſeitiger Art.

Was sagt nun das Gesagte?

1. Allegorie der Kunst, wie wir das Wort gewöhnlich nehmen, fordert einen engen Umfang. Indem sie mit wenigem viel, dazu dieses leise oder gleichsam stumm sagen will, ist sie ein zartes Memento. Nichts erdrücket uns mehr als kolossale Allegorien; ein Gedanke, in Fels gehauen, groß wie der Berg Athos, wird klein, wäre es auch der größeste Gedanke. Konnte, denkt jeder, das nicht mit wenigerm gesagt werden? Allegorien solcher Masse, Ruhm, Tugend, Zeit, Ewigkeit u. s. überlassen wir gern Triumphbögen, Siegespforten, Illuminationen, Grabmälern, der Abtei zu Westminster. „Sprich daß diese Steine Brod werden!" könnte man bei manchem solcher Denkmale sagen. Im Leben hungerte der große Mann; im Grabe, vielleicht nach Jahrhunderten, gibt man ihm einen Stein; nicht ihm, sondern sich selbst, seinem Geschmack und Reichthum zum bleibenden Denkmal. Mit einer Allegorie wird er bezahlet.

2. Die Allegorie der Kunst spreche sich selbst aus; sie verachte eine Inschrift. Elender Erfinder, der in Worten sagen muß was er schon in der Bildung sagen wollte. Er spricht mit zwei Zungen, und übersetzt sich selbst. Ist die gebildete Allegorie rechter Art, eindringend, lieblich, unvergeßlich — an auslegenden, anwendenden, dankbaren, ja entzückten Epigrammen auf sie wird's ihr nicht fehlen. Je vielfacher in diesen ihre Bedeutung gewandt, und angewandt wird — ihr um so mehr zum Ruhme! Gedanken oder Empfindungen zu wecken war ihr Zweck; den hat sie erreichet. Eine Allegorie, auf welche niemand eine Inschrift machte als ihr Finder, hat sich überlebet. Zum Emblem und auf Münzen gehört die Inschrift.

3. Jeder Gattung darstellender Allegorie gebührt ihr Ort, eine ihnen heilige Stätte. Wer seinen Gedanken selbst nicht ehrt, erwartet er daß andre ihn ehren werden? Stellten Griechen

und Römer ihre erhabenſten Götter an die Landſtraßen? Sie gaben ihnen Tempel, und im Tempel den heiligſten Ort. Seine zarteſten Gedanken, theilt man ſie jedermann mit, oder den Freunden? Oft kaum ſich ſelbſt. So unſre Denkbilder; ſie ſind Verräther unſres Geſchmacks, wie unſrer Denkart, Siegelringe unſres Lebens. Wer täglich zwiſchen Allegorien ambulirte, oder gar zwiſchen ihnen wohnet, im farneſiſchen oder mantuaniſchen Saal z. B.; ich ſehe nicht, wie er ſich, zumal im letzten, entwinden könnte, ſelbſt in heroiſcher Allegorie den Himmel zu ſtürmen. So die ſchlüpfrigen Allegorien; ſo die Denkbilder der Kothmaler, der Rhyparographen.

4. Je werther uns eine Allegorie iſt, einen deſto ſtilleren Platz werden wir ihr ſuchen, den wir uns als ein Heiligthum gleichſam ſelbſt erſparen. Mit jedem Siegelringe ſiegeln wir nicht jedem; noch weniger ſagen wir jedem die Veranlaſſung in der uns dieſe Allegorie lieb ward. Keine ſollte anders als von Situationen des Herzens oder des Verſtandes veranlaßt ſeyn; dadurch allein bleiben ſie uns heilig. Es zeigt eine Leere des Geiſtes oder eine Oede des Herzens an, wenn wir bei Veranlaſſungen ſolcher Art die Allegorie, die ſie ausſprechen, uns nicht ſagen. Die Empfindung ſagts uns immer leiſe. Ein falſcher Wahn iſt's daß wir Neuern an Denkbildern verarmt ſeyen; unſer Geiſt und Herz mögen verarmt ſeyn — nichts weiter.

5. Kein Denkbild ſey unſchön, unfreundlich. Wenn wir der Bedeutung längſt gewohnten, erfreue uns immer noch ſeine Form und Zuſammenſtellung, der glückliche Gedanke. Er beruhige. Keine Allegorie rege wild auf; ſie erhebe und ſtärke. Hercules ſelbſt, wenn er den Cerberus aus der Hölle ziehet; Arria, wenn ſie dem Pätus den Dolch reicht: „Es ſchmerzt nicht, Pätus!" werde uns dargeſtellt ein erfreulicher Gedanke. Und da kein Moment der Handlung länger und gnügender wirkt als eines ſchönen Anfanges oder Endes, ſo erfaſſe dieſen die Allegorie.

der Kunſt; die mittlern Turbationen laſſe ſie andern Künſten. Keinen Laokoon möchte ich zum täglichen Denkbilde vor mir, trotz ſeines erhabenen Seufzers; lieber, wenngleich ohne Kopf und Arme, des Hercules Torſo.

Daß wir noch keine Sammlung reiner, geprüfter, ſchöner Allegorien haben, zeigt wie weit wir hinter den Griechen ſtehen, deren Kunſtſinn allenthalben (im weitern Sinne des Worts) Allegorie, d. i. Seele im Körper, ausdruckvolle Bedeutung, in der Zuſammenſtellung klarer Einfalt, überhaupt aber das Meiſte im Mindeſten liebte, ſuchte und wahrnahm. Wir allegoriſiren (ἀλληγορεῦμεν) oft auf eine etwas ſchiefe Weiſe, indem wir ganz etwas anders ſehen, ahnen oder darſtellen, als was die Kunſt uns vorhält oder wir darſtellen wollten.

2. Allegorien der Rede.

Offenbar ſind Allegorien der Rede von einer andern Art, als Allegorien die die Kunſt darſtellt.

a. Jede Sprache iſt voll Perſonificationen; anders konnte ſich keine menſchliche Sprache bilden. Der Verſtand hatte Begriffe erfaßt; mit der und die brachte er ſie unter Gattungen und Geſchlechter; einige blieben durch ein geheimnißvolles das (das Verhängniß, das Glück, das Schickſal) als Neutra daſtehen; verhüllet gleichſam, ohne Geſchlecht. Dem Weiſen und Dichter blieb es überlaſſen wohin er ſie zähle.

Die Engländer rühmen ihre Sprache daß ſie vermittelſt ihres Hermaphroditen-Artikels the das Weib in den Mann, den Mann in das Weib einkleiden könne; wir beneiden ihr dieſen Zauberſtab nicht. Einſt nannte auch unſere Sprache alles de (de Sonne, de Mond); wir danken es der Muſe daß ſie die Geſchlechter ſchied und ein höheres das geſchlechtlos ins Heiligthum ſtellte. Jedes Bild

kündigt hiemit durch den Artikel sein Geschlecht selbst an; seine Vorstellung gewinnt durch diese bestimmte Form Klarheit.

b. Sofort ergibt sich aus diesem Ursprunge der Sprachallegorie das Gesetz aller Allegorien der Dichtkunst und Rede, nämlich: leicht müssen sie schweben; denn sie sind ätherischer Art. Geschöpfe der Phantasie und des personificirenden Verstandes, aus einem Hauch der Sprache genommen, in einem Hauch gebildet, müssen sie der Einbildungskraft leicht vortreten, sich lieblich anmelden, und das was sie seyn wollen, durch sich selbst bewähren. Erliegen sie unter der Last fremder, drückender Attribute, wären diese auch Attribute der Kunst — wir kommen durch sie ganz um den süßen Wahn des geistigen Daseyns jener Verstandesgeschöpfe. Erinnert durch diese Schwerfälligkeiten greifen wir nach ihnen und finden uns, statt im Reich der Geistigkeiten, im Saal kalter Marmorbilder, oder gar in der Werkstätte eines schwerarbeitenden Künstlers. Was dieser bedurfte, bedarf ja nicht der schaffende Geist der göttlichen Rede. Er spricht, so geschieht's; er gebeut und die Bildung stehet der Seele da.

c. Vornehmlich ist dieß bei lyrischen Gedichten der Fall, wo auf dem Hauch der Empfindung die Bilder wie Geister vorüberschweben. Wer sie hier mit drückendem Blei belastet, hat sie getödtet. Leset Pindar, höret die Chöre der Griechen. Die Bilder, die Allegorien und Personificationen in ihnen, lassen sie sich zeichnen, meißeln, malen? Und warum müßten sie gemeißelt und gemalt werden? Stellet die Rede, der Klang und Ton der Empfindung sie der Seele nicht unendlich geistiger und inniger dar als es der zeichnende Künstler thun könnte? Also bleibe dieser in seiner Werkstatt; aus ihr und den Bedürfnissen seiner Kunst schreibe er der Dichtkunst keine Gesetze vor, deren sie nicht bedarf, die sie vielmehr lähmen oder gar tödten.

d. Dieß um ſo mehr, da die Kunſt ſelbſt ihre bildlichen Begriffe der Poeſie allein zu danken hat und ohne ſie ganz unverſtändlich ſpräche. Ehe Phidias bildete, ſtellte Homer ſeinen Zeus der Seele erhabener dar als Phidias ſelbſt ihn bilden konnte. Hätte jener nicht geſungen, wären ſeine Gedichte nicht in der Schauenden Geiſt geweſen, wer hätte die Rieſengeſtalt des Künſtlers erkannt, geſchweige verehret?

Sehet Guercino's, Guido's Aurora. Wäre die Göttin nicht ſchon im Namen Aurora als eine Perſon gegeben, beide Werke dieſer großen Künſtler machten ſie zu keiner Aurora. Dumpf frügen wir: „wer iſt die Göttin, die im Licht der Morgenröthe daherſchwebt oder fähret?“ denn keins ihrer Attribute, keine der ſie begleitenden Handlungen macht ſie zu dem wozu ſie der Dichter bloß durch den Namen machte, zu einem daſeyenden Weſen. Die ſchönſten Allegorien der Kunſt waren Märchen (Mythen), oder mußten es werden: ſo nur ward ihr Daſeyn geſichert; ſonſt verſtoß es. Amor war ein Gott, Pſyche eine Göttin; in dieſer feſten Qualität konnten ſie handeln; durch ſie allein wurden ihre Handlungen verſtändlich. Verſucht mit abſtracten Begriffen dieß Spiel; ihr bildet Räthſel.

e. Nicht alſo von der zeichnenden oder bildenden Kunſt empfängt die Dichtkunſt Geſetze, deſto ſtrengere legt ſie ſich aber ſelbſt auf. Eins der erſten iſt: „nicht für die ſteinhauende oder zeichnende Kunſt zu ſingen oder zu allegoriſiren.“ Wie hölzern iſt dieſer Trödel neuerer Verskunſt! Die Muſe dichtet nicht, ſie ſingt nicht, ſie meißelt und hobelt.

f. Dagegen iſt ein wildes Gewirr von Allegorien der Rede, deren eine die andere ſtört und zerſtöret, auch keine Rede (λόγος). Ein Luftgeiſter- und Dämonentanz iſt's um den Thurm zu Babel. Die Engländer lieben dieſe Tänze in ihren Monodien, lyriſchen Poemen u. ſ. Durch Cowley ſind ſie in Schwung gekommen,

der sich an Pindar einen dergleichen Luftwerfer dachte. Swift, Pope, Arbuthnot, jener in seinem Bathos, diese in ihrem Scriblerus, haben den Bilder- und Allegorien-Unfug ihrer Nation lächerlich zu machen gesucht; eher aber mag er seitdem zu- als abgenommen haben. Und Swift selbst, wie häßlich-lehrreich hat er oft mit Allegorien gespielet! Immer zwar witzig und verständig, dennoch aber oft häßlich.

g. Im Zuschauer gab Addison in der Sokratischen Manier des Cebes einige ausgesponnene Allegorien; auch diese wurden zur Mode, ja in mancher spätern Wochenschrift wurden sie gewaltig übertrieben. Da zieht sich eine Allegorie, aus ein paar Worten geschöpft, ein ganzes Wochenblatt hindurch, noch kaum geendet. Man könnte sie Wochenblatt-Allegorien nennen, wie es in Albion denn auch Zeitungs- und politische Pamphlets-Allegorien gibt, manche aus tollem humour gewebet. Wir gönnen England diese Spielwerke.

h. Allerdings sind durch die Allegorie, d. i. durch den bilderschaffenden Verstand alle cultivirten Völker cultivirt worden. Nähme man der Sprache ihre Bildwörter, auch die sie nicht mehr dafür erkennet — es blieben ihr weder Namen, noch Zeichen der Handlung (weder nomina noch verba), kaum Ausrüfe (Interjectionen) und pronomina übrig. Und auch diese sind Personendichtung. Vom höchsten Alterthum an drückte sich der Verstand gern in Allegorien aus. Ein neugefundenes Bildwort gab oft ein ganzes System, sowie man aus Einem Goldkörnchen ungeheure Ballen glänzenden Goldpapiers fabriciret.

i. Als nach den dunkeln Jahrhunderten der menschliche Geist wieder erwachte, fand er's daher bequem in Allegorien halbwachend fortzuträumen. Allegorien waren die ältesten geist- und weltlichen Romane; Allegorien blühten auf der Kanzel, an Höfen, in Turnieren, in Ritterspielen; sie tanzten auf dem Markt

und auf dem Theater. Durch Allegorien und Embleme erzog man Prinzen.

k. Im Anfange des Jahrhunderts, von dem wir reden, tändelte und scherzte die Allegorie in Madrigalen, Liedern, Stanzen, Rondeau's, Briefen, Sonetten, meistens galant, artig. Die polite französische Sprache, die eine Menge feiner Abstractionen in Vorrath hat, gab ihr dazu viel Spielwerk. In Statuen, Gemälden, Heldengedichten, Fabeln erschienen Allegorien; die Säle in Versailles waren nach ihnen benannt; [1] auf den Vorplätzen, in Galerien, auf Münzen, in Triumphbögen figurirten sie überschwänglich.

Da von diesem allem später die Rede seyn wird, warum sollten wir die Schatten eines la Motte, J. B. Rousseau, eines Poussin, le Brun, le Sueur u. s. stören, oder hie- und darüber mit ihnen hadern? Lieber erneuern wir das Andenken zweier fast vergessener deutschen Dichter die diese Vorstellungsart liebten. Beide hatten das Schicksal der Allegorie selbst, dem großen Haufen unerkannt, wie Träume vorüber zu schweben; Verständigen indeß haben manche ihrer Gedichte den Werth schöner Kameen für den Geist, für die Empfindung. — Es sind die Dichter Götze und Gallisch.

Götzens Gedichte sind eine Dactyliothek, voll lieblicher Bilder, eben so bedeutungsreich als zierlich gefaßt und anmuthig wechselnd. Warum haben wir von ihnen noch keine ächte Ausgabe? [2] Außer der griechischen Anthologie hat vielleicht keine Sprache einen solchen Schatz an Allegorien und Blumenkränzen als unsere in diesem Dichter.

[1] De l'Abondance, de la Paix u. s.

[2] Die wir haben, ist — (verbessert oder verstümmelt?) von Ramler. Götz vermischte Gedichte. Mannheim 1785. Aber auch sie schon ein Cimelium schöner Gedanken.

Gallisch starb seiner Wissenschaft und der Muse zu früh. Seine Allegorien indeß, Freude und Kummer, deren Kind die Hoffnung ist, Kummer und Freude, die die Liebe versöhnt, die Erinnerung, die Schöpfung u. s. werden sein Andenken erhalten.

Allegorien der Kunst, nach alten Kunstdenkmalen.

Ein griechischer Hain.

Jupiter.

Allgewaltiger Zeus! In der Linken drohet dein Blitz nur,
Aber die Rechte hält deinen friedseligen Stab.
Mild hinschauender Gott! o gib uns Fürsten wie du bist,
Deren Linke nur droht, aber die Rechte beglückt.

Liebe zerbricht Jupiters Blitzstrahl.

Kühnes Kind, du zerbrichst das Geschoß des donnernden Gottes?
„Zorn und Gebot und Furcht wird von der Liebe besiegt."

Pallas.

Vor dir gehet die Furcht und das Schrecken, erhabene Pallas;
Wie? und dein Auge so rein? Und dein Erscheinen so still?
„Der aus dem Haupte des Herren der Welt Entsprungenen trübt sich
Nimmer die Stirn; ihre Brust schreckt die Gefahren hinweg."

Juno, die den Hercules säuget.

Unter dem Schicksal stehest auch du, o gebietende Juno!
Den du da säugest, ist, den du im Leben verfolgst.
Und du führest ihn selbst als Gott einst in den Olympus;
So, o Gewaltige! nur hast du das Schicksal besiegt.

Phöbus.

Phöbus, erliebeteſt du nur Lorber? „Auch in dem Lorber
Liebete Daphne; ſie ſprießt einzig dem Liebenden nur.“

Diana und Endymion.

Schleichſt du, Diana, zurück und gönnſt dem Geliebten den Traum nur?
„Himmliſche Liebe, ſie iſt immer nur Blick und ein Traum.“

Aphrodite.

Blickſt du beſchämt umher, o ſelige Mutter der Liebe?
Willſt dich verbergen in dich, ſchmiegend die zarte Geſtalt?
„Birgt die Blume nicht auch ihre ſüßen Reize mit Unſchuld?
Alles Zarte verhüllt weiſe die Mutter Natur.“

Pluto.

Pluto, bleibe mir fern mit deinem bellenden Hunde.
Hercules riß ihn hervor; das Unthier ſtarb, da es Tag ſah.
Alſo des Todes Furcht; ſie entſchwindet dem glänzenden Lichtſtrahl.

Orpheus und Eurydice.

Glimmt in der Todten Reich noch Amors brennende Fackel?
Regt in der Schatten Gebiet noch ein Erbarmen die Bruſt?
Lange hören ſie hart wie ein Fels des Jammernden Töne;
Und Eurydice ziehn neidend ſie wieder zurück.
Laßt uns lebend und liebend erfreun des menſchlichen Herzens,
Ehe der Tod es höhlt, eh' es die Parze zerdrückt.

Pan.

Allenthalben, o Pan! antwortet die bräutliche Echo
Dir; Melodie und Braut iſt dir die ganze Natur.
Reiche die Flöte mir. „Nur mit dem Stabe des Hirten
Tönt ſie; der Unſchuld ſingt bräutlich die ganze Natur.“

Bacchus und Ariadne.

Menſchen erheitern war', o du Gott! dein fröhlicher Wahnſinn,
Und du erheiterſt ſie ſelbſt nur durch fröhlichen Wahn.
Dafür gaben die Götter dir deiner Empfindungen Mitklang,
Eine Erretterin ward deine Gerettete froh.
Fahre dahin, beglückendes Paar! Und der Nüchterne, Kalte
Bebe dem Wagen zurück, eh' ihn der Tiger erfaßt.

Pandora.

„Alle Seligkeiten entflohn der Büchſe Pandorens;
Armen Sterblichen uns blieb nur das Hoffen zurück."
Reicher Gewinn! Der Genuß erſchlafft und ermüdet; die Hoffnung
Stärkt und erhebt den Muth, bahnet zu Thaten den Weg.
Und die Getreue verläßt auch den Sterbenden nicht. O Geliebte!
Ewigkeiten hindurch fliege mir munter voran.

Allegorien der Rede.

Denkmale.

Die Erinnerung.

Die Freude ſang in Silberſaiten
Entzückung mir ins offne Herz,
Mich lockten ſchmeichelnd ihr zur Seiten
Zu ihren Reihen Lieb' und Scherz.
Vorüber drehten ſich die Stunden,
Und riſſen alles mit ſich hin,
Ich fragte mich was ich empfunden,
Und ſah die ganze Schaar entfliehn.

„Fleuch, ſprach ich, Traum, der mich berückte!" —
Da winkte mir mit leiſer Hand
Ein Mädchen welches rückwärts blickte,
In halbverblichenem Gewand.

„Ich bleibe dir, ſprach ſie; der Freude
Geht Hoffnung vor; ihr folgt mein Fuß.
Entzückender ſind oft wir beide,
Als ſie in täuſchendem Genuß."
Erinnrung nannt' ich ſie und drückte
Inbrünſtig ſie ans volle Herz;
Erinnrung, die mich oft beglückte;
Zur Wolluſt macht ſie ſelbſt den Schmerz.
Wenn Freuden ſich vorüberdrehen,
Bleibt freundlich ſie und ſtill zurück.
Es ſoll ſie mancher weinen ſehen;
Ich ſah ſie ſtets mit heiterm Blick.

Galliſch.

Die Verſöhnung.

Zu dem Kummer ſprach die Freude:
„Böſer, warum fliehſt du mich?
Sieh, mein Schmeichellied, es wieget
Ja ſo gern in Schlummer dich.
Wunden die dein Arm geſchlagen,
Heilet ſpielend meine Hand;
Dennoch bleibt aus deinem Herzen
Dank und Freundlichkeit verbannt."

Und zur Freude ſprach der Kummer:
„Deine Stimm' iſt mir verhaßt.
Höhneſt du nicht meine Klagen?
Störeſt mich aus meiner Raſt.
Wo du naheſt, muß ich weichen;
Flieheſt du, holt man mich nach,
Dornenkränze da zu flechten
Wo dein Finger Roſen brach."

Und die Liebe ſprach zu beiden:
„Freunde, warum habert ihr?
Ueberlaßt euch meiner Lehre,
Seyd Geſchwiſter, folget mir!
Auf! vergeßt die alte Fehde;
Bald vergeßt ihr ſie durch mich;
Dich, o Freude, lehr' ich weinen;
Lächeln lehr' ich, Kummer, dich.“

Galliſch.

Die Hoffnung.

Als einſt ſich auf blühenden Auen
Die Freude zu ruhen geſetzt,
Hat Kummer die ſchönſte der Frauen
In Mitleid und Liebe geſchützt.
Da hat ſie ein Kind ihm geboren,
Das hat er als Tochter erkannt,
Sie ſich zur Gefährtin erkoren,
Und zärtlich die Hoffnung genannt.

Galliſch.

Lied des Lebens.

1. Die Zeit entflieht wie dieſer Bach,
Wie dieß Gewölk entflieht die Zeit,
Ein Thor ſieht ihr mit Wehmuth nach,
Ein Weiſer lebet heut.

Chor. Ein Weiſer lebet heut.

2. Und eilt ſie mit den Winden,
Er weiß in ſüßem Streit
Die Flügel ihr zu binden
In Scherz und Fröhlichkeit.

Chor. In Scherz und Fröhlichkeit.

1. Das Leben iſt ein kurzer Weg,
2. Das Leben iſt ein ſchmaler Steg.

Chor. Drum laßt uns dieſen kurzen Weg,
Drum laßt uns dieſen ſchmalen Steg,
Solang wir drüber gehen,
Mit Roſen überſäen.

Götz.

9.

Tanz. Melodrama.

Die ausdruckvolleſte Allegorie die wir kennen iſt der Menſch. Kräfte, Neigungen, Gedanken und Leidenſchaften der Seele deutet ſein Aeußeres, der Körper, nicht etwa nur an, ſondern ſtellet ſie dem Verſtändigen dar. Bleibend trägt der Menſch den ſichtbaren Ausdruck deſſen was er im Innern iſt oder ſeyn möchte, d. i. ſeinen Charakter mit ſich; in jedem zumal leidenſchaftlichen und unerwarteten Moment offenbart er aber auch vorübergehend was in ihm wirket. Er iſt ein wandelndes Gemälde ſeiner ſelbſt, ein Spiegel, in dem unwillkürlich ſeine geiſtige Geſtalt erſcheinet.

Da Empfindungen, Triebe und Affecten der wirkſamere Theil unſerer Natur ſind, die von Gedanken nur ſtille begleitet oder regiert werden, und eben jene ſich durch Gebärden am ſtärkſten ausdrücken, indeß die Sprache eigentlich nur Gedanken bezeichnet und die Empfindung kaum commentiret, ſo verſchmähet gleichſam zumal in Fällen der Leidenſchaft, die Gebärde das Wort, als fremd, und ihr unbrauchbar; ein Ausruf, eine Interjection iſt ihr lieber als Worte. Nichts verſchwemmet die Empfindung mehr, als ein Gerede darüber; bei Simulanten und Diſſimulanten, d. i. bei Sich-Anſtellern und Verſtellern ſagt das Wort oft gerade das Gegentheil von dem was der Blick ſagte; oder wenn auch dieſer heuchelt, verräth ſich das ganze Herz oft — durch Eine Gebärde.

Traue man ja dem Naturſpiegel, den die ewige Wahrheit ſelbſt uns aufgeſtellt hat! Er kann nicht lügen. Nur ſchaue man mit reinem Verſtande, und unvorgefaßtem Herzen in ihn, nicht flüchtig, ſondern aufmerkend.

Wie mächtig iſt eine Gebärde! Ueberzeugend, aufregend, bleibend. Wenn wir an einen Abweſenden gedenken, ſtellet ſich uns zuerſt eine Gebärde von ihm dar, oder vielmehr er ſelbſt charakteriſtiſch in ſeinen Gebärden. So verewigen ſich in uns Momente des Zutrauens und der Liebe, wie des Widerwillens und Abſcheus. Denke an einen Menſchen: wie dir ſein Bild in der Gebärdung zuerſt einfällt, ſo iſt er in dein Herz geſchrieben.

In zarten ſowohl als feurigen Empfindungen hängt alles an der Gebärde; oft entweichen wir ſelbſt dem Wort der Lippe als ob es jenen innern Ausdruck ſchwächte oder entweihte. „O ſprich nicht, ſagen wir; gib mir deinen Blick, deinen Wink; die Seele ſelbſt iſt ja unausſprechlich.“ Im ſeelenvollſten Ausdruck des Schauſpiels hängen wir an einer Gebärde, und überhören gerne das Wort: „wozu, ſagen wir, iſt's nöthig? da jene alles ſaget.“

Wenn aber die Gebärde der Empfindung Worte verſchmähet, wird ſie in der Natur nicht eine andere Freundin haben die ſie begleitet? Es iſt die Muſik; Töne unterſtützen die Gebärde natürlich. Nicht nur daß in beiden auf dem Zeitmaß, auf Modulation ſo viel beruhet; denn auch in Gebärden, im Gange, im Auge, in Miene und Handlung ſpricht Bewegung, Maß der Bewegung das meiſte. Nichts z. B. ſtöret uns mehr als ein ungleicher Gang, eine ſtockende falſche Stimme, u. ſ.; ſie bringen uns gleichſam ganz aus dem Tact unſerer Seele.

Aber nicht Bewegung allein; die Töne ſind eben das was einem andern Sinn die Gebärden ſind, Ausdruck der beweglichen Natur, elaſtiſche Schwingungen, eine unmittelbare Herzensſprache:

Gleiches zu Gleichem geſellet ſich alſo; ja eins ruft das andere auf und führet es mit ſich. Mit der wiederkommenden Gebärde des Abweſenden kommt uns gern, auch ohne Worte, der Ton ſeiner Stimme wieder. Bei einer uns entzückenden Stellung wünſchen wir daß ſie Ton würde! Wenn auf dem ſprechenden Theater edle oder ſanfte Empfindungen zur größeſten, d. i. einfachſten Höhe ſteigen, heben ſie ſich entweder ſelbſt zum Ton, oder wir vermiſſen und entbehren ſchmerzhaft die ihnen analogen Töne, mit denen ſie unſerm Gefühl nach die Natur ſelbſt verknüpfte.

Bei allen Völkern der Erde geſellten ſich alſo Töne und Gebärden. Die Tänze der ſogenannten Wilden ſind mimiſch, ſie ſeyen Kriegs- oder Friedens-, Freuden-, Spott- oder Liebestänze. Freude und Liebe, die ſüßeſten Empfindungen des menſchlichen Herzens, ſind indeß die Seele des Tanzes; Haß und Spott ſelbſt müſſen in ihm (z. B. in den Kriegs- und Spottänzen der Wilden), wenn ſie tanzfähig werden ſollen, zur Freude werden.

Und wie ergreift der Tanz alle Naturmenſchen! wie zeigt ſich in ihm die innere und äußere Elaſticität, der Charakter! Daher die wundergroße Verſchiedenheit der Nationaltänze, die alle doch auf Einen Zweck hinausgehen und Eine Menſchengeſtalt zeigen. Unter günſtigen Himmelsſtrichen leben und weben wohlorgniſirte Nationen in dieſen Vergnügungen, in denen Seele und Körper, zuſammen ſich erfreuend, eins werden. Der Sklave vergißt Bürden und Geißel, wenn er am Feſttage hüpfet. Das künftige Leben iſt dieſen Naturmenſchen eine immer wechſelnde Kette von Tänzen der Lieb' und Freude.

Sahet ihr je die menſchliche Natur lebendiger als im ſeelenvollen Tanz? Wirkt eine der ſogenannt-ſchönen Künſte lebhafter, oft gefährlich lebhafter als dieſe auf das Herz der Jugend? Anmuth iſt in der Sprache; Zauberei in Tönen und Gebärden.

*

Fehlen konnte es alſo nicht daß nicht jede zu Freud' und Liebe gebildete Nation das geiſtige Band zwiſchen Tönen und Gebärden zu einer Art von ſchöner Kunſt machte; jede auf ihre Weiſe. [1] Wie viel die Griechen auf Tänze gehalten, iſt bekannt; wie weit ſie es darin gebracht, was ſie in ihm auszudrücken vermocht haben, darüber möge uns Athenäus, Lucian und ſo manches begeiſterte Gedicht der Anthologie belehren.

*

Nicht alles aber kann der Tanz, nicht alles die ſtumme Gebärde, auch von Muſik begleitet, ausdrücken; Muſik mit Sprache in Verbindung gebracht und dann von Gebärden unterſtützt, öffnet ein neues Feld der Dichtkunſt. Kann der Tanz dahin eingeführt werden; wohl! Dann aber wirke er durch ſich, oder angeführt von ſingenden Chören; Geſang und Tanz in Einer Perſon hindern einander.

So verſchieden die Werkzeuge der Sprache und des Geſanges ſind, ſo nachbarlich ſind ſie einander. Wer lieſet ein lautgeſchriebenes Blatt, ein hochaccentuirtes Recitativ, ohne daß er's ſelbſt laut oder in der Seele recitire, wohl gar mit Gebärden begleite? Sobald Modulation die Sprache über ein gemeines Geziſch emporhebt, gibt ſie ihr gleichſam den ganzen geiſtigen und körperlichen Ausdruck. In ihm genießen wir eine Art Fülle, Vollendung.

Die erſte der neueren Sprachen, die ſich zu dieſem muſikaliſchen Ausdruck emporſchwang, war die italieniſche; lange vorher ehe Opern da waren, war in ihr der Geiſt der Oper. Dante, Petrarca, Arioſto, Taſſo, Guarini ſangen indem ſie ſchrieben; wer ſie lieſet ſingt mit ſelbſterfundner Melodie, ſo eintönig dieſe auch ſeyn möge, ihre Modulationen nach. Aus dem Madrigal, dem Liede, der Stanze, entſtand die italieniſche Oper.

[1] S. Cahuſacs Geſchichte der Tanzkunſt in der Sammlung vermiſchter Schriften (Berlin, bei Nikolai) überſetzt; in der ſich auch Lucians Schrift vom Tanz, Boſſius vom Rhythmus u. ſ. finden.

Natürlich hielt ſie ſich an die Gegenſtände die zur Muſik die fähigſten waren, an Scenen der Liebe und Freude. Daher die Verzierungen, die man der Oper ſogleich in ihrer Geburt beifügte; Scenen der ſchönen, wohl auch romantiſch wilden Natur, Chöre, Tänze. Für alle Sinne wollte man ein Arkädien ſchaffen; in gemeinſchaftlicher Freude ſollte Auge und Ohr daran theilnehmen.

Genuß mit andern erhebt und begeiſtert; daher die Chöre. Auf dem Gipfel der Begeiſterung iſt man trunken; daher die Tänze. Das entzückte Auge will das Schönſte jeder Art ſehen; daher die Decorationen in Kleidungen, im Theater. Daher die Hirten-, Götter-, Wunder- und Feenwelt, die der Oper einheimiſch wurden.

Unnöthigerweiſe hat man ſich über dieß Wunderbare der Oper gequält, wie Menſchen an dergleichen Träumen der Un- oder Uebernatur Geſchmack finden können. Sind wir im wirklichen Traum nicht eben ſowohl in einer Zauberwelt? und wie wahr ſind uns die Träume! Darf's alſo keine Kunſt geben die uns mit den ſchönſten Träumen aufs ſchönſte auch wachend vergnüge? Einmal in eine Welt geſetzt in der alles ſingt, alles tanzet, entſpreche auch die Welt ringsum dieſer Gemüthsart: ſie bezaubere.

Nach leiſen, ſodann wilden und verworrenen Anfängen in Italien trat die Oper in Frankreich auf. Hier fand ſie eine wenig accentuirte, flüchtige, faſt unmuſikaliſche Sprache und einen verwöhnten Geſchmack. Dieſem bequemte ſie ſich; dagegen aber brachte der raſtlos muntre, raiſonnirende Geiſt der Nation in das was ſonſt ein Chaos der Töne und Scenen geweſen war, Anſtand und Ordnung. Hinter verwirrten, gemeinen Stücken der älteren franzöſiſchen Operndichter trat der beſcheidne Quinault auf; er in ſeiner Art ein ſo großer Ordner des lyriſchen Theaters, als Corneille und Racine es für die Tragödie ſeyn mochten. Quinault hat ſo ſtarke und ſo ſüße Stellen als jene tragiſchen Dichter in ihrer Gattung; dazu in einer Sprache die der Muſik mehr widerſtand

als der tragischen Rede. In Recitativ und Chören hat er das französische Sentiment zur Musik gleichsam organisirt. Klarheit der Exposition, Ordnung, Folge der Scenen, Anstand sind in seinen Stücken, wie bei jenen Dichtern. Daß er Sujets dieser Gattung wählte, daß er seine Flöte zur Posaune des Ruhms, seine Lyra zur Galanterie stimmen mußte, hatte er auch mit jenen Dichtern gemein, und war nicht seit ihrer Entstehung in Italien die Oper eine Puppe des Divertissements an Vermählungs- und andern Festen gewesen? Wie anders als daß, da sie in Frankreich eintrat, sie sich in das Element der französischen Nation und Ludwigs freiwillig tauchte? Um so höher steigt das Verdienst des Dichters, der auch in die flachste Modesprache Gefühl zu bringen wußte.

Jetzt sind Quinaults Opern Schattenrisse; ein Text ohne Noten. Nichts ist vorübergehender als Prachtscenen, Galanteriestücke, Feuerwerke, Illuminationen. Nichts vorübergehender als selbst Lieblingsgänge der Musik. Unser Ohr wird anders gestimmt mit den Zeiten; Pracht und Galanterie, die Kinder der Mode, wechseln. Das Wahre allein, Verstand und Empfindung, dauern. In ihnen sind Quinault, Addison, Metastasio, jeder künftige Metastasio Diener einer und derselben Engelssprache, der Sprecherin für alle reinen Menschenempfindungen, der Musik.

Wo die Oper jetzt stehe, wissen wir: auf dem Kunstgipfel der Tonkunst und Decoration, fast mit Vernachlässigung des Inhalts und der Fabel. Den Opernbichter nennet man jetzt kaum; seine Worte, die man auch selten versteht, und die noch seltner des Verstehens werth sind, geben dem Tonkünstler nur Anlaß zu seinen (wie er's nennt) musikalischen Gedanken, dem Decorateur zu seinen Decorationen. Musikalische Gedanken ohne Worte, Decorationen ohne eine verständige Fabel sind freilich sonderbare Dinge; wir denken aber einmal in der Oper rein musikalisch. Sie ist der Ort,

Où dans un doux enchantement
Le citoyen chagrin oublie
Et la guerre et le parlement
Et les impôts et la patrie,
Et dans l'ivresse du moment
Croit voir le bonheur de sa vie. [1]

Hat der Tonkünstler durch diese Zurücksetzung des poetischen Stoffs gewonnen oder verloren? Für seine Kunst glaubt er gewonnen zu haben; er darf seine Arien drehen und wenden nach Herzenslust; höchstens passet er sie der Kehle an, die sie herwirbelt. Als Tondichter aber, als Sprecher und Wirker der Empfindung hat er gewiß verloren. Spazieren seine Töne in der Luft, verschlingen sie sich nicht unmittelbar mit Worten und Scenen der Empfindung, so dringen sie nie ans Herz, sie bleiben im Ohre. Bearbeitet er einen unwürdigen, gar schändlichen Stoff, muß seine süßen Töne an Laffereien, an ein Persiflage alles Großen, Guten und Schönen verschwenden; o wie bedauern wir den Tonschöpfer! Wie bedauern wir, zauberischer Mozart, dich in deinen così fan tutte, Figaro, Don Juan u. s. Die Töne setzen uns in den Himmel, der Anblick der Scenen ins Fegefeuer, wo nicht gar tiefer. Läßt der Tonkünstler sich gar hinreißen, seiner musikalischen Drehbank zu Gefallen, die Empfindungen zu zerstücken, zu kauen und wieder zu kauen, zu cadenziren — Unmuth erregt er statt Dank und Entzückung in unsrer Seele! Schnüret er endlich seine Kunstmaschine Sängern und Sängerinnen so an die Kehle daß Held und

[1] Wo wie vor süßen Zaubereien
Der Bürger seinen Gram verträumet,
Vergisset Krieg und Plackereien,
Und was er selbst an Pflicht versäumet,
Haus, Vaterland und Schurkereien
Des Rechts, Auflagen — ach, er träumet
In einem trunknen Augenblick
Sich seines Lebens — Opernglück.

Heldin darüber zu Spott werden, folgt er dem Trödelkram sogenannt weicher Empfindungen bis zu Scenen ausgelaſſener Frechheit: wie? hätte er gewonnen? und nicht das Beſte, den Zauber ſeiner Kunſt, die höchſte Einwirkung aufs menſchliche Gemüth verloren?

Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der, dieſen Trödelkram wortloſer Töne verachtend, die Nothwendigkeit einer innigen Verknüpfung reinmenſchlicher Empfindung und der Fabel ſelbſt mit ſeinen Tönen einſah. Von jener Herrſcherhöhe, auf welcher ſich der gemeine Muſikus brüſtet daß die Poeſie ſeiner Kunſt diene, ſtieg er hinab und ließ, ſoweit es der Geſchmack der Nation, für die er in Tönen dichtete, zuließ, den Worten der Empfindung, der Handlung ſelbſt ſeine Töne nur dienen. Er hat Nacheiferer; und vielleicht eifert ihm bald jemand vor. Daß er nämlich die ganze Bude des zerſchnittenen und zerfetzten Opern-Klingklangs umwerfe, und ein Odeum aufrichte, ein zuſammenhängend lyriſches Gebäude, in welchem Poeſie, Muſik, Action, Decoration Eins ſind.

Bei den Griechen war die ganze Sprache Geſang (μέλος); in die kleinſten Theile und Wortfügungen derſelben, in die verſchlungenſten Gänge der poetiſchen Erzählung erſtreckte ſich die eben ſo verſchlungene Kunſt des Rhythmus und der Metrik. Leſet Pindar, Aeſchylus, ja alle tragiſchen und komiſchen Chöre. Wer eurer getrauet ſich verſchlungene Erzählungen ſolcher Art mit Wirkung zu componiren? Die Griechen thaten's, und mit großer Wirkung. Euch müſſen die Empfindungen abgerupft und ausgepflückt in die ſanfteſten Perioden verfaßt oder gar in einzelnen Worten als Interjectionen aufgetragen werden. Das mio ben, das Idolo mio, mia sposa oder die fedeltà, il fà, felici, amici u. ſ. Die Au-Au- und Wau-Wau-Arien, die Nieße- und ſtummen Hum-Hum-, Dumm-Dumm-Duette, auch die Liedchen:

Hurre, Rädchen, hurre,
Schnurre, Mädchen, ſchnurre,

habt ihr ſo gern! Vor allen die Liebeszotteleien

Reich mir dein Händchen,
O ſüßes Pfändchen,
Gib mir dein Mündchen,
O ſüßes Kindchen u. ſ.

In wie anmuthsreichen Zeiten leben wir! in züchtig-unzüchtigen, muſikaliſch-theatraliſchen Zeiten, da der Tonkünſtler ſeine muſikaliſchen Gedanken und Empfindungen, mir nichts, dir nichts, jedem Unſinn anpaſſet, und der decorirte Schauſpieler ſein

Gib mir ein Schmätzchen,
O du mein Kätzchen,
Gib mir ein Mäulchen,
O du mein Eulchen

ohne alles Erröthen ſingt, indeß Parterre und Gallerien in Empfindungen lieblicher Töne zerſchmelzen.

Wie wäre es, wenn wir eine Olla Potrida ſolcher muſikaliſchen Gedanken und Empfindungen unſerer neueſten deutſchen Oper zur Probe gäben? Groß kann ſie nicht werden, denn in jeder ſind faſt dieſelben Worte, dieſelben Reime. Auch mag ja jeder ſuppliren. O daß ſie gegeben werden kann und werden muß! So entweihet ſind Sprache und Töne!

Olla Potrida

muſikaliſcher Gedanken und Empfindungen,

oder

die neueſte deutſche Oper.

Ouverture.

Der Muſika zu Ehren
Läßt das Orcheſter ſich hören:
Denn Decorationen,
Proceſſionen,

Tartaren, Janitſcharen,
Kalmuken und Huſaren,
Völker aus allen Zonen
Werden dort ziehn und thronen.
Wohlauf, ihr Geigen,
Zum Schwirren und Steigen!
Wohlauf, Trompeten,
Zu morden und tödten,
Und ihr Poſaunen,
Zum Staunen!
Auch ihr Schalmeien
Müſſet drein ſchreien
Hobo'n, Hoboen,
Quieken und drohen,
Die Flöte klagt,
Das Hifthorn jagt,
Der Brummbaß brummt,
Auf der Vorhang! Klapps! Alles verſtummt.

Erſte Scene.

Duett.

1. In lieblichen Flammen
Treten wir zuſammen.
2. Zuſammen.
In Flammen.
1. Herzlich,
2. Schmerzlich.
1. O ſüßer Schmerz;
2. O ſüßes Herz!
1. Schmachtend, ſehnend,
2. Seufzend, thränend.
1. 2. O Liebespein!

1. Muß es ſo ſeyn?
2. Es muß ſo ſeyn.
1. So geb' ich mich darein.

1. 2. Darein.

Zweite Scene.

Terzett.

3. Die Liebe fordert Kraft und Muth,
So wie der dürre Zunder Gluth.
Hier Stahl! hier Stein! hier Stein! hier Stahl!
Ping, pang!
Twing, twang! (Genau accompagniret.)
Da brennt das Zünderlein!

1. 2. Zünderlein!
Ach da brennt das Zünderlein.

1. Wohlan! Ich habe Muth!
2. Wohlan! Ich habe Gluth!
1. Friſchen Muth!
2. Junges Blut!
3. Seyd auf der Hut!

1. 2. Schon gut! ſchon gut!
Wuth! (Ein ſchrecklich wüthender Läufer erhebt ſich im ganzen Orcheſter. Die Liebeswuth beider Liebenden ſchildernd. Der Vorhang fällt.)

Dritte Scene.

Duett.

1. Auf Knien!
2. Verziehen!
1. Wie ſchlägt mein Herz!
Tick Tack!
2. Es bricht mein Herz,
Krick, Krack!

1. Lieschen, wie heißt du?
2. Hänschen, wie, beißt du?
   Wie beißt du. (Alle Instrumente drücken den Liebesbiß schmerzlich aus; die Sängerin cadenzt ihn entzückend.)
1. Es war nur Scherz.
2. Nur Scherz? (Ein schrecklicher Zank erhebt sich auf der Bühne und durch alle Instrumente. Die Nachbarn sammeln sich allmählich.)

Sextett.

1. O welch ein Lärmen!
2. Ich beschwöre den Himmel!
1. O welch ein Schwärmen!
2. Welch ein Getümmel!
3. Hört ihr die Lüfte pfeifen?
4. Hört ihr die Liebende keifen?
5. Die pfeifen!
   Die keifen!
6. Das Kätzchen ächzt, Miau!
1.. 2. 3. 4. 5. 6. Die Hunde heulen: Wau!
   Wau! Wau! (Ende des Finals.)

Vierte Scene.

Chor. Doch seht, da kommt von ungefähr
   Die liebe Sonne wieder her.
1. O Sonne!
2. O Wonne!
3. Wie die Weste schmeicheln!
4. Wie die Zephyrs heucheln!

5. Und die Blumen ſich neigen.
6. Und die Gipfel ſich beugen.

1. 2. 3. 4. 5. 6. (Sonne, Wonne, heucheln, ſchmeicheln, Beugen, Neigen, Blumen, Gipfel, Weſte, Zephyrs, alle in lieblichem Gewirr durcheinander.)

1. Rohrdommel trommelt dort im Rohr.
2. Sieh auch der Eſel kuckt hervor;
3. Die Lerche ſingt ihr Tireli,
4. Das Küchlein zirpt Pipi,

3. 4. Das Hähnchen Kikriki.

5. Das dumme Rindvieh, ruft: Muh! Muh!
6. Der ſchlaue Kuckuck: Kukuku!

Tutti. (Alle dieſe Töne vermiſchen ſich; Schaf und Ziege treten mit ins Chor; der Kuckuck aber läßt ſich den Rang nicht nehmen. Er und Rohrdommel enden in einem angenehm cadenzirten Wettſtreit, den Lerche und Küchlein, Hähnchen und Rindvieh, Lämmchen und Ziege auch nicht verſäumen; ein Meiſterfinale! (Finale d'un Maestro.)

Fünfte Scene.

Duett.

1. Und horch, da ſchlägt die Nachtigall!
   O welch ein Schall!
2. Und dort ertönt des Hirten Flöte!
   Sie kommt, die holde Abendröthe.
1. Süße Flöte!
2. Abendröthe!
1. Ach, er ſingt ſo ſchöne Lieder!
2. Und ſie glänzt ſo lieblich ſüß.
   Göttin Echo, blaſe wieder!
1. Hört, die gute Göttin blies!
2. Süß! Süß!

1. Und wie der Mond
Am Himmel thront,
2. Wo Lieb' und Treue wohnt.
1. Reich mir dein Händchen,
2. Gib mir dein Mündchen,
1. O welch ein Pfändchen,
O süßes Kindchen!
2. O Paradies!
1. 2. Wie süß! wie süß!
1. Doch sieh, da kommen die Feen schon!
Titania ist auf dem Thron.
Wie sie in die Blüthen schlüpfen!
2. Wie sie auf den Wiesen hüpfen!
1. Sie singen ihrer Königin
Mit munterm Tritt und leichtem Sinn
Ihr Schlaflied: Lullabey!
Lulla-lulla-lullabey! —
2. Und der Käfer summt: Day! Day!
1. Aufgeschaut!
2. Liebchen, mich graut.
1. Der Mond scheint hell!
Der Tod reit schnell.
Hu! Hu!
2. Komm, Liebchen, komm zur Ruh.

Abschied.

1. So enden denn heut unsre Lieder.
2. Und übermorgen kommt ihr wieder.

Alle. Wir kommen wieder.

1. 2. Adieu.

Alle. O weh.

Der Nachtwächter.

Ihr lieben Leute, ſeyd munter und wacht,
Mit Tönen in der dunkeln Nacht
Hat ſich ein Geiſt verſchworen:
Er faßt euch bei den Ohren
(Herausſtrömende Menge in fröhlichem Taumel.)

Chor. Ja Ohren!

1. Liebchen, wie heißt du?
2. Schätzchen, wie ſchreiſt du!
Wie ſchreiſt du!

Nachtwächter.

Drum findet glücklich euer Haus,
Und ſchlafet das Getön' hinaus.
Seyd morgen neugeboren,
An Herz, Verſtand und Ohren,

Chor. Ja, Ohren!

Nachtwächter. Die Thoren!
Zeit verloren!
Erfroren.

„Honigſüße Wortkügelchen! liebliche Mohn- und Biſamreime! Wer mit ſo etwas genährt wird, kann ſo wenig rein ſchmecken, als die wohlriechen können die in der Küche wohnen. Jüngling, der du in dieſem öffentlichen Geſchmack nicht ſprichſt, und was etwas ſehr ſeltnes iſt, geſunden Verſtand liebeſt, ich will dich mit keiner geheimen Kunſt betrügen.“ [1]

[1] Melliti verborum globuli! dicta papavere et sesamo sparsa! Qui inter haec nutriuntur non magis sapere possunt, quam bene olere, qui in culina habitant. — Adolescens, quoniam sermonem habes non publici saporis et quod rarissimum est, amas bonam mentem, non fraudabo te arte secreta. *Petron.*

Beilage.

Wirkt die Muſik auf Denkart und Sitten.

Die Wachſamkeit der griechiſchen Geſetzgeber über die Muſik iſt bekannt. Sie verboten, ſie beſtraften die Einführung neuer, weicher üppiger Tonarten; und als dieſe Wachſamkeit nachließ, wem ſind nicht die Klagen der Philoſophen und Staatsweiſen darüber im Gedächtniß?

Uns dünkt dieſe Aufſicht über eine ſogenannt ſchöne und freie Kunſt lächerlich; ob aber mit Grunde? Sind muſikaliſche Weiſen (wie auch ihr Name ſagt) Weiſen und Wege der Empfindung; werden ſie nicht, mit Worten verbunden, wirkliche Denkweiſen? Die Geſangweiſe ſchleicht ſich ins Herz, und ſtimmt es unvermerkt zu Tönen, zu Wünſchen, zu Beſtrebungen in dieſer Tonweiſe, in dieſem Modus.

Bemerket kleine und große Völkerſchaften. Hier ein freies Völkchen, das vielleicht in einem armen Thal muntre Lieder des Fleißes und der Fröhlichkeit ſingt; dort ein gedrücktes Volk, dem Kreuz-, Jammer-, Sterbelieder die liebſten ſind, weil es nichts ſeliger findet als im Grabe zu modern. Ein drittes, das müßig und entnervt in üppigen Liedern ſchwärmet; ein viertes, das auch in Tönen nur perſiflirt — verfolgt dieſe Völker in ihre Denk- und Lebensweiſen, ihr werdet Abdruck und Inhalt ihrer Tonarten darin finden. Wem iſt nicht bekannt wie viel der Stifter einer fleißigen, ſanften, klugen und beſtrebſamen Gemeine in dieſem Jahrhundert ſchon durch Geſänge und Geſangweiſen auf ſie wirkte? Wer weiß nicht wie mächtig im Kriege oft ein Marſch, ein Geſang war?

Gleichgültig kann es alſo nicht ſeyn wenn gedankenleere, ſchmachtend üppige Operngeſänge oder componirte Trivialitäten der meinſten Art jeden andern Geſang verdrängen. Als Vergnügen ſelbſt werden ſie bald ein fades Vergnügen, da ſie am Ende kein

Wort zulaſſen, als: „der große Tonkünſtler!“ Oder „herrliche Stimme! und vortrefflich accompagnirt!“ Dergleichen Lobeserhebungen machen Kopf und Herz zum hohlen Reſonanzboden, ſowie Inhalt und Inſtrumente das Leben zum Fidelbogen und zur Fidel machten. Man ſtreichet und ſtreichet. — Da Capo! Ancora! Elender Zweck der zweckloſeſten Wirkung! Haben im Reiche Plutons die Danaiden eine traurigere Uebung?

„Der Künſtler (ſagt Petron, wenn wir ihn ferner anwenden dürfen)[1] hat hiebei die geringſte Schuld. Sie müſſen mit Unſinnigen raſen. Wollen ſie nicht, wie Cicero ſagt, im Theater allein gelaſſen werden, ſo müſſen ſie es wie die Schmarotzer machen, die, weil ihnen nach den Mahlen der Reichen lüſtet, auf nichts ſo ſehr denken als den Anweſenden das Gefälligſte zu ſagen. Dieß können ſie nicht anders, als wenn ſie ihren Ohren irgend nachſtellen. Hängt nicht auch der Fiſcher eben das an den Hamen was den Geſchmack der Fiſche reizet? Thut er's nicht, ſo ſitzt er hoffnungslos am Felſen. Wer iſt alſo zu ſchelten? Die Eltern, die nicht wollen daß ihre Kinder unter einem ernſten Geſetz fortſchreiten ſollen.“ Wer für die Oper dieſe Eltern und Kinder ſind, iſt nach jedes Ortes Weiſe leicht zu erörtern.

Klagt das allgelehrige und das allvergeſſende Publicum nicht an, als ob es nur für üppige Geſänge ein Ohr habe. Welch Stück

[1] *Minimum* in his Doctores peccant, qui necesse habent, cum insanientibus *furere*. Nam ni dixerint quae adolescentuli probent, ut ait Cicero, soli in scholis relinquentur; sicut ficti adulatores, cum coenas divitum captant, nihil prius meditantur quam quod putant gratissimum auditoribus fore; nec enim aliter impetrabunt, nisi quasdam insidias auribus fecerint. Sic magister, nisi tamquam piscator eam imposuerit hamis escam, quam scierit appetituros esse pisciculos, sine spe praedae moratur in scopulo. Quid ergo est? *Parentes* objurgatione digni sunt, qui nolunt *liberos suos severa lege proficere*.

Petron.

unter Mozarts Compositionen ist in Deutschland öfter aufgeführt worden als die Zauberflöte? Geschah dieß ohne Ursache, ohne die doch nichts geschiehet? Nichts minder. So übel geleitet die Fabel, so übel gewählt die Worte seyn mögen, dem Unverständigsten schimmert der Inhalt der Fabel vor: „Licht ist im Kampfe mit der Nacht; jenes durch Vernunft und Wohlthätigkeit, diese durch Grausamkeit, durch Betrug und Ränke wirkend!" Auch die zwei Classen höherer und niederer Gesinnung, in Bestrebungen und Liebe sind allen begreiflich. Und welche Gesänge blieben im Contrast dieser Scenen dem Publicum die wertheſten? Gerade die immer erfreulichen, die moralischen, die edeln.[1] Wollet also nur, ihr Eltern, daß „eure Kinder unter einem ernsten Gesetz Fortschritte thun;" sie werden sie thun. Hängt gute Speisen an den Hamen, ihr Fischer; die Fischchen (pisciculi) werden schon beißen.

Ein einzig ausgestrichenes Wort beim Melodrama verbesserte alles, das Wort: Divertissement. Das kostbarste Schau- und Hörspiel, ein zusammengetragenes Ideal aller Künste, das über die Natur selbst hinausgeht, dieß zu einem inhalt- und wesenlosen Divertissement zu machen, ist Verrath gegen die Natur, Kunst und Menschheit. — Selbst amüsiren kann es euch nicht in seiner seel- und herzlosen Weise. „Mein Bruder (sagte jener zu lauter Amüsements eingeladene König), mein Bruder, der König hat mich zu Amüsements eingeladen; wann fangen diese wohl an? Bisher habe ich mich nur ennuyiret." Er sprach's den Tag vor seiner Abreise und — reisete ab, unamüsiret.

[1] Z. B. In diesen heil'gen Hallen. Ein zartes Herz kann nicht betrüben. Wir wandelten durch Feuer und Fluthen u. s.

00099882

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 10 March, 2016